Freundliche Schriften

für

freundliche Leser,

von

Franz Horn.

Erster Theil.

Nürnberg,
bei Johann Leonhard Schrag.
1817.

95 D

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Seiner

sehr theuern Freundin,

dem Fräulein

Amalie von Stein

gewidmet

von dem Verfasser.

Inhalt.

I. Das Eine, was hilft, eine Novelle.

II. Biographien und biographische Notizen.

III. Andeutungen verwischten Inhalts.

IV. Zur Kritik der deutschen Dichtkunst. Verschiedene Bemerkungen nach der Lektüre sehr verschiedener Schriften, oder nach der Aufführung verschiedener Schauspiele.

Otto von Wittelsbach.

Hamlet.

V. Kleine Gedichte.

I.

Das Eine was hilft.

Eine Novelle.

(Geschrieben im August und September 1816)

Bayerische Staatsbibliothek München

Das Eine, was hilft.

Erstes Kapitel.

Im Schlosse des Grafen Udo von Waldstein war heute alles in freudiger Bewegung, und alle Gesichter heiter; nur nicht das des alten Grafen und des alten Haushofmeisters Paul. Und doch hätten diese beide, wie es schien, die meiste Ursache zur Fröhlichkeit gehabt, denn sie allein kannten den, welchen man heute von zehnjährigen Reisen zurück erwartete. Der alte Graf hatte nämlich den seltsam scheinenden Einfall gehabt, seinen Sohn Wilhelm bereits im vierzehnten Jahre auf Reisen zu schicken und stets ihn und den Hofmeister ermahnt, die Reise so weit auszudehnen, und so spät wieder zu kommen als irgend möglich. Was aber noch seltsamer schien, war, daß er wenige Tage nach der Abreise seines Wilhelm den Sohn eines Mannes, mit dem er in langer bitterer Feindschaft gelebt, an Kindesstatt angenommen hatte. Der Knabe hieß Karl, war der Sohn eines Freiherrn von Weißenfeld und galt jetzt als Miterbe des Hauses.

Alle Hausgenossen freuten sich nicht wenig über den rüstigen heftigen Knaben, denn er verbreitete doch Leben in dem weitläufigen Schlosse, in dem es sonst fast klösterlich still zuging. Der alte Graf war fast immer finster, mitunter bis zur entschiedensten Schwermuth; seine einzige Tochter, Emma, zwar heiter und freundlich, aber allen rauschenden Vergnügungen abhold; und der alte Paul wurde wegen seines fast immer nachdenklichen Wesens, von der anderen Dienerschaft, mit schlechtem Scherze, nur der „geistliche Herr" oder der „Pater" genannt.

Zweites Kapitel.

Endlich an seinem zwei und zwanzigsten Geburtstage, hatte Wilhelm von Rom aus, den Vater nicht bloß gebeten, sondern wahrhaft angefleht, nun endlich zurück kommen zu dürfen. — „Ich habe die Welt durchstreift, schrieb er, aber ich kenne mein väterliches Haus nicht, alles was Natur und Kunst Herrliches haben, kann mir die Liebe und die Gegenwart des geliebten Vaters und der geliebten Schwester nicht ersetzen. Ich weiß, wie die Tiber rauscht und die Themse, aber nicht wie der Bach, der an dem Garten vorüber fließt, wo wir des Abends beim Thee so viel Gutes sprachen. Ich weiß viel zu viel für meine Jahre; aber eben in diesem viel zu viel ist die größte Dürftigkeit. Ich verarme, ich veröde,

o lassen Sie mich wieder um Sie seyn, lassen Sie mich mit Ihnen leiden, lassen Sie mich mit Ihnen mich freuen. Das Wort ist arm und kalt wenn es geschrieben ist, aber heilend wenn es gesprochen wird." — Der Hofmeister hatte hinzugesetzt, er sey mit seinen Ermahnungen zur Geduld am Ende, und er könne gleichfalls nichts anders als seine Bitten mit den Bitten des Sohnes vereinigen.

Drittes Kapitel.

Da erwiederte der Vater nach langem Kampf: „Es sei so wie du bittest. Ach, mein geliebter Sohn, du weißt nicht, was du bittest; aber ich sehne mich nach dir mit einer Inbrunst, die der vier und zwanzig jährige Jüngling nur schwach ahndet; und dennoch fürchte ich deine Rückkunft. Weißt du, was die Griechen wollten mit ihrem waltenden Schicksal und ihrer rächenden Nemesis? — Aber komm nur, ich werde doch nicht aufhalten was in den Sternen beschlossen ist."

Als Wilhelm den Brief empfing, sagte er zu seinem Hofmeister: Mein guter Doktor, der theure Vater ist recht krank; wir müssen sehr schnell reisen und doppelt gut gegen ihn seyn, damit er bald freundlich genese.

Der letzte Julius war zu der Wiedervereinigung bestimmt, und dieser Tag fing jetzt an zu leuchten.

Viertes Kapitel.

Karl war bereits um drei Uhr aufgestanden, und tobte jetzt im Hause umher, zürnend auf jedes Gesicht, das noch schläfrig erschien, oder nicht vergnügt genug aussah. Er hatte die beiden nicht sehr hübschen Kammermädchen siebenmal geküßt, und sich von ihnen das Versprechen geben lassen, unendlich glückselig seyn zu wollen. Mit der männlichen Dienerschaft ging er schon etwas strenger um, und drohte mit ungemeinen Schlägen, im Falle sie sich nicht schnell complete Maigesichter anschaffen würden.

Mein Freund kommt, so rief er oftmals aus, mein einziger Freund! mein Bruder! Ich kenne ihn zwar nicht, ich habe ihn nie gesehen, allein das schadet gar nichts. Es soll alles so seyn wie ich es mir denke: ich will es haben. — Haben Sie es verstanden, liebste, beste Emma, gute, vortreffliche Braut, machen Sie mich nicht tod durch ihr gelassenes Kaffeetrinken.

Emma war gar nicht gelassen; sondern recht innig froh, aber alles was sie sagte, um ihre Fröhlichkeit zu beweisen, genügte ihm gar nicht. — Sie sind köstlich und vortrefflich, erwiederte er schnell, aber lyrische Gedichte werden Sie nie liefern können.

Dann ging er zu seinem Pflegevater und sprach ihn mit ähnlichen Worten an. Dieser aber erwiederte: Bete, mein Sohn, daß alles gut werde.

Das beste Gebet, sagte Karl mit verdrießlich-fröhlichem Gesicht, wäre, sich auf's Pferd zu schwingen, und dem Freunde entgegen zu reiten. Das verbot der Vater, und Karl sagte: O Gott, der Respekt und die Ehrfurcht sind herrliche Sachen; zuweilen aber etwas schwer.

Fünftes Kapitel.

Mit diesem Gefühle trat er in das Zimmer des alten Paul, und da er ihn erblickte, sagte er verdrießlich; doch mit mäßiger Stimme, um nicht zu sehr zu stören: Der Vater ermahnt mich zu beten, und hier finde ich gar einen der es thut.

Der Alte stand nämlich am Pulte und las mit ehrfurchtsvollem Gesicht in einer großen alten Hausbibel, und was er las rief ein schönes Feuer in die vom Alter sonst wohl ein wenig trüben Augen. Neben ihm lag auch das Gesangbuch, in dem er früherhin gelesen zu haben schien, und es war das Gedicht aufgeschlagen: „Jesus, meine Zuversicht."

Es gewährt eine eigene Freude, ehrwürdige alte Männer in der Bibel lesen zu sehen. Sie haben mit den Erdensorgen und der Erdenherrlichkeit nicht mehr viel zu thun, die gedruckten Buchstaben der heiligen Schrift gewinnen nicht selten für sie ein geheimnißvolles Leben, der Erlöser tritt oft recht nahe an sie heran, und sie machen sich in Demuth gefaßt,

ihn würdig zu empfangen. So ist es auch gleichfalls erfreulich, die Art zu sehen, wie sie manche andere weltliche Bücher, welche die Jugend zu sehr bewundert, lesen; denn das leise, ironische Lächeln was dann wohl ihren Mund umschwebt, ist so gutmüthig und rein, daß der kräftigere Jüngling gerade am wenigsten darüber zürnen kann.

Sechstes Kapitel.

Karl hatte anfangs nicht übel Lust gehabt, seinem heftigen Gemüthe auch in diesem Zimmer Luft zu machen, doch bei dem genaueren Anblick des Alten, siegte das Edle in ihm, und er setzte sich still in einen Winkel des Zimmers, um ruhig abzuwarten, wann das Lesen geendigt seyn würde. Die Zeit kam auch sehr bald, denn nach wenigen Minuten legte der Alte mit heiterm Gesicht die Bibel und das Gesangbuch zurück, setzte das Käppchen wieder auf das graue Haupt, und bemerkte nun erst den jungen Freiherrn, den er bescheiden begrüßte.

„Gott gebe Ihnen einen guten Morgen Herr Baron, sagte der Alte, aber Karl unterbrach ihn schnell: Ich habe keinen, denn ihr macht mich alle toll! — Auch sollst du mich nicht so feierlich Herr Baron nennen, sondern wie ehedem „lieber Junker" — du bist ja mein Erzieher.

„Das maße ich mir nicht an, denn ich bin ja nur ein einfältiger unstudirter Mann. Was ich Ihnen beigebracht habe: hätten Ihnen tausend andere besser beibringen können, und was ich Sie so gern gelehrt hätte, das habe ich leider Sie nie lehren können, weil Sie es abwehrten.

Was wäre das? fragte Karl, und sein feuriges Gesicht wurde noch röther, da er schon die Antwort vermuthen konnte.

Der Alte wies auf die große Bibel und sagte: „Trost zu schöpfen aus dem Buche."

Was Trost? was Buch? sollen Buchstaben trösten können? — Wenn ich je Trost bedarf, so wird die Weltgeschichte mir Trost geben, und die ganze große, reiche Natur.

„Armer, armer junger Mann!"

Siebentes Kapitel.

Da fuhr der Jüngling heftig auf, und sagte: du sollst mich nicht so nennen, ich befehle es dir!

Der Alte schwieg eine Weile, dann sagte er gelassen: „Ich habe in meinem ganzen sechs und siebzigjährigen Leben den Respekt nicht vergessen, den die Weltverhältnisse gebieten auch in Worten zu beweisen; aber bei Ihnen habe ich dieser Erinnerung auch nicht einmal bedurft, da mein Gemüth mich schon zu Ihnen als einem Kinde hinzog. Doch jetzt

könnte ich Sie, auch wenn Sie zürnten, nicht anders nennen, als einen armen Jüngling, weil Sie von Buchstaben reden, während ich der Worte des ewigen Lebens gedenke, die uns der Herr aus unendlicher Gnade geschenkt hat.

Nun, nun, nun, erwiederte der Freiherr gedehnt, es mag wohl seyn, daß ich heftig auffahren kann; daß ich es aber mit dir nicht böse meyne weißt du doch auch. Ich will ja auch das Buch, das du so hoch hältst, nicht verachten, das sey ferne; ich erkenne es ja an in seiner ganzen Merkwürdigkeit und Wunderbarkeit; aber ich kann es nur nicht so lieben wie du. Es macht mich ängstlich und wehmüthig, ja ich könnte weinen, wenn ich an manches Wort in demselben denke. — Sage selbst, ich bitte dich, wie kann man ritterliche Thaten thun, wenn man eben den Spruch gelesen: „Selig sind die da Leid tragen" oder den: „Ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel."

„Ihr nanntet vorhin die Weltgeschichte, erwiederte Paul. Wohl, so fragen Sie denn, um sich selbst zu antworten, den hohen Apostel, von dem ich alter Mann den schönen Namen trage, fragen Sie ihn, der das Schwerdt und den Lilienstengel zugleich in der Hand trug, fragen Sie Karl den Großen, den heiligen Heinrich, die Hohenstaufen, den fröhlich frommen Max — fragen Sie sie nicht, ob es möglich sey, Christum im Herzen zu tragen und

ritterliche Thaten zu thun, sondern fragen Sie dieselben ob es möglich sey, Ritter zu seyn ohne den Erlöser.

Achtes Kapitel.

Ich weiß, ich weiß! erwiederte Karl rasch, ich kenne sie alle, diese trefflichen Männer, ich kenne sie durch dich, und ich kann dir nie genugsam danken, daß du, so einfältiglich wacker mich in die Geschichte des theuern Vaterlandes eingeführt hast; obwohl du dich immer einen unstudirten Mann nennst.

„Der bin ich auch wirklich, sagte Paul, aber ein wenig Geschichte unseres lieben Vaterlandes, sollte jedermann kennen, dem irgend eine Stunde übrig ist, wo er nicht im Schweiße seines Angesichtes für das tägliche Brod zu sorgen hat, und Sie wissen ja, lieber Junker, wie gütig der Herr Graf gegen mich ist, und wie er mir nicht bloß jedes größere Geschäft erläßt; sondern wie er mir sogar befiehlt, zu ruhen und bequem zu leben.

Gütig ist er allerdings; doch was du eben sagst ist blos billig, denn greise Häupter soll man ehren. Das wußten die Alten so gut wie wir, aber nun bitte ich dich auch recht herzlich, freue dich gehörig mit mir, daß heute der Sohn deines guten Herrn ankommt.

„Freuen? erwiederte Paul. Es giebt wohl, in so weit wir schwachen Menschen darüber reden können, für unsern Herrgott nichts Wohlgefälligeres, als die unschuldige Freude seiner Menschenkinder; aber es will mir heute damit nicht recht gelingen. Als ich heute früh aufstand, war mir ganz seltsam und weh um's Herz; doch als ich dann die beste Zuflucht nahm, die der Mensch nehmen kann, ich meyne zum Gebet, da wurde mir wieder leichter, und ich sehe jetzt dem was dieser Tag etwa bringen könnte wenigstens mit Gefaßtheit entgegen.

Neuntes Kapitel.

Da fuhr Karl wild auf, und sagte: Rasend könnt ihr mich noch machen, ich freue mich wie ein Kind auf meinen neuen Freund, und ihr sprecht von „weh um's Herz" und andern trüben tollen Dingen. Ich will Wilhelm als Bruder umarmen, und ihr zittert vor Gespenstern.

„Zürnt nicht, lieber Junker, erwiederte Paul, es kann ja auch alles gut gehen, — Habt Ihr aber denn nie gehört, daß man den Freund und den Bruder auch in der Umarmung erdrücken kann?

Er näherte sich ihm bei diesen Worten, die ihn selbst zu überraschen schienen, mit Herzlichkeit, und erblickte erst jetzt, da seine alten Augen nicht mehr

weit trugen, eine leuchtende Waffe in den Gürtel des Freiherrn.

„Ihr seyd bewaffnet? rief er erschrocken aus, und gar mit einem Dolche bewaffnet? ist das ritterlich?

Ich verzeihe dir die Frage, denn du verstehst das nicht. — Sieh nur das herrliche türkische Messer, und wie die Steine am Griffe funkeln, und doch der Stahl noch reiner zu funkeln scheint als sie. — Da zog neulich ein Armenischer Kaufmann hier durch zur Frankfurter Messe, wir bewirtheten ihn freundlich, und der Mann zeigte uns manche seiner schönen Waaren. Da entbrannte mein Herz beim Anblicke dieses Dolchs und ich bat den Vater ihn mir zu kaufen. Er wollte nicht gern daran, denn er scheint zu glauben ich mache doch nur Thörichtes damit. Endlich ließ er sich bewegen, da ich nicht abließ mit Bitten, und er zahlte die Summe, die wohl groß gewesen seyn mag, wegen der köstlichen Steine.

Zehntes Kapitel.

Sonderbar war es freilich, fuhr Karl nach einer Pause fort, daß auch der Kaufmann ein wenig nachdenklich bei dem Handel wurde, und als ich ihn späterhin — denn der Mann wußte manches Gute zu erzählen — einige Stunden weit auf die Heerstraße begleitete, so vertraute er mir, es sey eine eigene

Sache mit diesem Dolche. Es habe einmal ein junger edler Türke, durch ein wunderbares Verhängniß getrieben, seinen besten Freund mit dieser Waffe ermordet. Dann sey sie von einer Hand in die andere gekommen, und endlich in seine, und er wolle mir nur ehrlich gestehen, daß er sich recht freue, den Dolch so vortheilhaft losgeschlagen zu haben. — Mir ist dergleichen phantastisches Zeug immer zuwider gewesen, aber hier mußt' ich lachen, denn mir schien, als habe doch nur die trübe Luft, die in unserm Schlosse weht, auch den prosaischen Kaufmann mit einiger poetischen Wehmuth angesteckt.

Paul hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört, und sagte jetzt mit dem Ton des Bittenden: „Legt sie ab, es ist ja nun keine freundliche Waffe mehr, wenn sie schon einmal . . . o laßt es mich doch nicht aussprechen wovor ja auch der Mann schaudern darf.

Der bittende Ton traf wirklich für einen Augenblick des Jünglings Herz. Er nahm die Waffe, wie es schien mit dem Vorsatze sie dem Alten zu überreichen; dann aber zog er schnell die Hand zurück, steckte den Stahl wieder an seinen Ort, und rief: Es ist nicht möglich! ich kann mich nie von diesem Kleinod trennen! Du batest um etwas Thörichtes; und das muß man auch den besten Menschen abschlagen.

Elftes Kapitel.

Paul schwieg eine lange Zeit, dann sagte er: „So gebraucht sie denn nur als Christenritter, und möge das wunderbare Verhängniß, das, wie Ihr sagtet, den türkischen Jüngling trieb, keine Gewalt über euch haben.

Es läßt sich auf so etwas gar nichts antworten, erwiederte der Jüngling, und ich muß dich wohl recht lieb haben, daß ich nicht laut lache oder fluche. — Da bin ich nun so seelenvergnügt erwacht, denke an nichts, als wie ich den neuen Freund und Brüder erfreuen will, und wie wir dann gemeinschaftlich in die zitternd bange Luft dieses Schlosses einen frischern Ton hineinbringen wollen, und wie Ihr alle wieder aufleben sollt in uns, und durch uns, — und was muß mir da begegnen? — Mein verehrter Pflegevater, der seinen Sohn zehn Jahre lang in die Welt hinein verstieß, scheint sich auf ihn zu freuen, wie auf den Aschermittwoch oder wie auf einen plötzlich hereintretenden Todfeind, — und du stehst da, wie ein Uhu, der das Sonnenlicht nicht ertragen kann.

„Jüngling, erwiederte Paul fast feierlich, hast du nie gehört, daß jede Schuld sich auf Erden rächt, und daß das Verhängniß oft den Vater straft im Sohne? — Doch soll mein Gemüth nicht ängstlich zagen, denn unser Heiland spricht Vergebung.

Karl unterdrückte einige zwanzig fantastische Ausrufungen, die sich schon auf seinen Lippen zu bilden schienen, dann aber sagte er: Ich wollte, es käme ein tüchtiges Gewitter, das Krachen verstehe ich besser als diese Unkentöne.

Dann ging er schnell in den Garten; aber er zerdrückte fast alle Blumen, an deren Duft er sich freuen wollte. Und so konnte er nun das nicht.

Zwölftes Kapitel.

Es war etwa um diese Zeit, als der junge Graf Wilhelm von Waldstein mit seinem Erzieher, vor dem Kloster der barmherzigen Schwestern, anlangte, und Halt machte. Er hatte von dort aus etwa nur noch eine gute Meile bis zu seines Vaters Schlosse. Der Doktor, der jetzt nur noch als älterer und erfahrener Freund, nicht mehr als Hofmeister neben ihm stand, bezeigte sein Befremden über dieses Haltmachen; aber Wilhelm erwiederte freundlich:

Hier beginnt meines Vaters Gebiet, hier muß ich zu mir selbst kommen. Ich bin zu froh, zu selig, und die arme Menschenbrust erträgt das viel weniger als den höchsten Schmerz. Ich möchte diese Blumen küssen, die mich schon als Kind so freundlich ansahen. diese kleine Quelle rauscht noch immer und bietet mir ihr helles Wasser so wohlthätig an. Städte sind untergegangen während dessen, und Königreiche sind

gefallen, aber die kleine Quelle hat sich nicht irre machen lassen, und plätschert noch immer leise fort. Hier, hier ist meine Heimath, — Heimath! o ich möchte mir das Wort tausendmal wiederholen, um in dem süßen Laute zu schwelgen. — Und dieses Kloster! auch über seine Mauern ist der Weltgeist nicht zerstörend hinüber gegangen, hier ist alles noch so still wie sonst, es ist, als halte selbst die Zeit inne mit ihren Schlägen in dieser Wohnung des Friedens, der Andacht und der Wohlthätigkeit. Es zieht mich recht hinein in das Innere, und dort wird mir noch wohler werden.

Er zog die Schelle, und eine alte Pförtnerin öffnete, sie erkannte bald den längst erwarteten jungen Grafen, und sah ihn an mit dem Blicke der freundlichsten mütterlichen Liebe; aber kein lautes, verworrenes Freudenwort kam über ihre Lippen, denn ein ungetheilt Gott gewidmetes Leben wehrt den Rausch der Freude ab.

Dreizehntes Kapitel.

Wilhelm ging schweigend in das Innere der Kirche, und sank am Fuße des Altares auf das Knie nieder, im inbrünstigen Dankgebet für die glückliche Rückkehr, die ihm gewehrt worden, und tief erquickt und beruhigt stand er auf. Neben ihm stand jetzt die Priorin des Klosters, und reichte ihm freund-

lich die Hand zum Willkomm. Er küßte die Hand der wohlthätigen frommen Frau, und sagte: Nun erst ist mir ganz wohl: ich habe mein Herz zu Gott hinauf ausgesprochen, und eine milde Antwort ist mir von dort gekommen. O was ist es doch so göttlich und menschlich beruhigend, daß wir mit Gott reden dürfen.

Und, setzte die edle Frau hinzu, daß der Erlöser in der Mitte steht, der unser Gebet vor Gottes Thron bringt. Der Gedanke ist mehr als beruhigend, er ist beseligend.

Möge, fuhr sie dann nach einiger Weile fort, möge Ihre Ankunft, theurer Graf, Segen bringen, möge sie besonders Ihren würdigen Vater erheitern, der sich auf so viel Gutes wohl versteht; nur nicht auf die christliche Heiterkeit, möge es Ihnen gelingen, Ihren Pflegebruder, der sonst ein wackrer Jüngling ist, aus irrer Heftigkeit hinüber zu führen zu gelassen kräftigem Wirken.

Das gewähre mir der Herr, erwiederte Wilhelm, und blickte dabei gen Himmel; aber noch einmal muß ich sagen, mir ist so wohl, so wunderbar wohl, und ich möchte meinen Dank auch thätig beweisen. Sie, edle Frau, das weiß ich längst, reizt nicht mehr das irdische Gut; aber den armen Kranken, die sich Ihrer und Ihrer treuen Schwestern Pflege anvertrauen, möchte ich neue Hülfe bringen.

Er legte bei diesen Worten eine volle Börse in ihre Hand.

Es ist schön, erwiederte die Priorin, zu geben; schöner noch so zu geben, und so wird mir denn auch das Danken doppelt erfreulich.

Vierzehntes Kapitel.

Sie waren bei diesen Worten aus der Kirche gegangen und standen jetzt wieder im heitern Sonnenlicht. Der Graf nahm Abschied, und war schon einige Schritte von ihr, als sie ihn wieder zurück rief.

Und ich sollte Sie, den so reichlich Schenkenden, ganz unbeschenkt entlassen? Wir sind arm und freuen uns der Armuth; aber wie könnte auch Sie die Erdenpracht reizen? Etwas kann ich Ihnen schenken, das mehr ist als alle Erdenpracht, und vor dem alle Erdensorgen fliehen. — Sie nahm bei diesen Worten ein Kreuz von Ebenholz, das an einem einfachen Bande von gleicher Farbe hing von ihrem Halse. Empfangen Sie das heilige Zeichen unseres Glaubens. Es wird mir schwer, mich gerade von diesem Kleinod zu trennen, denn ganz besonders theuer ist es mir geworden. Oft schon, wenn ein Kranker in unseren Mauern sterben wollte, und in den letzten tief ernsten Stunden des Abschiedes schwere Phantasien, unselige Zweifel um ihn rausch-

ten und zischten, so nahte ich mich ihnen im Gebet, und hielt den brechenden Augen dieses Kreuz vor, und die armen Menschen fühlten sich neu gestärkt im Tode und erfaßten es wie das heilige Panier, das allein den Sieg gewähren kann.

Es soll mir heilig seyn, erwiederte der Graf, indem er es küßte, und es soll hier schützend ruhen auf meinem Herzen.

„Schützend ruhen", wiederholte die Matrone mit langsamem Ton, als sey ihr das Wort besonders bedeutend, und „schützend ruhen" wiederholte sie noch einmal, als schon der Graf mit seinem Begleiter, den Weg hinab, nach dem väterlichen Schlosse, ihrem Auge entschwunden war.

Funfzehntes Kapitel.

Der sanften Emma war es endlich gelungen den erhitzten Karl zu einiger Ruhe zu bringen, und er saß jetzt neben ihr, und tändelte mit den langen Locken, die über ihre Wange herabfielen. Der alte Graf und Paul standen im ernsten Gespräch am Fenster. Endlich, von einem seltsamen Gedanken ergriffen, rief Karl mit wunderbar funkelnden Augen aus: Mein Vater! mein Vater!

Der alte Graf, der sich gemeint glaubte, wandte sich um, sah ihn freundlich an, und sagte: Mein lieber Sohn.

Aber Karl hielt beide Hände vor's Gesicht und sagte: Ich meinte nicht Sie. Mein Vater, mein rechter Vater, wo ist er? O, warum lebt er nicht mehr? und warum kann ich doch nie mit stillem Schmerze, sondern nur immer heftig daran denken, daß er mir genommen ist? —

Udo wandte sich zu Paul und sagte fast kalt: „Siehst du wohl, daß das mein Schicksal ist?"

Nichts vom Schicksal, gnädiger Herr, antwortete Paul, der Himmel da droben ist überreich an Gnade.

„Für den, der gebüßt hat, erwiederte der Graf, nicht für den, der noch büßet."

Dann ging er einige Schritte zu Karl, und fragte: Und warum ist dein Schmerz so heftig?

„Weil mir ist, als müßte ich ihn noch rächen. — Er fiel im Duell, das weißt du. Kannst du den ritterlichen Zweikampf misbilligen? Du, ein edler Freiherr?

Sechszehntes Kapitel.

Nimmer, nimmer! erwiederte Karl, doch heischt die Pflicht vom Sohn, des Vaters Tod zu rächen. Freilich, setzte er dann nach einer Pause und mit einer bei ihm ungewöhnlichen Ueberlegung hinzu, freilich müßte jetzt der Mörder schon beinah ein Greis seyn, und dem grauen Haare darf ich mich

nicht gegenüber stellen. Das greise Haupt ehrten schon die edlen Alten, die wir Heiden nennen, und ich will nicht schlechter seyn als sie. — Aber er wird ja wohl irgend einen jungen Verwandten haben, oder, so Gott will, einen Sohn; das wäre mir so gerade recht. — Nun, nun, ich will mich auch beruhigen, denn entgehen kann er mir ja doch nicht. — — Ich kenne sein Gesicht, als hätte ich's immerdar gesehen, denn oft in weissagenden Träumen erschien es mir, und der blutende Vater sagte dann still: Das ist der, an dem ich Rache will.

Da trat Udo ihm noch näher und sagte: O nein, nein! nicht an ihm; an dem Mörder selbst nimm Rache.

Aber die sanft fröhliche Emma unterbrach ihn, und sagte: O lieber Vater, nichts so Trauriges! und Sie, mein trübseliger junger Freund, auch nicht ein Wort dieser Gattung will ich mehr hören! Ich bin freilich selbst Schuld, ich halte Sie nicht streng genug. Gleich ein anderes Gespräch, ich will es haben, oder wissen Sie nichts zu sprechen, so singen Sie ein gutes altes Lied, ich befehle es, ich, Ihre Herrin!

Siehst du wohl? sagte der Graf ohne Emma gehört zu haben, abermals zu Paul; doch dieser erwiederte mit einer fast lächelnden Sicherheit: Es ist allerdings nicht gut; doch was will das alles sagen, wenn unser Herr Christus mit uns ist? —

Siebzehntes Kapitel.

Der kräftige Jüngling gehorcht seiner Gebieterin, möge sie ihm auch noch so Schweres auflegen; und so mußte Karl jetzt singen. Aber er traf eine finstere Wahl, und begann das alte schauerliche Lied:

Dein Schwerdt, wie ists von Blut so roth,
Edward, Edward!

Als Emma ihn eben bitten wollte, ein anderes und fröhlicheres Lied anzustimmen, hörte man im Nebenzimmer ein Geräusch, wie von schnell Hereintretenden. — Er ist's! er ist's! rief Karl, indem er rasch aufsprang, und die Guitarre aus seiner Hand sinken ließ, mein Freund, mein Bruder! Mir sagt's mein Herz, das ihm entgegen schlägt.

Er hatte sich nicht geirrt, und als die Thüre rasch aufgerissen ward, trat Wilhelm in blühend sanfter Jünglingsschönheit herein.

Ohne den Vater zu sehen, eilte er rasch auf Karl zu, um ihn an seine Brust zu drücken. Doch diesen erfaßte bei seinem Anblick ein seltsam furchtbarer Schrecken, mit todtenblassem Gesicht wehrte er die Umarmung ab, und, indem nach und nach, ein fast fieberisches Zorneszittern seine Glieder durchzuckte, rief er aus: das ist mein Freund nicht, das ist mein Bruder nicht! Wehe mir! das ist mein Todfeind! das ist der, den ich oftmals sah in bangen Träumen!

Achtzehntes Kapitel.

Es ist ja Wilhelm, rief Emma erschrocken aus, es ist ja der Freund, den Sie, theurer Karl, seit Jahren schon ersehnt haben.

Sie schloß ihn bei diesen Worten in ihre Arme; aber er entwand sich ihr mit Kraft, und mit funkelndem Auge, gegen Wilhelm gewandt, rief er: du bist der, an dem ich meinen Vater rächen soll! Ich sehe meinen Vater! o seht ihr ihn nicht? Er winkt ja so sehr! und ich folge dem Wink! ich thue, was er befiehlt!

Wilhelm, der den nie gesehenen und doch so theuren fremden Jüngling gleichsam von Fieberschauern ergriffen sah, ging mit liebender Sorgfalt auf ihn zu, und, indem er ihn mit der Rechten umfaßte, sagte er: Erkenne mich doch, Karl, ich habe mich so sehr auf dich gefreut.

Da verließ den armen Jüngling jede Besonnenheit, und, wie durch bösen Irrwahn oder durch eine geheime finstere Macht getrieben, zog er rasch den Dolch aus der Scheide und zuckte ihn wüthend gegen Wilhelms Brust. — Aber der Stahl traf nicht des Jünglings Herz, sondern das heilige Kleinod, das er so eben von der frommen Frau erhalten hatte, und das jetzt schützend auf seinem Herzen ruhte.

Wilhelm stand unverletzt da, aber in seinem Gemüthe war eine so seltsame Mischung von Andacht

und Freude und Ueberraschung und Schmerz und Befremdetheit, daß er mit beiden Händen den Stuhl fassen mußte, um nicht in die Knie zu sinken.

Karl aber hatte kaum den Streich gethan, als er ausrief: O mein Gott! bin ich denn zum Tiger geworden? — Dann sank er erschöpft zu Boden und eine tiefe Ohnmacht umhüllte seine verworrene Sinne.

Neunzehntes Kaptel.

Auch wir werfen den verhüllenden Schleier über das Ende dieses trübe befremdenden Tages.

Die Nacht ist heilbringend, selbst wenn sie ohne Schlaf vorübergeht. Das wilde Gewühl der Leidenschaften, die im hellen Sonnenlichte ihr Wesen treiben, muß dann doch wenigstens Rede stehen, und Antwort geben dem Bessern in uns: und der verworrene Knäul der Sorgen und Schmerzen löset sich nach und nach sanft auf.

Der alte Graf war früh am Morgen am Bette seines Sohnes, der aufgerichtet da saß, und, als der Vater hereintrat, ihm schnell und mit ehrfurchtsvoller Liebe entgegen ging.

Udo küßte Wilhelms Stirn, und sagte dann gelassen: Hatte ich nicht Recht, dich von mir zu senden, und kannst du mir verzeihen, daß ich doch endlich schwach genug war, deine Bitte um Wiederkehr zu gewähren?

Ich verstehe Sie nicht, mein Vater, und ich vermag nicht, in Ihren Worten einen Zusammenhang zu finden mit dem was gestern begegnete. Was haben Sie gemein mit dem bösen heftigen Geiste, der gestern sein Spiel mit meinem Pflegebruder trieb? Mir ist die ganze Sache nur wie ein Traum, wie ein sehr schwerer Traum. Nicht um meinetwillen, denn was ist dem Christen — und ich darf ja seligstolz mich also nennen — was ist dem Christen zu sterben? aber daß der Jüngling, den ich so gern lieben möchte, und den ich wirklich liebe, daß er so ganz sich vergessen, und den Freund verletzen, ja morden wollte, den Freund, der sich so theilnehmend ihm nahte, — das ist es was mich tief betrübt, und worüber ich aus tiefsten Herzen Thränen vergießen möchte mein Lebenlang. —

Nein! fuhr er dann nach einer Pause fort, ich vermag den Gedanken gar nicht zu ertragen, daß er wirklich so handelte; auch handelte nicht er selbst, ein finsterer böser Geist handelte aus ihm heraus, und trieb sein trauriges Spiel mit dem unbewachten Jüngling.

Wohl sagst du wahr, erwiederte Udo, und dein Gefühl leitet dich recht, doch ahndest du das Schreckliche nicht, denn der den bösen Geist heraufrief daß er des Jünglings Seele verwirrend anfalle, der.... war ich.

Wilhelm trat ihm mit milder Liebe näher, und sagte unerschreckt: Ach hier ist viel Trübes und viel Krankes; aber ich will gern alles theilen und helfen wo ich kann, und gern dem Geiste stehen, den Sie mein theurer Vater gegen mich herauf beschwören.

Eine innige Umarmung hemmte lange Zeit den weitern Erguß der befreundeten Herzen, bis endlich der alte Paul leise hereintrat, der sich still entschuldigen wollte, daß er zu stören wage.

Dich trieb dein Herz, erwiederte Udo, und du wolltest mich nicht allein lassen in dieser schweren Stunde.

Zwanzigstes Kapitel.

Dann setzten sie sich still zusammen, und Udo fing an zu erzählen.

Es ist das schwerste Opfer für den Vater, dem geliebten Sohne nicht mehr in reiner Tugend erscheinen zu können, und enthüllen zu müssen was einst die Leidenschaft Sündhaftes beging; aber ich will dieses Opfer bringen weil ich es bringen muß, nur fordere nicht Ausführlichkeit da wo mir jedes Wort schon schwer wird auszusprechen.

Ich war von früher Jugend an der Freund von Wilhelms Vater, dem Freiherrn Gustav von Weißenfeld. Ich liebte ihn mit ganzem Herzen; aber wie ich späterhin sah und jetzt noch sehe, ich empfing

unendlich weniger zurück als ich gab. Mein Gemüth war sanft und anschließend, das seinige stürmisch und ungestümm; aber er war mir einmal als ein Höherer erschienen, und der Freund duldet gern was der Freund ihm zu ertragen auflegt. Ich vermißte nichts, denn ich liebte. Es hatte sich in seiner Seele eine gewisse feindliche Stimmung gegen die Menschen im Allgemeinen festgesetzt, die ich vergeblich zu zerstreuen suchte, da ich den tiefen innern Grund, eine entschiedene Selbstsucht, nicht zerstreuen konnte, weil ich dieselbe nicht in ihm ahndete. Ich liebte ihn ja, und wie hätte ich jenen Fehler in ihm vermuthen mögen? Er liebte auch mich in so weit er es vermochte; aber nur mich der ihn liebte, nur als den ihm Hingegebenen, nicht mich als freien Menschen.

Da wollte das Geschick, daß unser beider Herzensneigung auf eine Jungfrau fiel, die in Anmuth aufblühete, und bescheiden hervorragte unter ihren Gespielinnen. Alles in mir, was bisher nur als Keim und Knospe in mir gelegen, blühete jetzt rasch und hoch auf im brennenden Strahl der Leidenschaft, und ich durfte auch ihren Besitz zu hoffen wagen, denn mancher Blick und manches halbe Wort zeigte mir, daß auch ich ihr theuer geworden war.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Da wandte sich Gustavs Herz ganz von mir ab, und ein bitterer Haß gegen mich faßte in seinem Innern Raum. Er wollte sein Ziel erreichen, was es auch koste, er wollte die Geliebte sein nennen, sollte es auch nur mit Aufopferung der Freundschaft und der Tugend geschehen können, und so scheute er sich dann vor keinem Mittel, das mich, den Hindernden, aus seinem Wege entfernen konnte. Mit kluger Mäßigung begonnene Verläumdungen störten bald das schöne Vertrauen das sich anfangs bei Ida und ihrer Familie für mich gefunden, kühnere Beschuldigungen, die eben ihrer Kühnheit wegen, und weil der Freund sie vorbrachte Glauben fanden, entfernten endlich ihr noch ungesichertes Herz ganz von mir.

Ein dringendes Geschäft in Familienangelegenheiten entfernte mich einige Wochen aus der Gegend, und als ich zurückkam, erfuhr ich das ganze Gewebe des Verrathes und den vollendeten Freundschaftsbruch; zugleich aber auch empfing ich die entsetzliche Nachricht, daß Gustav mit Ida seit zwei Tagen vermählt sey.

Da wurde es wie mit einemmale Nacht um mich her, und Nacht in mir. Ich hatte den Freund verloren, ich hatte die Geliebte verloren, ich mußte den Freund hassen, und die Geliebte, mit verminderter Ach-

tung, bejammern. Es kam mir vor, als stände ich nun auf den Trümmern meines Lebens, auf der Asche meiner Jugend. Ich war so ganz allein, so mutterseelen allein, und selbst der Schmerz, der bei mir war, zeigte sich nur in verzerrter und verzerrender Gestalt.

Ich durchwachte einige Nächte mit entsetzlichen Gefühlen, die keine höhere Glaubenströstung linderte; und als ich endlich am vierten Morgen vor den Spiegel trat und mich ansah, da erfaßte mich ein grimmiges Mitleiden mit mir selbst. Die Wange war sehr blaß geworden, die Augen sahen hervor, wie aus dunklen Hölen, und das Haar hatte die schöne lockige Kastanienbräune der Jugend verloren. Da sagte ich zu mir selbst: Ich bin bisher sehr sanft gewesen, vielleicht auch schwach, und ich will nun einmal versuchen was der Zorn und die Rache Gutes und Freudiges haben mag. Der Ambos fühlt sich denn doch noch gerade zu unglücklich, und will auch einmal zum Hammer werden.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Laß mich, mein theurer Sohn, rasch hinübergehen, über die harten Momente, die nun in mein Gemüth und in mein Leben traten.

Man hasset nur wenn man geliebt hat, und nicht mehr liebt, und man kann nur grausam werden wenn man zu gelinde war.

Ich weckte den gehaßten Freund aus seinen süßen Träumen auf, zerriß sein Ehrgefühl durch giftvolle Worte, und bald standen wir beide zum ernsten Kampfe auf Leben und Tod, einander gegenüber. Seine Kugel fehlte; die meinige — o hätte ein Gott ihr gewehrt! — die meinige traf, und mit der Todeswunde sank er zu Boden. Sterbend sprach er den Fluch über mich aus: Es kann dir nie wieder wohl gehen; an dir, an deinen Kindern wird sich der Mord noch rächen. Du hast mich herausgeschleudert aus meinem Glücke; aber die Nacht, in die ich jetzt gehe, wird sich auch über dich und dein ganzes Leben hin breiten.

Wilhelm faßte tief erschüttert den erschütterten Vater in seine beiden Arme, und küßte weinend die Augen, die jetzt nicht weinen konnten. Dann wandte er den Blick gen Himmel und sagte still: Es giebt dennoch einen Trost.

Der Vater, schon an den Schmerz gewöhnt, hatte sich bald erholt, und sagte dann, in Betrachtung verloren: Unseliges Gefühl der Rachsucht! — Wie erscheint es dem Menschen, wenn der Zorn ihn erfaßt, so schön und würdig, der treibenden Empfindung Raum zu geben; aber liegt der Feind nun vor uns, gebändigt, verletzt oder wohl gar todt, wehe! wie fühlen wir uns dann so klein, wie erfüllt die Scham vor uns selbst so ganz unser Herz! O es ist nicht bloß Scham, es ist wahrhaftiger Eckel, den

wir dann vor uns selbst und unserer That empfinden! — Strafen soll der Mensch, denn die Gerechtigkeit will es so, aber nur in der höchsten Ruhe des Gemüths, wenn die Wagschaale in seiner Hand nicht zittert. Straft er anders, so sündigt er, denn er straft nicht mehr, sondern er rächt sich, und die Menschenrache hat in sich selbst den Tod. — „Die Rache ist mein, so spricht der Herr."

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Nach einer feierlichen Pause, in der die drei Männer die tief empfundenen Worte noch einmal zu betrachten scheinen, fuhr der alte Graf fort:

Der Tod des Freiherrn machte keinen bedeutenden Eindruck. Er hatte sich fast nirgends Liebe erworben, und bei manchen sogar entschiedene Abneigung. Einige waren selbst Zeuge gewesen, von der Ungerechtigkeit, mit der er von mir, seinem einzigen Freunde, gesprochen, und es ward nicht misbilligt, daß ich Rache genommen. Es war ein reiner Zweikampf, dessen traurigen Ausgang man zwar bedauerte, doch fast nur um des Siegers willen, der seine That und ihre Stacheln zu tief zu fühlen schien. Der Fürst selbst war mir persönlich geneigt, und zeigte bald klar, daß er um die ganze Sache nicht wissen wolle. Selbst dann, als ich selbst mein eigner Ankläger seyn wollte, wehrte er die Erzählung ab,

und hieß mich einen freien Mann dessen Thaten er weder belohnen noch bestrafen könne.

Ida hatte den verlornen Gatten mit tugendhaftem Gemüthe, doch ohne Liebe betrauert. Karls Geburt gab ihr den Tod. Sterbend verzieh sie mir, und ich nahm den Neugebornen als Pflegesohn an, den ich bald darauf einer edeln Familie anvertraute, um ihn bis zu einem gewissen Alter zu erziehen.

Ich selbst gab endlich den Bitten aller meiner Verwandten und Freunde nach, und da ein vertrauertes Jahr dahingegangen war, vermählte ich mich, ohne Liebe doch mit entschiedener Werthschätzung, mit einem edlen Mädchen, das sich nicht scheuete, ihre emporblühende Jugend an mein hinwelkendes Leben zu knüpfen. Sie gab mir dich, mein Wilhelm, dich, und meine fromme, sanfte Emma und ging dann auch bald hinweg von meiner Seite, um in einer heller erleuchteten und milderen Welt den Lohn ihrer stillen Tugend zu empfangen.

Mich aber durchfuhr der Gedanke: Sie ist dir nur deswegen genommen worden, weil dein Leben sich mit nichts Schönem mehr schmücken soll. Du hast jeden Verlust, jeden Kummer in vollem Maaße verdient, und du sündigst, wenn du edle Menschen in den traurigen Kreis führst, der um dein Leben geschlossen ist. Es ist dort nicht sicher wohnen, weil du da wohnst. Für dich giebt es nur Eine Tugend:

— zu entbehren; und das Entbehren zu fühlen mit ewigem Schmerz und ewiger Reue.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Ich verließ die Gegend, in der mich alles an die Vergangenheit erinnerte, und ich durfte sie verlassen, denn ich bedurfte nicht der äussern Veranlassung, um mich meines Verbrechens zu erinnern. Sie hatte für mich nun nichts Köstliches mehr als das Grab meiner Gattin.

Mein Leben war nun gewissermassen geschlossen, und ich wollte nicht mehr hoffen. Ich verzweifelte nicht, denn unser Herr im Himmel will nicht, daß seine Kinder verzweifeln sollen, auch die gefallenen nicht. Doch diesen Gefallenen ziemt nun auch kein Lächeln mehr, sondern ein ewiger stiller Schmerz um die verlorne Tugend, denn in ihm allein ist Buße möglich und Besserung. Mich verließen endlich die Halb- und Dreiviertel-Freunde ganz, denn der Reuige ist ein schlechter Gesellschafter, und wessen Blick gerichtet ist auf Einen schwarzen Punkt, der kann nicht das flüchtig streifende Gespräch fröhlicher Menschen führen und lieben. Aber die Einsamkeit, für den Guten so erfreulich, ist für den Gefallenen eng und schwarz, und so blieb zuletzt nur Einer in stiller alles mit durchmachender Theilnahme bei mir, mein alter Freund Paul.

Der wackere Alte stand still bescheiden, ja fast demüthig da, und sagte: Mein edler Herr ehrt mich zu sehr. Ich bin nichts weiter als ein treuer Mensch und treuer Diener. Und wie hätt' ich denn auch wohl anders seyn können, ich wäre ja nichtswürdig geworden.

Meine einzige Sorge, fuhr nach einer Pause der Graf fort, war jetzt die Erziehung meiner Kinder, Emma, du und Karl, denn auch er erschien mir als mein Sohn. Er war ja durch mich des Vaters beraubt worden, und mußte nicht ich ihm zu ersetzen suchen, was ich ihm genommen? Ach! und wie ist hier Ersatz möglich?

Du weißt nun alles. Richte du, mein wackerer Sohn.

Ich richten? erwiederte Wilhelm, indem er die Hand der Vaters an seine Lippen drückte. Der Sohn hat für den Vater nur das Gefühl der innigen Liebe und Ehrfurcht. Jedes andere ist eine Sünde, die ich nimmer begehen werde.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Karl hatte die Nacht in heißen Fieberphantasien vollbracht: in jenem Halbschlummer der körperlichen Ermattung, während der Geist überreizt ist, einem Zustande, der erschöpfender scheint als das angestrengteste Wachen. Sein erstes Gefühl war jetzt tiefer

Abscheu vor dem unseligen Augenblicke, in dem er so unnatürlich und unwürdig gehandelt hatte. Er begriff sich selbst nicht, und staunte sein eigenes Verbrechen an, wie ein fremdes. Er konnte nicht denken an die geliebte Emma, nicht an den Pflegevater, nicht an den verletzten Freund, ohne daß ihm die peinlichste und schmachvollste Schaam das Herz durchzuckte.

O, rief er aus, ist es denn etwas so ganz Gebrechliches mit der Menschentugend, daß sie ein einziger Moment vernichten kann? oder bin ich allein der Verworfene, der sich so anklagen muß? — oder war etwa alles nur ein Traum, und ist vielleicht das ganze Leben nur ein Traum? und dürfen wir nie über unsre Träume nachdenken, ohne zu erröthen? und ist allein Glück zu finden in der Selbstvergessenheit? — — In diesen trüben Betrachtungen wurde er durch den alten Paul unterbrochen, der mit gewohnten stillen Blicke hereintrat.

Hinweg! rief Karl, mit neu erwachender Leidenschaft, an mir nur ist es, mich zu strafen; andere sollen mir keine Vorwürfe machen. — Und dennoch, setzte er dann langsamer hinzu, kann ich es nicht verhehlen, daß ich auch dein mildes Angesicht scheue, darum laß mich von dir gehen.

Der Alte bat ihn zu bleiben, denn er komme auf Befehl des Herrn, und habe einen wichtigen Auf-

trag an den Pflegesohn, den dieser mit Fassung vernehmen möge.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Da setzte sich Karl, zur alten Pflicht zurückkehrend, neben den Alten, und dieser erzählte ihm dann, was wir so eben aus Udo's Munde selbst vernommen haben. Wir wagen kaum zu schildern, was in diesem Augenblicke in des überheftigen, noch nicht gereiften Jünglings Brust vorging, wie es Wogen gleich in ihm kämpfte und stürmte, denen keine höhere Friedenssonne Stille gebieten konnte. Dann sagte er: O du geliebter Vater, mußtest du so hart aus dem reichen Leben herausgerissen werden? .... aber du begingst ja eine Sünde, und meine Augen können dir kaum folgen in die Nacht, in die du gegangen. — Weh mir! ich soll dich nicht mehr unbegränzt hochachten können? ich, der dich nie sah und dem du um deswillen nur noch rührend theurer bist? — Kann denn der Sohn leben ohne dieses Gefühl? — aber ich habe es auch, und niemand soll es mir rauben; — würde es mir aber dennoch geraubt, so ist doch die Liebe da, und ewig da. — Wie? oder ist alles nur eine Fortsetzung jenes Traumes, und alles unwahr, und träume ich noch im doppelten Traum, und will niemand mich wecken?

Ich wecke dich, sagte jetzt Wilhelm, der leise hereintrat, und nun neben ihm stand, und frage

ruhig ernst und sanft; Was entscheidest du, denn du siehst mich bereit zu allem.

Da wurde Karls Wange wieder blaß, und, wie von Fieberschauern durchschüttelt, sprach er: du bist mein Feind, mein Todfeind, was auch mein Herz dagegen sprechen mag. — Innig und tief bitte ich ab, was gestern ein ruchloser Augenblick, an dir, dem Unbewaffneten verbrach. Es war ein Augenblick, in dem ich nicht mehr ich selbst war. Der soll nie wieder kehren. Doch entscheiden kann nur das Schwerdt, und einer von uns beiden darf nicht leben.

Du thust nicht wohl, erwiederte Wilhelm sanft, denn wie es auch nun ende, dein Herz wird Reue fühlen, Reue, die ich dir so gern ersparen möchte: — doch versteht es sich, daß geschehen wird wie du entschieden hast, und daß ich, wie es sich ziemt, deinen Antrag annehme.

Und nun, setzte er nach einigem Stillschweigen mit milder Freundlichkeit hinzu, bitte ich dich nur um Eines, laß uns den heutigen Tag oder Vormittag noch traulich zusammen leben; ja ich darf das sogar von dir verlangen, denn der gestrige traurige Abend die trübe Nacht und der trübe Morgen haben dich ermattet, und es ist billig, daß du in ganzer Fülle der Gesundheit vor mir stehst.

Nicht deswegen, erwiederte Karl, sondern weil du es wünschest, sey es so.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Sieh nur, sagte Wilhelm und öffnete die Fenster welch' ein reiner goldner Morgen da herauf gebrochen ist, wie der Garten so erfrischt lächelt, wie Thal und Berg und Wald und Flur so kräftig da stehen, und wie die Luft so erquicklich labt. Wir wollen den Tag im Freien genießen, du sollst mir alle deine lieben Plätze zeigen, wir wollen viel Gutes miteinander sprechen und wir haben uns ja auch so vieles zu sagen. Ich gehe voran um dir Zeit zu lassen. — Karl nickte freundlich und stand noch lange in tiefen Gedanken da, als Wilhelm schon das Zimmer verlassen hatte.

In der ersten Laube am Eingange des Gartens saß Udo wartend, und als er Karln erblickte, ging er mit ruhigem Ernst auf ihn zu und sagte: du weißt nun alles, und ich stehe jetzt vor dir. bereit zu jeder Genugthuung, die der Mensch und der Ritter fordern kann. — Denke nicht, ich sey ein alter Mann, und wäre ich es, es giebt Waffen, die auch der Greis führen kann wie der Jüngling.

Karl verbeugte sich ehrerbietig, und antwortete: Sie sind mein theurer Pflegevater den ich verehre und verehren muß. Ihr Antrag ehrt mich; doch habe ich keine Waffe gegen Ihr heiliges Haupt. Er verbeugte sich noch einmal, und verließ dann

schnell den Grafen, Wilhelmen folgend, den er bald im Hintergrunde des Gartens erblickte.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Wohl hatten sich die Jünglinge, wie Wilhelm vorher gesagt, gar manches mitzutheilen, und in der Mittheilung erscheint den reineren Gemüthern stets die Freude und die Liebe.

Wie ist es doch so schön, mein Bruder, sagte Wilhelm, daß du mir meinen Wunsch gewährt hast. So handelten gewiß auch unsere lieben Ahnen, wenn sie miteinander einen Ehrenkampf zu bestehen hatten. Es war ja nicht Haß, der ihnen die Schwerdter in die Hand gab, sondern nur die Idee. Die Menschen selbst können sich dabei recht herzlich lieb haben, und Arm in Arm durch die Fluren wandeln, bis endlich freilich der Augenblick kommt, wo sie nicht mehr Arm in Arm wandeln dürfen. Doch bis dahin haben wir noch manche schöne Stunde.

Ach, erwiederte Karl, ich bin dir auch gar nicht böse, das darfst du mir glauben, und es könnte mir nichts Erfreulicheres begegnen, als wenn jetzt irgend ein Dritter feindlich auf dich eindränge und ich dich schützen und vertheidigen dürfte. Ich habe mich so oft nach dir gesehnt, so herzlich auf dich gefreut. Du kannst dir kaum denken, wie mich gestern die Erwartung und die Freude umhertrieb, und wie ich

alle Hausgenossen anfuhr, weil sie sich lange nicht genug auf dich freueten, wie ich glaubte. Und nun kommst du selbst, und bist ein so lieber, guter, sanfter Mensch, von dem ich mir sonst sogar in Liebe könnte befehlen lassen, und nun muß so Trauriges dazwischen kommen, und ich darf dich nun doch wohl nicht lieben.

Ich liebe dich von ganzem Herzen, erwiederte Wilhelm, und unser heiliger Erlöser will das auch so.

Ich darf doch nicht, sagte Karl finster.

Du darfst gewiß, fuhr Wilhelm fort, aber wenn du dennoch glaubst, mich hier auf der Erde nicht lieben zu dürfen, so ist doch das in dem lieben klaren Himmelreich nicht also. In jener Welt ist ja Gottlob jeder Haß gelöst, und dort gilt immer nur die Liebe, denn Christus dem wir dann immer näher kommen, ist ja die Liebe, und nur in Liebe können wir uns um ihn versammeln.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

In jener Welt? sagte Karl, und sah mit dem trübsten und finstersten Auge vor sich hin, ich las in manchem vielgefeierten Buche von Staub und Asche.

O nicht doch, nicht doch! erwiederte Wilhelm rasch und feurig, welch ein entsetzliches Wort hast du gesprochen! o hinweg, hinweg mit jenen unseligen Büchern, die den Tod in sich haben, weil sie den

Tod nicht begreifen; dem heiligen Worte Gottes gieb dich hin, das nichts von Staub und Asche weiß, und in dem das ewige Leben siegend dasteht.

Ein Strom von milden Thränen rann über Wilhelms blühende Wange, er umarmte und küßte den fremden Jüngling mit einer Innigkeit als wollte er auch ihm seinen seligen Glauben einhauchen und Karl sagte: Ach, mein Bruder, du bist sehr gut und sehr glücklich. Das bin ich wohl nicht.

Beide schwiegen eine Weile; dann als die wärmere Luft um Wilhelms geöffnete Brust spielte, bemerkte Karl das Kreuz, welches auf des Bruders Herzen ruhte. Er nahm es in die Hand, und betrachtete es mit halb wehmüthigem, halb finsterem Blicke, dann sagte er: Sieh nur, wie mein Dolch es hier getroffen hat, und wie wunderbar es ist, daß ich gerade dieses kleine Kreuz treffen mußte. O Gott, o Gott, wenn ich an dir zum Meuchelmörder geworden wäre! o hast du mir denn auch verziehen? und hast du es auch recht in deine Seele aufgenommen, daß nicht ich es war, der so Gräßliches unternehmen wollte, sondern ein böser Geist, der mich mit entsetzlicher Gewalt angriff.

Ich habe dir nicht bloß verziehen, erwiederte Wilhelm, ich habe das alles rein vergessen. — Aber möchtest doch auch du nicht bloß bei dem gestrigen Augenblicke verharren, sondern möchte dir doch auch

bei dem Anblick dieses heiligen Kreuzes die ganze selige Bedeutung unserer Religion aufgehen.

Aber Karl, der sich in diesem Augenblicke selbst zu tief unter seinem Freunde sah, und mit verjährtem Hochmuth einen solchen Gedanken nicht so gleich zu ertragen vermochte, rief finster aus: du sollst dich nicht überheben, und ich will in diesem Augenblicke in diesem Kreuz nichts sehen als ein Werk von Menschenhand. Ja, wenn ich es näher betrachte, so erscheint es mir in diesem Augenblicke fast gespenstisch.... wie mein Dolch.

Da seufzte Wilhelm tief, und sagte: „Ja, du bist sehr unglücklich.

Dreißigstes Kapitel.

Ich bin es, erwiederte Karl nach einigem Stillschweigen, indem er selbst fühlte, wie unwürdig er gesprochen habe. O lehre mich sanft seyn, wie du bist, lehre mich diese wilden Flammen bändigen, die hier in meiner Brust noch brennen, lehre mich diese Kraft lindern, daß sie nicht verderbend einherschreite.

Es giebt nur Einen, der das lehren kann, und stets sind seine Arme ausgebreitet, um uns alle zu erfassen und zu beseligen; aber du wendest selbst dich ab von ihm, und seine Stimme dringt nicht mehr zu dir. Doch dein Gemüth ist gut, du hassest das Gemeine und Schlechte, aber du vermagst nur noch

nicht das zu finden, was du ewig lieben solltest. Mir ist nicht bange für dich, denn mir ahndet, du wirst es noch finden. Aber sterben darfst du jetzt nicht, zu sterben vermagst du jetzt noch nicht.

Hier übermannte ihn die Rührung, und er setzte mit Thränen hinzu: Nicht sterben, mein Karl, nur nicht sterben! O wenn du jetzt dort oben ankämest, ohne ihn, den göttlichen Erlöser, zu kennen, ohne ihn zu lieben, mit ganzem ungetheilten Herzen, unendlich zu lieben! —

Er sank an seine Brust und die Freunde hielten sich eine Weile umarmt; dann sagte Karl: Will es das Schicksal so, so wird dein Gebet, du reiner Mensch, meine mangelhafte Tugend unterstützen.

Wilhelm blickte traurig vor sich hin, denn es verletzte ihn, daß sein Freund auch in diesem Augenblicke das deutungsvolle unbestimmte Wort „Schicksal" gebraucht hatte.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Endlich schlug die Stunde des Kampfes, und Karl sagte: Wie schön ist es, mit dem zu kämpfen, den man liebt!

War jetzt in dieser ernsten Stunde Karls Kraft heftiger und reicher, so zeigte Wilhelm eine größere, auf seinen weiten Reisen erworbene Geschicklichkeit, und das stete Maaßhalten in seinem Gemüth lenkte

auch hier die Bewegungen seines Armes. Er vertheidigte sich nur, und ganz fern von seiner Seele war der Gedanke, seinen Freund auch nur zu verletzen. Er hielt sich redlich Wort, und so oft auch der wilde Karl Blößen gab, so benutzte er sie doch nie. Es schien, als stritten zwei verschiedenartige Geister in Karls Seele, denn je länger der Kampf dauerte, je heftiger wurden seine Streiche, und dennoch strömten ihm häufig unwillkührlich Thränen des Schmerzes aus den Augen.

Endlich, da fast eine Stunde verflossen war, und beiden die Kraft sank, sagte Wilhelm: Du bist ermüdet, laß uns das Menschliche gestehen, und jetzt aufhören. Ich bleibe ja bei dir, und wenn du willst, steh ich dir wieder Rede.

Es sey so, erwiederte Karl finster, und erröthend über sich selbst, daß er ermüdet werden könne. Dann streckte er seine Arme nach ihm aus; aber plötzlich wieder, von heftigem Trübsinn überfallen, rief er aus: Nein, nein, nein, es geht doch nicht, wir können nicht Freunde seyn.

Dann ging er rasch hinweg und Wilhelm sah ihm lange nach und sagte mit dem Blicke nach oben: „Gütiger Gott, gieb du ihm Klarheit!“ und ihm war, als dringe sein Gebet gen Himmel und als flüstere das leise Abendlüftchen ihm Erhörung zu.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Karl ging fast bewußtlos allein zurück, und nur das Rauschen von Emma's langem Gewande weckte ihn in den tieferen Gängen des Gartens aus seinen Träumen auf. Schamvoll wollte er sie vermeiden, aber sie winkte ihm und er nahte mit Ergebung, denn auch die überkräftigsten Jünglinge, wenn sie sonst nur im tieferen Innern edel sind, gehorchen gern der Geliebten.

Weggehen, sagte sie sanft, weggehen wenn man gesündigt hat, das ist leicht und unersprießlich; aber bereuen und gut machen, das ist es, was gefordert wird. Ach Karl, welch' ein Augenblick ist gestern in Ihr Leben getreten! Noch immer kann ich ihn gar nicht denken, und will ihn auch nicht denken anders, als im Gebet für Sie.

Wie zerstört erwiederte Karl: Lassen Sie uns ihn schweigend verhüllen, und das Einzige mir zu Gute kommen, daß ich, bei unendlicher Liebe und Verehrung für Sie, dennoch stets oft und laut mich Ihrer unwerth erklärte.

Sie waren sehr, sehr krank: das allein kann mich beruhigen und wieder aufrichten, denn der Kranke kann genesen.

Sie sprach noch manches mit strafendem aber auch tröstend beruhigendem Munde. Da sie nun endlich

mit ihm im Schlosse angekommen war, wo bereits die Lichter brannten, und er neben ihr saß in dem traulichen Zimmer, das er jetzt kaum wieder erkannte, (denn ihm war als seien Jahre verflossen seitdem er sie zuletzt gesehen) da nahm sie das Wort von neuem: Ich hatte Ihnen ein kleines Geschenk zugedacht, werthlos und doch von unendlichem Werth, aber werden Sie es auch mit Ruhe zu betrachten im Stande seyn?

Sie nahm einen Kupferstich von der Wand und reichte ihn ihm.

Beim ersten Blicke schien es fast, als erschrecke Karl, dann aber seufzte er tief, und warf die Hände schamvoll vor's Gesicht.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Emma freute sich, daß ihn der Anblick des Christusbildes getroffen, und sagte: Vor diesem Bilde kann niemand erschrecken, selbst der Verbrecher nicht, sobald er nur noch die Möglichkeit fasset, sich zurück zu finden. Sehen Sie, o sehen Sie, theurer Karl, wie ist hier alles auf dem Bilde so ruhig einfach und bedeutsam. Hier hat der Göttliche bereits alle Erdenleiden überwunden, er hat dem Tode den Stachel genommen, indem er ihn selbst litt, er ist hier bereits auferstanden vom Grabe; aber er steht dennoch nicht wie etwa ein erhabner Mensch oder

großer König da, sondern mit tief ernster fast weh=müthig milder Liebe, in seinem ewigen Mittleramte, als ein guter Hirt, der das verlorne Schaaf wieder sucht. O sehen Sie, diese Hände zeigen noch die Wunden, die er am Kreuze empfing, aber es sind nun verklärte Wundenmaale geworden, und mit diesen beiden Händen faßt er sicher und sanft das wie=dergefundene Lamm, das über seiner Schulter her=vorragt. Seine Brust leuchtet von den göttlichen Flammen der Liebe, und von dem Kreuz, das über seinem Herzen ruht, gehen Strahlen aus, als woll=ten sie das ganze Menschenleben verklären; er gehört nicht mehr der Erde an, und doch liebt er die Menschen, um derentwillen allein er die Erde würdigte sie zu betreten. Liebe und Vergebung stammen ja auch nur vom Himmel, aber er hat sie herabgeführt auf diese nun geweihete Erde. — „Ich bin ein guter Hirt", das ist jetzt alles, was der hei=lige Mund spricht.

Manche Jünglinge, die noch nicht gereift sind, können oft aus halber Rührung am leichtesten zu einem rohen Momente übergehen, und so geschah es denn, daß Karl endlich, nach einer langen Be=trachtung, sagte: Was Sie gesprochen, liebe Emma, ist gut und rührend; aber das Bild dünkt mich doch gothisch und roh, und dieser Marcus Pitteri we=der berühmt noch überhaupt sonderlich.

Es gehört zu den trübsten Empfindungen die das Leben gewähren kann, wenn wir von etwas Gutem und Schönem die bestimmte Ansicht und die innige Ueberzeugung haben, daß es gut und schön sey, und ein Mensch, den wir lieben oder der uns wenigstens bedeutend ist, versichert dagegen, er finde das gar nicht, sondern halte es für durchaus irrig. Zwar könnten wir uns im Augenblicke von jener unangenehmen Empfindung los machen, wenn wir im Stande wären, mit unserer Liebe aufzuhören; aber das steht Gottlob nicht in der Macht des guten Menschen, und wäre auch das, so würde er dennoch von dieser Macht keinen Gebrauch machen.

Auch Emma bekämpfte jene trübe Empfindung bald, und sagte dann sanft: Es geht Ihnen gewiß einst noch auf, und wer eifrig sucht wird wohl finden. Dann aber fühlte sie sich selbst erschöpft, und als er mit dem Bilde abging, konnte sie ihm nur still die Hand reichen. Dann aber eilte sie zu dem geliebten Bruder Wilhelm und in die Thränen der Freude, daß sie ihn nun wieder habe, den Klaren und Sanften, mischten sich die Thränen des Schmerzes über den Geliebten, der nicht klar und nicht sanft war.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Karls Schlaf war in der folgenden Nacht sehr unruhig und von irren, bösen Träumen durchflattert.

Oftmals tönte das trübe Wort Rache, wie aus dunkler Grabestiefe herauf, an sein Ohr, und an sein Herz, und nur selten vernahm er, wie von der entgegengesetzten Seite her, mit leiserm Ton Vergebung, dem aber bald wieder ein kreischendes Gelächter nachfolgte.

Am Morgen war sein erster Weg zu Wilhelm, den er mit finsterm Ernst aufforderte, den gestrigen Gang zu erneuern. Wilhelm, von ruhigem Schlaf erquickt, folgte ihm mit heiterm Gemüth, und erzählte, wie so gar herrlich er die gestrigen Abendstunden mit seiner lieben Emma zugebracht habe.

Ach, sagte er dann recht freundlich, ich wollt' ich wäre der erste aller Redner und Schriftsteller, um es ganz aussprechen zu können, welch' eine Fülle von ruhiger Freude, frommer Hingebung und lieblichem Wesen in der Liebe eines Bruders für die Schwester ist, und ich möchte das um so eher, da ich mich nicht erinnere, jemals in unsern Dichtern etwas Genügendes darüber vernommen zu haben.

Unser Freund war im Begriff, aus vollem Herzen über den schönen Gegenstand zu sprechen, als der Anblick des Ortes, wo sie gestern gekämpft hatten und Karls Blick ihn aufrief, das Schwerdt zu ziehen und das ernste Geschäft von neuem zu beginnen.

Karl focht heute noch heftiger und wilder als gestern; und sein Auge zeigte dunklere Flammen, denn er hatte sich jetzt schon fast an den Gedanken ge-

wöhnt, dem, den er liebte so gegenüber zu stehen. Nur der erste Schritt entscheidet, späterhin kommt die Gewöhnung, und der Trotz. Hat der Mensch erst einmal angefangen, die Flügel seiner Seele nach einer bestimmten Richtung hin zu bewegen, so wird es ihm schwer sie zurück zu halten, und das verdunkelte Gemüth weiß oft selbst nicht, ob sie ihn hinführen werden in ein stilles Friedensthal, oder in eine glühende Sandwüste, ob in den Himmel oder ob in die Hölle.

Karls Heftigkeit gab Wilhelmen heute ein leichteres Spiel; doch stets vermied er mit umsichtiger Sorgfalt jede Gelegenheit ihn zu verletzen. Endlich bemerkte es Karl selbst und rief zornig aus: du spielst und tändelst; aber ich danke dir das nicht, ich hasse diese Schonung, und will, daß du mich verwundest, so oft du es kannst.

Wilhelm senkte für einen Augenblick den Degen und sagte dann mit edel stolzem, überlegenem Blick: Ich handle wie ich es für Recht erkenne; du aber sprachst so eben deiner und meiner unwürdig, und ich muß dich wohl sehr lieb haben, daß ich dir das verzeihe, und sogleich vergesse.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

So waren fast zwei Stunden verflossen, und wie gestern, standen beide Streiter unverletzt. Da warf

Wilhelm das Schwerdt weg, und sagte: Ich fechte heute nicht mehr, und Karl erwiederte mit gesenktem Blicke: Morgen dann. — Und wenn es morgen ist wie heute? fragte Wilhelm. Karl erwiederte: Bis einer von uns unterliegt.

In Wilhelms Seele war heute eine so entschiedene Heiterkeit, daß er die traurigen Worte nicht sehr beachtete, sondern ganz gelassen und freundlich versetzte: Alles wie Gott will.

Dann faßte er den Freund unter den Arm, und auf dem Rückwege nach dem Schlosse scherzte er über die Gleichheit ihrer Kräfte. Ist es doch fast — lächelnd darf man ja auch das Uebertriebenste sagen, ohne lächerlich zu werden — ist es doch fast, wie Hektor und Ajax. Die kämpften auch, wie du aus unserm alten hochehrwürdigen Homer weißt, die kämpften auch gar gewaltiglich, bis endlich die Herolde beider Völker die Streitenden trennten. Da schieden die wackeren Helden freundlich auseinander, und beschenkten sich zum Andenken einer so ernsten Stunde. Ajax gab seinem Gegner einen Purpur-Gürtel und der edle Hektor....

Ein Schwerdt, rief Karl rasch, ein köstliches Schwerdt! weißt du aber auch was für eines? Es war dasselbe, mit dem sich späterhin der tief gekränkte Held selbst erstach, um nicht der elenden Menge, die ihn im Wahnsinn gesehen hatte, zum Gelächter zu werden.

So weit, antwortete Wilhelm mit Rührung, so weit in diese traurige Folgezeit wollte ich dein Gedächtniß nicht führen. — Aber, setzte er dann nach einer Pause hinzu, denke dir, Ajax und Hektor wären Landesleute gewesen, oder gar Freunde und Brüder, würde es dann wohl so gekommen seyn, wie es kam? würden sie nicht nach jenem Kampf sich nur noch lieber gehabt haben, und, nach Einem Ziele strebend, Hand in Hand gegangen seyn? Dann hätte auch wohl Ajax dem schleichenden Ulyß die Waffen des Achill gegönnt, und ruhig sagen mögen: Er hat sie; aber ich verdiene sie.

Das konnte Ajax nie sagen, versetzte Karl heftig, doch Wilhelm sprach: der Grieche vielleicht nicht; ein christlicher Ajax gewiß.

Da umarmte Karl seinen Freund mit Heftigkeit und sagte: du bist der freundlich helle Hektor; und ich der finstere trübe Ajax, und keine Rettung ist für mich möglich.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

So vergingen acht Tage und wieder acht Tage, und stets zerschlug sich die Kühnheit an der Besonnenheit, und der wilde Zorn an der vorsichtig gebrauchten Kraft. Da schien es, als verfinstre sich immer mehr Karls Gemüth; ja es gab Augenblicke, in de-

nen der gute Geist ganz aus seiner verödeten Brust gewichen zu seyn schien.

So sprang er einst, mit verwachten Augen, von seinem Lager auf, und wild im Zimmer umhergehend rief er aus: Ich bin ein elender Narr des Schicksals; zu einer andern Rolle bin ich ihm nicht gut genug. Da wende ich meine Kraft auf, um nur zu handeln, aber das Handeln wird mir versagt, und ich stehe da, wie ein ohnmächtig zürnendes Thier, das an den Eisenstäben seines Gitters kratzt.

Ich soll, so ermahnt mich die finstre Pflicht, ich soll den liebsten meiner Freunde, ich soll meinen Bruder tödten, oder, von seiner Hand besiegt, das junge Leben ausathmen, ich **will** das Ungeheuere unternehmen, und vermag es nicht **auszuführen**.

Soll nun der elende Kampf, der nichts entscheidet, von neuem angehen? soll ich von neuem mit dem erbärmlichen Gefühle, daß ich nichts gegen ihn vermag, vor ihm stehen? — — Ajax und Hektor? war es nicht so? freilich **die** konnten nichts gegen einander ausrichten ..... aber — nicht vergebens sollst du mich an griechische Sagen erinnert haben, — gab es nicht denn auch sonst noch Männer, die, gleich an Kräften, sich dennoch mit Erfolg bekämpften?

Da erschütterte ein ungeheuerer Gedanke seine ganze Seele, und, indem er unwillkührlich den türkischen Dolch zuckte, rief er aus: Eteokles und Polynices! — sie umfingen sich zuletzt so gar sehr eng, daß beider Blut dahinströmte, und beide Bruderseelen sich aufschwangen, dahin, wo sie sich wieder lieben konnten, lieben durften!

Jetzt war ihm, als spreche eine Stimme neben ihm: „So recht! sei ein Mann, und laß mich nicht ungerächet! O es ist ein seliges Gefühl um die Rache!"

Und das finstere Wort verfinsterte seine Sinne. Ich will! ich will ja! rief er, und mit gezogenem Dolche stürmte er durch die Thüre, um in Wilhelms Schlafzimmer zu dringen.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Aber schon in dem ihm zugehörigen Nebenzimmer wartete seiner ein überraschender Anblick: — Der schlafende Bruder, den er suchte. Wilhelm war, ermüdet von dem gestrigen Kampfe, nach einem ermahnenden Gespräch mit Karl und einem freundlichen mit Emma, dort auf dem Sopha eingeschlummert.

Sieh, sagte Karl, er hat sich ganz in meine Gewalt gegeben; und ein Kind könnte ihn hier tödten. Er schläft in dem Zimmer seines Feindes. O er hat ganz Recht, er darf hier schlafen, und ich könnte eher mich vertilgen und die Welt, als ihn, den Vertrauenden hier tödten. Tödten? war denn jemals der Gedanke in mir? ich wollte ja nur gemeinschaftlich mit ihm sterben, um so den unseligen Vater zu beruhigen. — Wie er so ruhig daliegt, so leise schlummert! Die Brust hebt sich so still, und um den Mund ist ein sanftes Lächeln, wie um den Mund frommer Kinder, mit denen im Schlafe Engel spielen. — So sehe ich wohl im Schlafe nicht aus. —

Aber ich will ihn doch wecken, setzte er dann mit ganz irrem Blick hinzu, und dann soll er mir und ich will ihm zu gleicher Zeit den Stahl in's Herz stoßen.

In diesem Augenblicke fiel der Glanz des Vollmondes, der bisher, von wandelnden Wolken verhüllt, nur Dämmerlicht gewährt hatte, rein und klar in das Zimmer, und, wie von einem nie gesehenen Anblicke und von einer nie gefühlten Rührung getroffen, sank Karl jetzt auf die Knie vor dem Christusbilde, das, über Wilhelms Haupte hängend, ihm wunderbar entgegen leuchtete.

Es giebt Augenblicke, die wie leuchtende Alpenhöhen über das ganze niedrige Leben herüberragen, Augenblicke, die unser ganzes Leben verklären, und die der Herr sich erwählt, um uns zu bessern.

Unserem halb gefallenen Freunde war es, als neige sich Christus mit mildem, strafendem Ernste zu ihm herab und spreche: Ich bin ein guter Hirte, und suche was verloren ist; ich habe auch dich gesucht, und du willst dich nicht finden lassen? ich strecke meine Arme nach dir aus, und du willst ihnen entweichen?

Da neigte Karl sein Haupt tief auf die Erde in den Staub, und sagte: O ich bin ja zu tief gefallen; kann ich mich denn noch heben?

Und eine heilige Stimme in seinem Herzen erwiederte ihm zuletzt, da er in unendlichen Thränen zu vergehen meinte: Wolle du nur mit Kraft dein Gemüth läutern, und Er, der allein helfen kann, wird dir helfen. Ist er doch nur in die Welt gekommen, um zu erretten, um zu lieben, um zu begnadigen. — — Und das Lamm auf des Erlösers Schultern, schien ihm zuzusprechen: O habe nur den Muth, zu wollen, und sieh wie mir wohl ist, da ich wiedergefunden worden bin.

Da erhob Karl sein Gesicht, und betete, wie ein begnadigter Mensch, muthig und demüthig, lange gen Himmel auf, und sanfte Ruhe kam wie ein milder Thau in sein Herz.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Dann erhob er das Auge abermals zu dem Bilde, dessen Anblick ihn nun nicht mehr verwundend heilte, sondern heilend beruhigte. Jetzt bemerkte er auch, was er bei dem Empfang des Geschenks in unwürdiger Zerstreutheit ganz übersehen, daß Emma unter das Bild die Worte geschrieben hatte: Ich bin die Auferstehung und das Leben: wer an mich glaubt, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben.

Der ewige Trost der heiligen Worte drang bis in das Tiefste seines Herzens, und er fühlte sich stark genug zu dem edelsten aller Gelübde: als reiner Christ zu wandeln sein Lebelang. — Er hatte wieder die Sprache des Kindes gewonnen und die Thränen des Kindes.

Da sagte der Schlafende in schönem Traum: O du heiliger Gott, wie bist du so mild und gnädig! Und Karl neigte sich über ihn und weckte ihn

mit leisem Kusse: Wache auf, mein Wilhelm, und vergieb deinem Bruder, und versöhne dich mit ihm auf immer.

Wilhelm schlug die Augen auf, und lächelte, da er den Bruder neben sich sitzen sah. Dann sagte er sanft: Vergeben? versöhnen? versöhnt man sich denn mit dem, den man so innig liebt? — Aber, wie ist mir denn? du siehst ja so ganz anders aus, so beruhigt und heiter, so wunderbar heiter, daß ich fast sagen möchte: so „selig"!

Da neigte sich Karl näher zu ihm hin, und sagte leise und demüthig: Er, dessen heiligen Namen wir schweigend preisen wollen, er — ach du wirst nicht lächeln, mein geliebter Bruder — er ist selbst mein Arzt geworden, und ich bin nun auf immer genesen.

Lächeln? erwiederte Wilhelm, indem er ihn mit reiner Bruderliebe ansah, o ich verdiente ja nie wieder zu lächeln, wenn ich jetzt lächeln könnte. Und doch möcht' ich auch wieder lächeln vor unendlicher Freude und demüthigem Dank für deine Errettung.

Da sanken sie sich weinend in die Arme, und erst nach langem Stillschweigen konnte Karl die

Worte aussprechen: „Groß ist der Herr und unendlich gnädig.“ Und als er das sagte, fiel der erste Strahl der Morgensonne in das Zimmer, und auf die Freunde, die sich umarmt hielten.

II.

Biographien

und

biographische Notizen.

Lebensbeschreibungen.

1) Philipp Jakob Spener.

2) Johann Kaspar Schade.

3) Johann Christian Günther.

Biographische Notizen.

a) Franz de la Mothe le Bayer.

b) G. F. Sch—

c) Jöcher über Shakspear.

d) Peter Günther (aus J. W. Petersens Leben).

1.

Erinnerung an Philipp Jakob Spener.*)

Wir fühlen uns oftmals versucht, die vielleicht zu laute Gegenwart zu vergessen, und zurückzutreten in eine befreundetere Vergangenheit, deren stille Tugend unsern Blick beruhigend auf sich zieht. So begegnete uns neulich wieder, als wir in dem so mannigfaltig anziehendem siebzehnten Jahrhundert weilten, das Bild Speners, des Gottesgelehrten, das oft schon tröstend vor uns schwebte, und uns allen, wohl mit Recht, sehr theuer seyn dürfte. Wenige und ganz anspruchlose Worte über ihn, mögen die Liebe bezeichnen, mit der wir sein Andenken bewahren.

Philipp Jakob Spener, geb. am 13. Januar 1635 zu Rappolsweiler im Ober-Elsaß, fühlte sich in früher Jugend schon mit allen Kräften seines Gemüths zu dem Höchsten hingezogen, welches dem Menschen geboten werden kann zu dem, was da

*) Geschrieben im Frühling 1812.

Wahrheit ist und ewig bleibt weil es Wahrheit ist: und er hatte das Glück, daß eine edle Frau, die Gräfin Agatha von Rappolsweil es war, die ihn zuerst in jenes Heiligthum einführte. Auf der Universität zu Straßburg, die er 1651 betrat, studirte er fast sämmtliche alte Sprachen und Wissenschaften, die nur irgend gelehrt werden konnten, mit einem Eifer, der selbst in der damaligen, fast überfleißigen Zeit als höchst ausgezeichnet erschien. Er ward Hofmeister bei den Pfalzgrafen am Rhein, den Brüdern Christian und Karl; und, längst schon gewohnt, alles rechtlich zu Verlangende, von seinen Kräften wirklich zu verlangen, gewährte er sogar das Gesuch, diese Prinzen in der seinem Geiste so wenig zusagenden Geographie und Heraldik zu unterrichten. Diese Stelle gab ihm auch Gelegenheit zu bedeutenden Reisen im In- und Auslande, und er lernte die Welt kennen, ohne sich ihrer sonderlich zu erfreuen. Doch aber weil sie ihm nicht genügte, legte er sich die Pflicht auf, jede Kraft aufzubieten, um sie seinem Ideal näher zu bringen.

Im Jahr 1663 ward er Pastor zu Straßburg: wir gebrauchen dieses Wort, weil die in neueren Zeiten erfundene farblose Benennung „Prediger" damals doch nicht galt, und besonders Spener sein heiliges Amt stets als ein wahrhaftiges Hirtenamt betrachtete. Er wählte eine Gattin, deren frommer Sinn dem seinigen entsprach, mit ruhiger Neigung,

denn die Leidenschaft der Liebe war seinem Wesen gänzlich fremd.

Im Jahr 1666 ward er zum Seniorat zu Frankfurt am Main berufen, und da er den Willen Gottes in dieser Wahl erkannte so nahm er die Stelle an, und obwohl er wußte, daß in jener Stadt eine verheerende Pest und Ruhr herrsche, so erlaubte er sich dennoch keinen Aufschub, sondern langte seinem Worte treu, zur bestimmten Zeit dort an. Sein Vertrauen täuschte ihn nicht, und es schien, als wage sich die Krankheit nicht an einen Mann, der nur mit Gott erfüllt war.

Er blieb zwanzig Jahre in Frankfurt und bildete gewissermaaßen fast die ganze Stadt zu einer einzigen christlichen Gemeine. Weit entfernt, sich mit dem gewöhnlichen Predigen zu begnügen, veranstaltete er die fruchtbaren geistlichen Hausübungen, welche unter dem Namen Collegia pietatis bekannt geworden sind, und es gelang ihm besonders durch diese Veranstaltungen, die reine Freude und Innigkeit in der Religion hervorzurufen. Jede Stunde war seinem Beruf gewidmet, ja man darf mit Entschiedenheit von ihm sagen, daß überhaupt kein anderer Gedanke in ihm wohnte als Gott und Christus.

Dennoch erlebte Spener in den letzteren Jahren seines Aufenthalts in Frankfurt den Schmerz, daß eben jene von ihm geleiteten geistlichen Hausübungen gerade bei manchen der eifrigsten Mitglieder einen

gewissen, wenn wir so sagen dürfen, wehmüthig-egoistischen Stolz erzeugten, der sich durch Absonderung von der Gemeine und Enthaltung von dem öffentlichen Gottesdienst kund that. Man erklärte, es sei keine wahre Erbauung zu finden in einer Kirche, die selbst dem Unwürdigsten offen stehe; und, während man auf diese Weise selbst unwürdig würde, gab man sich mit ganzer Kraft jenem geistlichen Hochmuthe hin, der um so irreligiöser ist, je fester er selbst glaubt, er sei eben die wahrhafte Religiosität.

Speners gründliche Ermahnungen zur Abstellung dieses Uebels halfen nichts, ein Umstand, der ihn tiefer bekümmerte, als die bittersten Schmähungen womit er in einigen öffentlichen Schriften der damaligen Zeit überschüttet wurde, als sei er die schuldige Ursach jener stolzen Verirrungen. Uns dünkt, er sei schon durch die einzige einfache Bemerkung hinlänglich gerechtfertigt, daß man nicht für einen in der fremden Menschenbrust sich selbst erzeugenden Fehler stehen könne, von dem man selbst nicht einmal einen historischen Begriff hat. Und so verhielt es sich in der That mit Sp., der wohl unter allem Unbegreiflichen Hochmuth und Stolz für das Allerunbegreiflichste hielt.

Im Jahr 1686 wurde er Oberhofprediger zu Dresden, wo er durch die Kraft seiner Religionsvorträge und seines ganzen als Muster dienenden reinen Lebens, selbst die rohesten ganz verwilderten

Gemüther, aus dem Schlummer riß und für das Höhere und Bleibende entzündete. Ohne irgend etwas zu scheuen als den Gott der Wahrheit nahm er sich mit Eifer und Glück der unterdrückten Pietisten an, und in jener Gesinnung wagte er es als Beichtvater des Kurfürsten Johann Georg III., seiner Pflicht im höchsten Grade ein Genüge zu leisten. Er stellte jenem Fürsten in einem ausführlichen Schreiben bescheiden aber kühn, den Zustand seiner Seele dar, und ermahnte ihn dringend zu einem christlichen Leben. Der erste Eindruck, den dieses feurig-milde Schreiben auf den Kurfürsten machte, war günstig; doch schon am andern Tage, als die Eitelkeit von neuem in ihm und zu ihm sprach, fühlte er sich beleidigt und sandte ihm den Hirtenbrief zurück. Er hat seit der Zeit Spenern nie wieder gesehen, und nie wieder gehört, und er wünschte sehnlich dessen Entfernung, ohne indessen etwas Entscheidendes gegen denselben thun zu wollen, dessen ruhige Vortrefflichkeit ihm Achtung und Scheu abzwang.

Im Jahr 1691 rief Friedrich III. Kurfürst von Brandenburg, Spenern zu der Stelle eines Consistorialraths und Probste nach Berlin, wo er in der Nicolaikirche durch eine sinnige und feurige Antrittspredigt über Lucas 14, 24, die überaus zahlreichen Zuhörer wohlthätig erhob und erfreuete. In dem herzlichen Vertrauen, welches er auch öffentlich aussprach, „daß er in Berlin eine weite Thüre des Gu-

ten geöffnet finden werde", hatte er sich keineswegs getäuscht, denn überall sichtbar und höchst erfreulich war die Kraft, mit der er wirkte, und oftmals pries er laut die überschwengliche Gnade Gottes, die seinen schwachen Worten so große Gewalt über die Gemüther verleihe.

Als er fühlte, daß sein Ende herannahe, ließ er seine vier Collegen zu sich kommen, und legte mit Ruhe Rechenschaft vor ihnen ab von seinem Leben und Wirken. Er erklärte noch einmal seine tiefe Hoffnung auf innerlich bessere Zeiten, erzählte mit treuem Gedächtnisse von einer Predigt über die falschen Propheten, die er einst in Frankfurt vor beinahe dreißig Jahren gehalten, und tadelte sich, daß in dieselbe eine einseitige Heftigkeit gekommen sei, weshalb er sie auch bereue und den ohne sein Wissen veranstalteten Druck derselben höflich misbillige. Er, der niemals Strenge gebraucht, weil seine würdevolle Gelindigkeit stets zum Ziele geführt hatte, bat sie um Vergebung wenn er sie jemals sollte beleidigt haben. Er habe von der frühesten Jugend auf sich wohl bemühet einen stillen Wandel zu führen, und sei deshalb oftmals andern zum Muster vorgestellt worden. Allein er selbst achte all sein Thun nicht höher als Pauli pharisäische Gerechtigkeit, und er verlasse sich lediglich auf die Barmherzigkeit Gottes in Christo Jesu. „Von allem Guten, (fuhr er fort) so durch mich gesehen, rechne ich mir nichts zu: mir

gehört nichts davon als was daran fehlt. Er nannte die Namen seiner zum Theil sehr bitteren Gegner, (z. B. Carpzov, Mayer, Schelwig u. s. w.) die ihm besonders seine freundliche Hoffnungsreligion nicht vergeben konnten, der sie einen ungeläuterten Chiliasmus unterschoben: er habe in seinem Herzen durchaus nichts wider sie, und wünsche von Grund der Seele, daß sie weit vor ihm in der Herrlichkeit kommen möchten.

Man erzählt als eine Merkwürdigkeit, daß Spener der fast nie krank gewesen war, als er einem Freunde das Absterben eines ihm sehr theuern Mannes melden wollte, plötzlich von einem seltsamen Schmerz ergriffen wurde, der ihn sein bevorstehendes Ende ahnden ließ. Er war gerade bis zu dem Worte: „todt" gekommen, doch als er dessen ersten Buchstaben niedergeschrieben hatte, fühlte er die ihm unbekannte Gewalt der Krankheit und er mußte seinen Freund, den Freiherrn Hildebrand von Canstein bitten, den Brief zu enden und abzuschicken.

Als sein letzter Geburtstag eintrat, an welchem er 71 Jahre alt wurde, und der Seiger am nahen Nicolaithurm 5 Uhr Abends schlug, um welche Stunde er einst der Welt geschenkt worden war, überdachte er noch einmal mit tiefem heiterm Sinne sein ganzes Leben, und fand nichts als Wohlthaten eines mit ewiger Milde waltenden Gottes. Mit innigen Thränen der lautersten Freude lobte er den

überschwenglich gütigen Vater, und labte sein ganzes Gemüth an dem Gedanken, ihm nun bald noch näher zu kommen. — „Gott sei Lob und Dank, sagte er endlich, daß ich keinen Menschen habe, dem ich feind wäre.

Am 27. Januar 1705 verweigerte er den Genuß der Speisen, den ihm seine Gattin bot. „Ich will nicht mehr essen und trinken, sagte er, denn ich bin ganz nahe an der Ewigkeit.“ Mit erhobenem Gemüth, segnete er den König von Preußen, in welchem er den milden Fürsten verehrte, und bat sodann, man möge ihm die erbaulichen Lieder singen: „Ich ruf' zu dir, Herr Jesu Christ,“ und „Allein zu dir, Herr Jesu Christ.“

Am Abend vor seinem Tode ließ er sich das 17 Kapitel Johannis dreimal vorlesen, das er stets unendlich geliebt, obwohl er niemals über dasselbe gepredigt hatte, weil er es nicht verstehe, indem dessen wahrer Sinn „das Maaß des Glaubens übersteige, welches der Herr den Seinigen in ihrer Wallfahrt mitzutheilen pflege.“

Immer höher stieg in ihm jetzt die Freudigkeit des Sterbens, und er erklärte, er habe oftmals in seinem Leben über den Zustand der Kirche trauern müssen, nun aber gehe er ein in die triumphirende Kirche. Am 5. Februar 1705 nahete ihm endlich der Tod, dem wir, in Beziehung auf ihn, den unmild scheinenden Namen nehmen möchten, indem er das

wahrhafteste Leben und die sanfteste Wonne bezeichnete.

Speners Andenken lebt noch unter uns in seiner ganzen Reinheit, denn was er that und leistete als Mensch, als Prediger und als Schriftsteller kann nie verhallen, nie vergessen werden, und wohl mit ganzem Recht dürfen wir die sonst vielleicht zu oft gebrauchte Stelle des Dichters auf ihn anwenden:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eigeweiht. Nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Er gehört zu den Wenigen, von denen man mit Ueberzeugung sagen darf, sie seien zu einer vollendeten Einigkeit und Sicherheit mit sich selbst und in sich selbst gekommen: und in der That mußte auch wohl sein Leben ein klares und einiges seyn, da all sein Denken und Empfinden, all sein Wollen und Handeln stets nur von Einem leuchtenden Punkte ausging, und zu demselben zurückkehrte. Sein leitender Stern war das Christenthum, die Religion des Glaubens und der Sühne, der hoffenden Liebe und des dem Tode entkeimenden Lebens.

Auf diese Weise stand er stets gekräftigt und gestärkt da, durch die nie versiegende innere Quelle, und aus den edeln Zügen seines ausgezeichneten Antlitzes leuchtete stets milder Frieden und ruhige Klarheit herab. Er hat selbst oftmals erklärt, er sei von Natur schwach und verzagt gewesen; doch

der stete Umgang mit Gott im Gebet habe ihm Kraft verliehen, die in ihm wohnende Abneigung vor dem oft störenden Umgang mit den Menschen, und die Furcht vor ihrer rohen Gewalt gänzlich in sich zu besiegen. Wir finden auch hierin die Bekräftigung, daß das Christenthum Geist sei, so wie das Heidenthum Natur. Im erstern allein wohnt Freiheit, die sich mit der Nothwendigkeit zu versöhnen vermag, weil sie dieselbe beherrscht. Wirklich schien es als ahndeten zuletzt selbst jene Roheren das stille Göttliche in ihm, sie standen ab von ihm, und wagten nicht länger den heiligen Cirkel zu durchbrechen, den er um sich gezogen hatte. Selbst das äußere Schicksal, so scheint es, begegnet dem höheren Menschen mit einem gewissen achtenden Anstand, und, wenn es ihm auch oftmals die tieferen Schmerzen giebt, so wagt es doch nimmer in jener verworrenen und verzerrten Gestalt vor ihn zu treten, in der es dem weniger Gebildeten und Unsicheren erscheint.

Jedes Große und Schöne, was das Leben schmückt und ihm Bedeutung verleiht, verdankte Spener dem Gebet, welches er mit einem alles sagenden Ausdruck: „den Odem seines geistlichen Lebens" nannte. Er betete täglich dreimal, weniger für sich selbst, als für seine Freunde, deren Glück ihm stets die süßeste Freudigkeit bereitete. Er hatte sich so ganz an den Umgang mit Gott gewöhnt, daß ihm das Himmli=

sche in jedem Augenblicke gegenwärtig war, und ihn stets mit neuer Freude und neuem Frieden ausrüstete. Er hatte nicht einzelne besonders exaltirte religiöse Stunden, sie waren sich alle fast gleich an Innigkeit und Tiefe. Die Schmerzen der irdischen Leidenschaften und der Sünde waren seinem ganzen Wesen fremd, und er übte die Tugend wie eine heilige Wissenschaft welche jede Kraft in ihm in Anspruch nahm.

Wie sein Inneres, so war auch seine äußere Thätigkeit auf das Genaueste gemessen und geordnet, und er wußte seine Zeit stets mit so klarem Ueberblick einzutheilen, daß selbst die große Menge der ihm obliegenden Geschäfte ihn niemals drückte.

Seine ganze Natur hatte sich an diesen geregelten Gang des Lebens so sehr gewöhnt, daß er heftig erschrack, als er eines Morgens erst um sieben Uhr das Bette verlassen hatte, welches er sonst einige Stunden früher zu thun pflegte. Er klagte nicht selten, daß sein Körper zu gern dem Schlafe sich hinneige, doch erzwang er endlich, daß derselbe nur mit wenigen Stunden sich befriedigen mußte. Indessen pries er es auch als eine große Wohlthat Gottes, daß er in seinem ganzen Leben kaum drei unruhige Nächte gehabt habe, eine Nachricht die über sein ganzes Wesen Licht verbreitet.

Die Gesundheit seines Leibes war der seiner Seele fast gleich, doch vergaß er auch nicht, mit

Sorgfalt für dieselbe zu wachen, in der er die Bedingung einer regelmäßigen Thätigkeit wahrnahm. Er liebte nicht die Erregungen von aussen her, und versagte sich stets den Genuß stark gewürzter Speisen und des ungemischten Weines. Er handelte in dieser Hinsicht, so wie in jeder andern seiner Natur gemäß, ohne die Gesetze, die er sich gegeben, andern aufdringen zu wollen. Im geselligen Leben, dem er sich keinesweges entzog, verbreitete sein milder Ernst, und seine gehaltvolle Freundlichkeit das Gefühl der ehrfurchtsvollen Hingebung, das oft selbst denen für ihn aufging, deren zerrissenes Wesen von einer weniger milden Tugend zurückgeschreckt seyn würde.

Während Jedermann in ihm das fast vollendete Muster eines rein evangelischen Seelsorgers erblickte, und ihm Liebe und Ehrerbietung überall begegnete, dachte und sprach er selbst nie anders als mit tiefer Demuth, an sich und von sich selbst. Oftmals bat er herzlich seine Gemeine, die ihn fast anbetete, dieses Gefühl der Verehrung zu mäßigen, und oftmals ermahnte er sie öffentlich mit den reinsten Thränen, sie möge ja sorgsam wachen über ihn, und ihm jeden Fehler, den sie von ihm wahrnehmen, ohne Scheu vorhalten: er wolle gern alles thun, um ihn abzulegen. Traten wirklich einige gar sehr seltene Fälle dieser Art ein, so nahm er jede Erinnerung selbst von Leuten aus den allerniedrigsten Stän-

den, mit stiller Sanftmuth und inniger Dankbarkeit auf. Jedes Lob, das er ärndete, machte ihn nachdenklich, und wie einer der vor etwas Unbegreiflichem steht, pflegte er dann zu sagen: „Ich weiß nicht, was andere an mir finden, warum sie mich so hochschätzen und so werth halten.“

Es ist überaus rührend, wie dieser vortreffliche Mann, selbst bei dem betrübtesten Zustande der Kirche, dennoch stets die reinste und entschiedenste Hoffnung in sich bewahrte. — „Wie uns (so schreibt er an einen Freund) einerseits das Ansehen dieses allgemeinen Verderbens billig demüthiget und ein herzliches Mitleiden erwecket, auch uns zu so viel inbrünstigerem Gebet und Seufzen vor Gott aufmuntern solle: so muß doch hingegen diese Trauer die auf des himmlischen Vatrrs über seine Kinder allezeit wachende Sorge und waltende Gnade gegründete Glaubens-Freudigkeit und lebendige Hoffnung nicht hindern noch niederschlagen. Und preise ich dessen göttliche Gütigkeit, welche mir, (ob ich wohl vielleicht vor vielen andern das Verderben unserer Kirchen, so stets mir vor Augen schwebet, auch zu Herzen ziehen solle, ja zu Herzen ziehe, so dann etwa mein zu gemessenes Maaß des Leidens dabei finde, so das Fleisch auch fühlet), nichts desto weniger in allem diesen einen fast freudigern Muth, als ich sonst zu haben gepflegt, giebet, und

mich nicht eine Stunde von jener Traurigkeit zu sehr niedergeschlagen werden läßt.

Nicht minder merkwürdig und anziehend ist die Art, wie er in anderer Beziehung mit sich selbst umging, und wie er bei aller inneren Klarheit und Heiterkeit, dennoch keinesweges zu einer gewissen lächelnden irdischen Selbstzufriedenheit gelangte, da er diese wie billig verschmähte. Ja er ging sogar so weit, sich selbst dieser Heiterkeit wegen, die nie zur vollendeten Begeisterung kommen könne, anzuklagen, und mit Gutmüthigkeit, über sich selbst tadelnd zu scherzen.

Selbst in der letzten, das heißt fast einzigen Krankheit seines Lebens war er fast ganz ohne Schmerzen, ja sogar nicht ohne erquickenden Schlaf welches er oftmals bemerkte, und fast rügte. Doch stets setzte er dann dankend hinzu, wie der treue Gott so gütig mit ihm umgehe.

„Ferner (so erzählt Canstein weiter) verschonete der Herr seiner, daß auch nicht ein Schatten einer Tentation an ihm die Zeit der Krankheit gespüret worden, welche man sonst vielfältig an recht guten Seelen, wann sie der Ewigkeit nahe kommen, pfleget wahrzunehmen. Zwar klagte er wohl einigemal über die innerliche Dürre seiner Seelen, und wie er sich als ein Kind bloß auf die Barmherzigkeit seines himmlischen Vaters dahin gebe und verließe; doch fassete solches im geringsten nicht in sich einige Be-

reuung, Leid, und Schmerzen über etwas Besonderes in seinem Leben; sondern war nur, wie oben gedacht, ein bloßes Verlangen und Wunsch in der tiefsten Demuth seines Herzens solcher empfindlichen Gnade Gottes in mehrerem Maaß gewürdigt zu werden."

Ferner klagte er, er fürchte daß die ihn Besuchenden sich getäuscht finden würden, da sie gemeinet, durch ihn in damaligem Zustand erwecket, ermahnet und getröstet zu werden, wie der sel. M. Schade gethan, der gewesen wie ein Faß voll Most, wo man dasselbige anbohret, so quillt der Most daraus; allein dergleichen geschehe von ihm nicht, sondern er wäre gleichsam wie ein Klotz.

Es bedarf wohl kaum einer Vertheidigung seiner selbst gegen ihn selbst, da seine Demuth, Stille und Gelassenheit den erbaulichsten Anblick gewährt. Indessen findet sich überhaupt nicht selten daß der edlere Mensch seine Anforderungen an sich selbst übertreibt, indem er selbst das seiner ganzen innern Wesenheit Widerstrebende von sich verlangt. Aber die Eiche kann nicht seyn wie der Palmbaum und der Palmbaum nicht, wie eine Eiche. Beide haben ihre Stelle.

Er war was er war, ganz, und das genügt.

Sollten wir unsre ganze Anerkennung dieses Mannes in wenige Worte zusammen fassen; so würden wir sagen, was wohl nur in gar sehr seltenen

Fällen mit vollendeter Wahrheit gesagt werden kann: Er war es in der That werth, das Höchste und Herrlichste, das Erhebendste und Beruhigendste, das Gott den Menschen verliehen hat, zu predigen: das Christenthum.

Quellen: „Ausführliche Beschreibung der Lebensgeschichte sowohl als der besonderen Natur- und Gnadengaben, des seligen Herren D. Philipp Jacob Spener, entworfen von dem Baron Karl Hildebrand von Canstein mit Anmerkungen von Johann Adam Steinmetz, Magdeburg und Leipzig 1740. — „Das Muster eines rechtschaffenen Lehrers oder ausführliche und erbauliche Lebensbeschreibung des um die ganze evangelische Kirche best verdienten und in Gott ruhenden Theologi, Dr. Phil. Jac. Speners, Frankfurt und Leipzig 1729 und Halle 1740. Einen sehr ausführlichen Aufsatz über Sp. findet man in dem Hirsching-Ernestischen Handbuch, Band XII. Abth. 2; doch dürfte vielleicht einige Zerstreutheit und Farblosigkeit in demselben befremdend auffallen.

Ueber Sp. als Schriftsteller zu reden, bleibe einer andern Gelegenheit aufbehalten.

2.

Johann Kaspar Schade.*)

Neben das Bild des in seiner Gattung einzigen Ph. J. Spener dürfte vielleicht fast keines gestellt werden, um es ihm ganz zu vergleichen; wohl aber möchte es anziehend seyn, auf andere bedeutende deutsche Helden des Christenthums zu sehen, um zu erforschen, wie mannigfaltig und wie doch immer so erfreulich und troſtreich sich diese Religion, selbst in den verschiedenartigsten Charakteren abspiegelt. Auch Spener selbst, den wir nie hoch genug halten können, wird uns dadurch nur noch klarer werden.

Möge mir deshalb der christliche Leser freundlich folgen wollen, in das Leben eines Mannes, der nicht bloß ein Zeitgenosse Speners war, sondern sogar mit ihm in Einer Stadt lebte, und an Einer Kirche diente, in ein Leben, das allerdings sehr einfarbig und von mancher Seite recht unglücklich zu nennen ist, dem aber am Ziele das Troſtreiche keinesweges abgehen wird. Es wird hier die Rede seyn von dem nicht unbekannten Johann Kaspar Schade, der fast in allen Brandenburgischen Geschichtsbüchern vorkommt, und, je nachdem die Verfasser gesinnt sind, bald mit ziemlichen Lobe, bald mit bitterem Tadel;

*) Geschrieben im Frühling 1814.

öfters aber noch mit gelassenem Spott davon kommt. Lasset uns redlich zusehen wes Geistes er war.

Schade wurde geboren am 13. Januar 1666 zu Kündorf im Hennebergischen, wo sein Vater Prediger war, der aber nachmals nach Schleusingen als Vice-Superintendent versetzt wurde. Er war noch nicht zwei Jahre alt, als der Tod des Vaters ihn nebst 5 Geschwistern zu Waisen macht. Es war der dürftigen Wittwe kaum möglich, ihre Kinder zu ernähren; doch eben diese Armuth wirkte in jenen Zeiten vielleicht noch öfter als jetzt auf die schönste Weise, indem sie das Herz zu unbedingtem Vertrauen erhob. Schon in der allerfrühesten Jugend, ehe unser Johann Kaspar noch reden konnte, zeigte sich bei ihm ein wahrhaftiges Talent zum Christenthum (man verstatte das Wort, dessen Bedeutung klar genug ist). Er hatte eine ganz besondere Lust zum „Predigen und Gebet mit kindischem Lallen", und wenige Jahre später wachte er des Morgens immer regelmäßig sehr früh auf, und benutzte diese Zeit im Bett, um auf Predigten zu sinnen. Wo irgend in seiner Bekanntschaft, oder in den Dörfern umher ein Unglück drohte, da ging er gern einsam hin, um inbrünstig zu beten, und oftmals hatte er die Freude, daß jenes Drohende abgewandt wurde.

Im dreizehnten Jahre wurde ihm auch die Mutter durch den Tod entrissen, und, obwohl nun ganz verwaist, war er dennoch nicht ganz verlassen, denn

ein würdiger aber sehr armer Oheim, mit ihm gleiches Namens, Rektor des Gymnasiums zu Schleusingen, nahm ihn in sein Haus und an seinen Tisch, wofür er mit Freuden den drei Töchtern des Rektors Unterricht im Christenthum ertheilte. Leider aber entwickelte sich auch immer mehr und mehr der zu frühe, tiefe Ernst und ein gewisses wehmüthiges Bedauern der irdischen Verhältnisse, die freilich für ihn wenig Angenehmes haben konnten. Seine Armuth war so groß, daß er acht Jahre lang auf den Gassen im Chore singen mußte, wobei Schnee und Frost und anderes Ungemach die schwache Gesundheit des Knaben bedrohten. Späterhin hatte er seinen Aufenthalt auf der Communität in Schleusingen, wo schlechte Kost und hartes Lager ihn allerdings nicht stärken konnten. Indessen gewöhnte er sich immer mehr zur Geduld und Demuth, und betrachtete jedes Mißgeschick als nothwendig für seine höhere Bildung.

Sein größtes Leiden war, daß fast kein Mitschüler seinen Sinn theilte; und sein überaus zarter Geist wurde fast krankhaft verletzt durch jede unreine unsittliche Aeußerung, deren er gar viele hören mußte. Ein solcher Zustand kann nicht lange dauern, denn entweder muß sich dann der Mensch vollendet kräftigen, um auf diese Weise mit Milde zu ertragen, oder wenn er zu dieser Emporhebung noch zu schwach ist, so wird er wohl gar auf einige Zeit mit dem Strome schwimmen, gegen den er früher an-

kämpfte. Schade verfiel in den letztern Fehler; doch in der That auf eine wohl verzeihliche Weise, denn er, der in dem eignen Entwurf seiner Lebensbeschreibung sich fast immer mit beispielloser Härte tadelt, weiß doch nichts weiter anzuführen, als daß er angefangen habe, in seinem Fleiße nachzulassen, und zuweilen mit seinen Schulgesellen zu spielen und herum zu wandern. Der Muthwille der Jugend, der sich bis dahin fast noch nie bei ihm Luft gemacht hatte, kam jetzt bei ihm zur Sprache. Er folgte nicht mehr so gehorsam wie sonst den Winken seiner Lehrer, war mitunter auch wohl ein wenig trotzig, und ließ zuletzt auch in dem Eifer nach durch frommes Gebet sich zu stärken.

1685 begab er sich nach Leipzig, um daselbst seine theologischen Studien fortzusetzen. Auch hier verfolgte ihn drückende Armuth, und nur durch steten Unterricht, den er andern ertheilte, war es ihm möglich, die Kosten für den seinigen zu erschwingen. Mit unabläßigem Eifer arbeitete er an sich, um nie wieder wanken zu können. Mit fast übergroßem Fleiße setzte er hier sein Studium fort, und es entwickelte sich in ihm jenes, alles andere ausschließende Streben nach dem Höchsten, welches hinfort sein ganzes Leben bezeichnen sollte. Wir sagen: „es entwickelte sich in ihm," denn noch sollte dem vollendeten Siege mancher Kampf vorangehen. Er hatte jetzt das Gefährliche der weltlichen Abwege nicht nur

einsehen gelernt, sondern seine ganze Seele empfand auch einen wahrhaftigen Abscheu, und Schauder, ja, wie es scheint, sogar physischen Eckel vor allem Laster.

Immer noch mußte er, da niemand ihn unterstützte, seine Zuflucht zu Privat-Informationen nehmen, um die nöthige Nahrung zu erschwingen. Vielleicht nur der Armuth wegen zog er zu einem andern Universitätsgenossen auf das Zimmer; allein das Glück fügte es, daß dieser, (M. Franke) ein würdiger Mann, sein Freund wurde, dem er die nöthige Vervollkommnung in den alten Sprachen, besonders im Hebräischen verdankte.

Endlich errang er ein eignes Zimmer, eine unbedeutend scheinende Sache; deren Entbehren aber wohl jedem in sich selbst Gebildeten schmerzlich seyn wird, indem wir allerdings mit dem wahrhaftigen Herzensfreunde alles theilen mögen; nur nicht die Stube. Aus der anfänglichen Nothwendigkeit zu unterrichten, wurde jetzt eine Freude, und bald versammelte sich um ihn eine beträchtliche Anzahl Knaben und junger Mädchen, deren Herzen er für das Christenthum zu entzünden suchte. Es gelang ihm auf die erfreulichste Weise, und die Kinder schlossen sich an den reinen Menschen mit einer Liebe an, für die er Gott mit tiefer Rührung dankte, wohl wissend, was es heißt, von Kindern geliebt zu werden. Auch einen neuen Freund erhielt er in einem Schüler,

Namens Müller, von welchem, so wie von dessen Vater, er mit fast herzzerschneidender Bescheidenheit rühmt, daß sie ihre herzliche Liebe auch in den Zeiten seiner Verfolgung kräftig dargethan, und sich seiner und seines Leidens nicht geschämt hätten. (!)

Jetzt schlossen sich auch mehrere Studierende an ihn, denen er ganz im Stillen Collegia über mehrere Theile der Bibel las. Da man sich aber mit großem Eifer an ihn anschloß, so erweckte er dadurch den Haß und den Neid mehrerer Lehrer und Prediger, die ihn nun als einen Pietisten auf die schmählichste Weise zu kränken suchten. Gewohnt sich am wenigsten Recht zu geben, dachte er nur zu sehr darüber nach, worin er wohl eigentlich gefehlt habe, und sein zu zarter Geist hatte hier abermals die härtesten Kämpfe zu bestehen.

„In solcher Zeit," so schreibt er selbst, hat mich Gott wunderlich geführt und im Dunkeln. Von außen war viel Schmach, Spott und Hohn von Hohen und Niedrigen, daß ich gewißlich ein Schauspiel der ganzen Stadt öffentlich wurde, zumal durch Ausrufen der Prediger; von innen durch viel und unterschiedliche Anfechtung, Traurigkeit, Unglauben, heimliche Seelenleiden und große Entkräftung des Leibes. (— —) Ich habe sehr viel gelitten, so mir aber alles als in der Nacht geschehen, weil ich nicht gewußt oder verstanden, was es sei oder wie es zu nennen: dabei ich dann unter Schmach und Nach-

stellungen, auch öffentlicher Beschimpfung, in äußerster Schwachheit und Jammer, als wie ein Schatten, ja Lebend-Todter, dafür sich jeder gleichsam gefürchtet, mein Gebein herumgeschleppet, und wohl kein Mensch einen Tag gleichsam zu erleben gutgesaget."

Bei diesen traurigen Worten muß uns allerdings das verwundete Gemüth klar werden, das nicht ohne Scharfsinn seine Verletzungen nur noch tiefer ausbildet; allein man möge deshalb auch jene außerlichen Leiden, die Verfolgungen und Schmähungen mehrerer starren unbeugsamen Priester jener Zeit, die den Pietismus fast ärger haßten als Muhameds Lehre, nicht zu geringe anschlagen. Ihre Macht war in gewissen Städten und Gemeinen, der altpäbstlichen nicht unähnlich, so wie ihre mündlichen von der Kanzel herabgeschleuderten Bannbullen gegen die Enthusiasten, Mystiker und Quietisten die härtesten Wirkungen nicht verfehlten. Und nun denke man diesen vielen Mächtigen und Wüthenden den Einzelnen, Zarten, Kranken, Dürftigen, und auch noch nicht zur ganzen Reife Gediehenen, gegenüber.

Er gesteht, daß ihm in dieser Zeit stets das Sterben im Sinne geschwebt habe, ja manchmal alles, was er sah oder that, bezeichnet zu seyn schien mit dem gräßlichen; „Es ist alles eitel, im Tode hört alles auf." Aber so oft er sich auf dergleichen Un-

glauben ertappte, strafte er sich unendlich hart, indem er sich sogar das Beten versagte, nach dem doch seine Seele ein großes Verlangen hatte.

Ein so bitterer Zustand konnte indessen nicht dauerhaft seyn, und mit erhöheter Klarheit kam ihm nun auch ein erhöheter Friede. „Gott habe, so erzählt er, bei der äußersten Noth unvermerkt seine Hand über ihn gehalten, und ihm zuletzt eine solche Geduld und Sanftmuth gegeben, daß er die öffentlichen falschen Beschuldigungeu mit unverrücktem Herzen angehört, nie wieder gescholten oder hart gegen die Beleidiger gezeuget; sondern für Gott und Menschen ihr Bestes geredet, und bis Dato viel Liebe und Flehen für sie im Herzen finde.

Hier verläßt uns der von ihm selbst verfaßte Entwurf seines Lebens und wir halten uns nun theils an die auf ihn gehaltene Leichenpredigt, theils an den vortrefflichen Aufsatz, den Spener ihm noch außer jener gewidmet hat.

Von nun an war kein Zweifel mehr in ihm, er kannte genau sein Streben, und genau sein Ziel. Im Jahre 1691 machte er eine Reise nach Berlin, vielleicht nur um seine Gesundheit zu stärken, und ohne alle Absicht, daselbst eine Stelle zu suchen. Als er aber hier ankam, war zufällig ein Prediger eine Stunde vor der zu haltenden Predigt krank geworden. Schade übernahm sie für ihn, ohne alle Vorbereitung, und hielt sie mit so herrlichem Geist und

Feuer, daß er eine allgemeine Bewunderung erregte. Zwar reißte er bald darauf nach Leipzig zurück, allein noch in demselben Jahre wurde er nach Berlin als Prediger an der Nicolaikirche berufen, und er nahm diese Stelle mit gerührtem Herzen an.

Von dieser Zeit an beginnt seine Berühmtheit, die ihm aber Leiden genug verursachte. Es war in ihm nicht bloß mehr eine Liebe für die Religion, sondern eine vollendete Leidenschaft, wie sie sich wohl derer bemächtigen kann, die einst auf kurze Zeit abgefallen sind, oder wenigstens abgefallen zu seyn glauben. Er kannte schlechterdings keine Gränze seiner Pflicht, denn niemals schien er sich selbst zu genügen, und wenn er auch bei weitem mehr gethan hatte, als das geschriebene Gesetz ihm auferlegte. In seinen Predigten zeigte er einen Eifer und ein Feuer, das, weil es das rechte war, auch nicht ein einzigesmal nachließ: ja er überschritt so oft das Maaß der bestimmten Zeit für dieselben, daß ihm öffentlich verboten werden mußte, länger als eine Stunde zu predigen. Es ist gar leicht, auf diese langen Predigten den Schein des Lächerlichen zu werfen; doch schon weil es so leicht ist, wird es der Bessere und Gründliche nicht thun wollen, so wie wir auch durch die Ansicht mehrerer seiner gedruckten Predigten uns leicht überzeugen können, daß hier gewiß nicht von etwas Gedehntem die Rede seyn kann.

Ferner hielt er alle Sonntage nach der Kirche eine genaue öffentliche Prüfung, und des Nachmittages versammelten sich in seinem Hause die Frömmsten der Gemeine, und mit ihnen erbaute er sich dann bis zum späten Abend. In seinem ganzen Wesen war eine große Liebe, aber auch eine unendliche Strenge, so daß ihn ein nicht geringer Theil des Volks mehr fürchtete als liebte.

An den Werktagen unterrichtete er mit unermüdeter Geduld die Kinder seiner Gemeinde, und von ihnen empfing er die reinste Liebe, denn sie fühlten, daß er nichts seyn wollte als ihr strenger, aber zärtlicher Vater. Belohnungen nahm er nie, ja, wir dürfen fast sagen, daß er übertreibend das Geld nicht einmal verachtete, sondern gar nicht daran gedacht habe. Einen großen Theil seiner Einnahme verwandte er auf den Druck des neuen Testaments und der Psalme, in bequemer Form, so daß man sie für wenige Groschen haben konnte, die Armen aber sie völlig unentgeldlich von ihm erhielten. Eine ganz besondere Liebe hatte er für die Kranken, er besuchte sie fleißig, und wußte mit einem jeden zur rechten Zeit und nach des Herzens Zustand zu reden. Er fühlte sich wahrhaft im Innersten erquickt, wenn er einen Kranken erquickt und getröstet hatte.

Noch theurer war ihm sein Amt, wenn es darauf ankam, arme Sünder zur Buße und zum Tode vorzubereiten, welches er mit so freudigem Eifer that,

daß diese immer nur ihn verlangten. Man führt besonders zwei ganz verhärtete, in widrig starren Troß versunkene Verbrecher an, die lediglich durch ihn und seinen unablässigen Eifer zur Reue und Bekehrung hinüber geleitet wurden. Aus seinem ganzen Wesen leuchtete ein so seltener, von allen irdischen Beziehungen entfernter Feuereifer, daß ihm fast niemand wiederstehen konnte, der sich ihm hingab. Selbst die Juden in Berlin, damals fast feindlich getrennt von den Christen, verehrten ihn auf eine wunderbare Weise, ja sie gingen ihn oft mit herzlicher Bitte an, für Kranke oder verirrte Kinder zu beten, wo sie dann oftmals durch den reinen christlichen Trost, den er ihnen zusprach, sehr erbaut wurden. Es war damals eine fast allgemeine Rede, daß Schadens Zuspruch und Gebet wahre Wunder thue, was wohl verstanden, nicht irrig seyn kann.

Da (wie uns allen klar geworden) er selbst das ganze Wesen des Christenthums in Buße, Sehnsucht, und Sterbenskraft setzte, und ewig auf diese Dinge bei Anderen drang, so war es billig, daß er selbst mit dem Beispiele voranging. Also that er auch. Er verleugnete sich selbst im höchsten Grade, den Freuden der Welt entsagte er gern, er suchte niemandem zu gefallen als Gott, er rottete in sich selbst jeden weltlichen Ehrgeiz aus, und übte eine Demuth, die selbst seine Feinde anerkannten. Nichts war ihm so fremdartig und empörend, als Heuchelei, und wo

er sie mit Entschiedenheit erblickte, konnte ihn selbst der höchste Rang des Verbrechers nicht hindern, mit gewaltiger Beredsamkeit dagegen einzudringen. Der Armen nahm er sich so treulich an, daß er oft selbst nicht einen Thaler im Hause behielt, und er machte sich selbst daraus gar kein Verdienst, so wie er denn auch trotz seiner Körperschwäche, nur die allermäßigsten und geringsten Bedürfnisse hatte. Oftmals pries er den Ehestand als eine freudige und heilige Ordnung Gottes; aber er entsagte diesem Glücke, vorzüglich um seinem Amte, dessen Pflichten nach seiner Ansicht gränzenlos waren, desto besser zu genügen. Das Entsagenkönnen war ihm eine der höchsten Tugenden, so wie die Geduld bis an's Ende.

Aber einem solchen Manne konnten auch die Leiden nicht fehlen, und, da es unmöglich war, ihn mit Gleichgültigkeit zu betrachten, so theilte sich seine Gemeine in Liebe und Haß gegen ihn. Manchen misfielen seine ewigen strengen Bußpredigten, und sie betrachteten ihn wie einen unheimlichen Mann, bei dem man zu keiner rechten Behaglichkeit kommen könne. Die tieferen Gemüther aber, die die wahre Freudigkeit in der Gottesfurcht erkennen, schlossen sich desto inniger an ihn und vor allen hingen, wie bereits oben erwähnt worden, die guten, reinen Kinder an ihm, die er erzogen und unterrichtet hatte. Wie sehr aber jener oft roh ausbrechende

Trotz der Einzelnen ein so zartes Herz kränken mußte, bedarf des Wortes nicht.

Leider kam ihm jetzt ein noch weit tieferer innerer Schmerz, den er nicht besiegen konnte, und der ihn endlich tödtete.

Er fand in seinem Amte die Privatbeichte vor, und zwar mit allen den Mängeln und Mißbräuchen, denen sie besonders in früheren Zeiten unterworfen war. Oft sah er rohe und verhärtete Menschen, die er genau kannte, weil er jedes Glied seiner Gemeine nicht selten besuchte, zu sich in den Beichtstuhl treten. Sie sagten dann das gewöhnliche Bekenntniß mit Gelassenheit hin, und nun verlangte sein Amt, solchen Menschen, die nur gezwungen und nur leiblich gegenwärtig waren, im Namen Gottes ihre Sünden zu vergeben. Er that es; aber freilich auf seine Weise, nach einer unendlich strengen Ermahnung. Doch auch das genügte ihm bald nicht mehr, und er fühlte zuletzt eine große Unruhe und Gewissensangst, ob er auch recht thue.

Was Spener zu seiner Beruhigung sagen und thun konnte, geschah von ihm mit ganzer Kraft und väterlicher Theilnahme; allein auch er litt selbst im Herzen viel durch die Betrachtung jener Mißbräuche, denen aber der Einzelne nicht abhelfen konnte. Es scheint, daß Schade, so oft er seinen väterlichen Freund gesprochen, auf einige Zeit beruhigt worden sei, und er versuchte seine Angst zu tilgen, indem

er sich die Angelegenheit der Beichte noch schwerer machte. Er beschied alle, die sich Sonnabends anmelden wollten, bereits Freitags zu sich, prüfte und ermahnte sie; er besuchte noch häufiger jedes einzelne Mitglied seiner Gemeine: doch jene Unruhe wich nicht von ihm. Sie fing allemal Freitags an, und währte nicht allein den Sonnabend durch, sondern auch die folgende Nacht, so daß er sie fast immer schlaflos und mit Seufzen zubrachte, und mit ganz geschwächten Kräften die Sonntags-Arbeit antreten mußte. Um sich Luft zu machen, gab er nun mehrere Schriften über diesen Gegenstand heraus, in welchen bei vielem Vortrefflichen auch die harten Worte vorkommen: „Beichtstuhl, Satansstuhl, Höllenpfuhl."

Obwohl nun offenbar war durch den Zusammenhang, in welchem jene Worte vorgebracht wurden, daß sie lediglich den Misbrauch bezeichnen sollten, so entstand dennoch bei vielen eine große Erbitterung gegen ihn, und manche freuten sich recht, eine Gelegenheit zu haben, den Mann, der ihnen schon lange durch seinen tiefsinnigen Ernst und christliche Strenge lästig gewesen war, desto ungescheuter angreifen zu können. Aber auch hier trat der edle Spener mit seiner gesicherten Klarheit in's Mittel, und hielt mehrere Predigten, in denen er den Leuten die falsche Zuversicht, die sie auf das bloße Werk der Beichte und den Empfang der Absolution ohne wahre Buße,

setzten, zu benehmen und sie dahin zu bringen suchte, „daß sie mit christlicher Lehrer Angst, die sie über den Beichtstuhl litten, Mitleiden trügen, hingegen sie durch anderes Bezeugen erleichterten.“ Indessen ließ sich der Eindruck jener Worte nicht so leicht verwischen, da sich bereits persönliche Leidenschaften mit in den Streit gemischt hatten.

Endlich that Schade den letzten Schritt, leider ohne vorher Spenern zu fragen, um selbst seinem Gewissen zu rathen. Man hatte ihm zu einiger Erleichterung, weil er mit jeder Person insbesondere daselbst freier handeln konnte, die Sacristei zum Beichtstuhl eingeräumt. Hier nun schaffte er, im Anfang des Jahres 1697, die bisher gewöhnliche Privatbeichte und Absolution eigenmächtig ganz ab, und gab sämmtlichen Beichtkindern zwei Sonnabende hintereinander, gewissermassen nur im Allgemeinen, die Versicherung, daß, wenn ihre Reue gründlich und ächt, und ihre Buße aufrichtig und entschieden sei, Gott ihnen ihre Sünden vergeben werde.

Dieser Schritt verursachte eine große und allgemeine Bewegung unter dem Volke, und nicht bloß diejenigen, denen des Mannes Strengigkeit schon früher verhaßt war, wurden dadurch in die äußerste Bitterkeit gegen ihn versetzt, sondern auch manche, die ihn früher geliebt, bezeigten ihr großes Misfallen, indem es ihnen schien, als wolle er eigenmächtig in der ganzen protestantischen Kirche den Beicht-

stuhl abschaffen. Es ward ihn jetzt verboten, so fortzufahren wie er angefangen hatte; aber da er nun über diese Sache ganz mit sich im Reinen war, so gehorchte er zwar, aber er enthielt sich des Beichtstuhls gänzlich. Spener suchte abermals in's Mittel zu treten; doch erklärte er der Gemeine, daß auch er das eigenmächtige Verfahren des sonst vortrefflichen Mannes nicht billige.

Indessen war die ganze Stadt voller Unruhe, und der größte Theil der Bürgerschaft verlangte, daß Schade entweder, wie bisher gebräuchlich, den Beichtstuhl verwalten oder seine Entlassung erhalten möge. Allein wie es sich schon oft bewährt hat, daß der wahrhaftig vortreffliche Mann nie ganz verlassen wird, so fand sich auch diesmal eine ziemliche Anzahl wohlmeinender Bürger, die mit Achtung für ihn sprachen und schrieben. Die Bittschriften beider Partheien wurden dem Kurfürsten Friedrich III., der sich gerade damals in Preußen befand, zugesendet, und dieser, weit entfernt, eine so wichtige Angelegenheit rasch zu entscheiden, ordnete eine Comission zur Untersuchung derselben an. Es versammelten sich deshalb die lutherischen Räthe, das Ministerium und der Stadtrath, unter dem Vorsitz des geheimen Rathes Freiherrn von Schwerin (17. Mai 1697) auch erschienen 4 Stadtverordnete, 8 wegen der vier Gewerke, nebst dem Advokaten, der die Klage gegen Schade führte. Dieser, der den ange-

botenen Sachwalter abgelehnt, antwortete selbst, und zwar dergestalt, daß Spener, der gleichfalls zugegen war, sich nicht allein „dessen herzlich freute und einen guten Ausgang durch Gottes Gnade bereits zu sehen meinte, sondern auch nicht zweifelte, daß den meisten Herrn Commissariis dadurch werde genug geschehen sein.“ Sobald Schade seine Antwort geendet, traten auch jene ihm wohlwollenden Bürger hinzu, und erklärten durch ihren Anwald in einer sehr ausführlichen Schrift, daß sie die Ansicht ihres treuen Seelsorgers von dem Beichtstuhl völlig billigten, indem auch Luther selbst eine ähnliche laut genug ausgesprochen habe. *)

---

*) Spener selbst, obwohl er diesen Vortrag der Bürger nicht billigte, weil dadurch ein gewisser Herzens-Zwiespalt unter den Einwohnern Berlins entstehen könnte, (wobei er das schöne Wort aussprach, daß es auch Fälle gäbe, wo man sich der Freiheit begeben müsse um der Liebe willen) erklärt dennoch den Beichtstuhl für ein bloßes von Menschen erfundenes Mittelding (Adiaphoron) und führte sogar zu Schade's Entschuldigung in der Leichenpredigt auf denselben an, daß bereits ein gleichzeitiger christlicher Theolog erklärt habe, es ständen in der Kirche noch 4 stumme Tempelgötzen, worunter er auch den Beichtstuhl gezählt. Obwohl nun zwischen einem Tempelgötzen und einem Satansstuhl wenig Unterschied sei, so habe man ihn doch deshalb nicht verketzert.

Es war vorher zu sehen, daß dieser Vortrag, der keineswegs von Schade eingegeben worden war, die Bewegungen in der Gemeinde nur vergrößern mußte. Spener bedurfte seines ganzen Ansehens und seiner ganzen Redekraft, um nur einigermassen jene widrige Stimmung unter einander, zu lösen; aber er vermochte nicht zu hemmen daß der eine Theil seinen Haß gegen S. nur noch grimmiger äußerte, und der andere seinen Enthusiasmus für ihn und die Sache der religiösen Freiheit.

Auf diese Weise war ein volles Jahr vergangen, und Schade hatte wie bisher sein Amt mit gewohnter Kraft verwaltet, als er plötzlich die bestimmte Ahndung empfand, daß er sehr bald sterben werde. Zwar ließ er sich von keinem Amtsgeschäft abhalten, aber er fühlte den Keim des Todes in sich, der sich mit Macht entwickelte. Er wandte deshalb die beiden letzten Male, daß er öffentlich predigte dazu an, seiner Gemeine zu erklären, es sei die Zeit gekommen, von ihr Abschied zu nehmen, er ermunterte die Gläubigen und Reinen, und warnte die Verworrenen und Fühllosen mit gewohnter Kraft. Zugleich wandte er die Worte Christi zu Paulus: „Eile und mache dich behende aus Jerusalem, denn sie werden dein Zeugniß nicht annehmen" auf sich selber an. Man fand ihn in diesen letzten Predigten ganz so wie man ihn ehedem gefunden, in der Fülle der Kraft, (denn seine Körperschwäche zeigte sich nur bei gewöhn-

lichen Dingen; nie aber in seinen Predigergeschäften) und wie man früherhin eine ganz besonders wohltönende und überaus weitschallende Stimme an ihm bemerkt hatte, (dergestalt daß man ihn auch außerhalb der Kirche vernehmen konnte) so war dies auch jetzt noch der Fall.

Dennoch hatte er sich nicht getäuscht, und er ward alsbald von einem hitzigen Fieber überfallen. Aber so heftig auch die Krankheit wüthete, so blieb doch sein Geist und seine Phantasie dieselbe, und keine Verworrenheit, wie sie sich sonst bei dieser Art von Krankheit fast immer findet, mochte ihn antasten. Er brachte jetzt seine Tage hin mit kräftigem Gebet, freudigem Lobe Gottes, und wiederholte besonders oftmals den Namen Jesus, in dem er stets eine unendliche Süßigkeit gefunden. Dies alles redete er wie immer, mit so erhabener Stimme, daß der Haufe Volks, welcher während seiner Krankheit fast nie von seinem Hause wich, das Meiste vernehmen konnte. „Darunter, wie Spener erzählt, etliche sehr bewegt wurden, und Gott lobeten; etliche aber, zu ihrem Gerichte, Gott und seinen Diener lästerten, sagend: „Herr Schade verzweifle", da er doch nichts ungebührliches geredet.

In diesem Zustande des körperlichen Leidens und der geistigen Freude verharrte er zwei Tage und zwei Nächte, und nichts Aeußeres berührte ihn mehr. Sein ganzes Wesen war ein vollendet innerliches ge-

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

worden, und der Geist einer göttlich versöhnten Welt rührte seine Seele an. „Er wiederholte etliche, sonderlich diese Worte: Herr Jesu: mein Jesu! dir leb' ich, dein bin ich, dir diene ich, dir sterbe ich, wohl etliche hundertmal.“

Wie ihn im Leben die Kinder immer am meisten geliebt hatten, so verließen sie ihn jetzt auch im Tode nicht. Mehrere derselben blieben nicht bloß den Tag, sondern auch die Nacht über bei ihm, und sie sprachen und sangen zusammen milde und freundliche Worte und Lieder. Von früher Jugend auf hatte er unter allen Künsten die Musik am meisten geliebt, und so erfuhr er auch jetzt ihre ganze wunderbar erheiternde und beruhigende Kraft. Oft noch um Mitternacht ließ er sich die Laute, oder ein anderes Instrument bringen, spielte ein geistliches Lied, und seine und der Kinder Stimmen vermischten sich auf eine liebliche Weise. Wie seine ganze Religion recht eigentlich die Religion des Todes gewesen war, so fühlte er auch jetzt mit doppelter Lust die Süßigkeit des Todes, und die Vorahndung eines höhern Lebens.

Einst sagte er: Er sei in Leipzig auch fast einmal eben so sehr krank gewesen, aber da habe ihm Gott die Worte in's Herz gegeben: „Du wirst nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen.“ Er habe sich jetzo wieder daran halten wollen, allein sein Jesus drücke ihm nun dafür diese

Worte in's Herz: „Ich bin die Auferstehung und das Leben." An diese Worte, die allerdings wie eine ewige Säule dastehen, hielt er sich jetzt mit siegender Gewalt. Kaum bedurfte es noch der Frage, ob er etwa wider seine Kollegen oder sonst jemand etwas habe, und er erwiederte daß sein Herz voller Liebe sei, gegen alle und jeden. Er betete inbrünstig für den Kurfürsten, das ganze Land, die Stadt und seine Gemeinde, und wünschte insonderheit, daß sein Nachfolger reichlich einärndten möge alles was er im Segen Gottes ausgestreuet habe.

„Die anderen vielen erbaulichen Reden und Bezeugen" (so endet Spener die Leichenpredigt) insonderheit mit was für einem affectu er gebetet läßt sich alhier nicht beschreiben, noch mit der Feder ausdrücken; es wird aber lebenslang zu vielem Segen eingeschrieben bleiben in den Herzen aller derer, die Gott gewürdigt, das Ende dieses Gerechten zu schauen. Je mehr sich nun sein Ende herannahte, je mehr streckte sich seine Seele nach seiner Erlösung aus, bis sie ergriffen, was sie gewünscht, nemlich den 25 Julius, am vergangenen Montage, Abends um 10 Uhr, da er in seinem Erlöser bei völligem Verstande und glaubensvollem Muthe, wie ein Licht verloschen und sanft und selig eingeschlafen, seines Alters 32 Jahr und 6 Monat, seines Prediger-Amts 7 Jahr weniger 4 Monat.

*

Die Wuth des Pöbels gegen den edeln Abgeschiedenen ging so weit, daß er, unter frevelhaften Lästerungen, sich selbst an dessen Grabe vergriffen, weshalb man ihn mehrere Male mit Gewalt auseinander treiben müßte. Doch bald legte sich diese verworrene Unruhe, und, wie die Besseren ihren Seelsorger immer höchlich geachtet, so fingen jetzt auch die Schwächeren an, seinen Werth zu ahnden, insonderheit da bald darauf der Kurfürst selbst in einem Dekret vom 16. November 1699 gewissermassen in Schade's Ideen einging, und seinen Unterthanen jene Freiheit des Gewissens im Gebrauch der öffentlichen oder Privatbeichte, gestattete, wobei jedoch weise Vorsichtsmaaßregeln jedem möglichen Misbrauch wehrten.

Nur der Geist der starren Bonzenhaftigkeit, wie er leider hie und da unter den Predigern Deutschlands sich zeigte, konnte sich nimmer mit Schade's Wärme und Gluth vertragen, worüber das Sendschreiben des damaligen sehr berühmten Probstes zu Cöln, an Spener den betrübtesten Beleg giebt. (S. Küsters altes und neues Berlin, Th. I. S. 402 bis 5). Spener scheint gar nicht darauf geantwortet zu haben, und der wohl bekannte Joachim Lange, fertigt es bloß mit dem Worte ab, es sei im paroxysmo contradicendi geschrieben, und dem Verfasser selbst hinterher leid geworden.

Dieser letzte Umstand, daß selbst jener Lange, der sich sonst nicht leicht auf das Loben einläßt, zu Schade's Lobrednern gehört, muß uns allerdings merkwürdig scheinen, indem er darthut, daß selbst eine gewisse Gattung von Geisteszähheit dem reinen und unablässigen Eifer eines christlichen Lehrers die gebührende Anerkennung nicht zu versagen vermag. Nur Gemüth selbst muß freilich vorhanden seyn; denn weder in die Wüste, noch in den Stein läßt sich mit Erfolg hineinpredigen.

Doch jene Wüstheit und Verhärtetheit war im siebzehnten Jahrhundert, so wie auch noch zu Anfange des achtzehnten, eine nur sehr seltene Erscheinung, und da man in ganz Deutschland die durch den westphälischen Frieden gewonnene Freiheit der religiösen Ansicht als ein theures Kleinod betrachtete, so wird es uns keinesweges befremden, daß Schade auch als Schriftsteller eine große Wirksamkeit fand. Seine sämmtliche Werke sind nach seinem Tode zusammen gedruckt worden, und unter dem Titel: „Herrn M. Joh. Caspar Schadens geistreiche und erbauliche Schriften", in vier Bänden zu Leipzig erschienen. Mehrere einzelne Aufsätze unter denselben hatten bereits 1720 die 13te Auflage erlebt, ein Umstand der allerdings sehr wichtig ist, wenn man erwägt, wie langsam die damaligen Deutschen in

ihrer Achtung waren, weil sie dann, wenn sie wirklich hervortrat, auch immer dauerte. *)

Es scheint, Schade sei durch alles Vorhergehende schon hinreichend charakterisirt worden und es bedarf deshalb nur noch weniger Worte um zu schließen. Er wird uns, dünkt mich, am klarsten, wenn wir ihn mit seinem edlen Freunde Spener vergleichen. In diesem war, wenn wir so sagen dürfen, gleichsam ein immerwährender Sieg und wir finden nur selten Spuren von einem Kampfe. In Schade war ein steter Kampf, aber ein großartiger, und tiefbedeutender, der, so redlich gekämpft, den endlichen Sieg nicht verfehlen konnte. In der Wissenschaft des freundlichen Lebens ist Schade ohne Zweifel von manchem übertroffen, am meisten von Spener; in der Wissenschaft zu sterben kann ihn niemand übertreffen, und selbst Spener kommt ihm hierin nur gleich. Im Leben lastete schwer auf ihm der bestehende Gedanke, daß er von jeder Seele in seiner Gemeine dereinst Rechenschaft ablegen müsse; darum ruhete er nie, und vermochte sich selbst nimmer zu befriedigen, vielleicht weil er mitunter sogar das Un-

*) In der zweiten Hälfte des 18 Jahrh. pflegte man dergleichen Schriften „alte Tröster" zu nennen; — sehr kurz und gut, um sie von den vielen untröstlichen, flachen, und unerquicklichen Büchern jener neueren Zeit zu unterscheiden.

mögliche von sich verlangte. In Spener war alles ewige Ruhe, Klarheit und Gelassenheit; in seinem Freunde alles Eifer, Blut, Thränen und Flamme in Fülle und Reinheit.

3.

Johann Christian Günther.*)

— — „Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig, und dabei vielfach unterrichtet; genug er besaß alles was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durch Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und

*) Geschrieben in den Jahren 1814 und 16.

Wilde davon gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise, und besonders seinem Charakter, oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten."

Es ist zu glauben, daß, wenn diese anziehende Stelle aus dem zweiten Theil von Goethe's Leben (S. 121) in den deutschen Gesellschaften vorgelesen wird, die meisten Mitglieder derselben sich unter einander bedenklich ansehen werden, fragend, wer doch wohl dieser Günther gewesen sei. Es ist deshalb wohl zweckmäßig, eine einfache Antwort darauf zu versuchen.

J. Ch. Günther wurde geboren am 8. April 1695 zu Strigau in Schlesien, wo sein Vater die Stelle eines Stadtphysikus bekleidete. Da man ihm keinen Hofmeister halten konnte, so gab ihm sein Vater selbst den ersten Unterricht in den Wissenschaften und alten Sprachen, und er machte in denselben so schnelle Fortschritte und zeigte ein so eifriges Streben, daß der strenge Alte schon anfing zu bereuen, ihn je wissenschaftlich unterrichtet zu haben, denn es war sein fester Vorsatz, ihn, wegen drückender Armuth, nicht studieren zu lassen. Um auf immer abgeschreckt zu werden, mußte der achtjährige Günther mit seiner Mutter zu einem grundgelehrten und kaltblütig vornehmen Mann, dem Doktor Preuß, nach Breslau reisen. Er sollte von demsel-

ben die betrübte Bestätigung vernehmen, daß ein gänzlich armer Knabe nicht studiren könne; es ward aber nichts weiter erreicht, als den Knaben für einige Tage traurig zu machen. Doch bald kam der gute Muth wieder, und schon auf der Rückreise sagte Christian zu seiner Mutter, in dem damaligen unerquicklichen Halb-Deutsch, doch nicht ohne rührende Kindlichkeit: „Ich muß was Excellentes prästiren, und Gott wird mir schon forthelfen, ob es mir gleich der Herr Doktor so schwer gemacht. Meine lieben Eltern dürfen sich meines Studirens wegen nicht bekümmern.“

Wirklich setzte der Knabe durch, was er sich selbst versprochen, und obwohl er, wegen einer fast unbegreiflich scheinenden Armuth, nicht in eine öffentliche Schule geschickt werden konnte, und obwohl der Vater, der, wie ein alter Biograph sagt, ihn „mit Erbarmen (?) ansah“, aus Verdruß den bisher eigends gegebenen Unterricht nur selten fortsetzte, so machte dennoch Christian täglich größere Fortschritte und er war bereits im zwölften Jahre in der deutschen, lateinischen und hebräischen Sprache dergestalt einheimisch geworden, daß er in demselben mehrere Gedichte verfertigen konnte. Jetzt aber erklärte der Vater mit Entschiedenheit, daß er ihn zu einem Handwerker in die Lehre geben wolle. Günther, in unendlicher Traurigkeit, nahm jetzt seine Zuflucht zum Gebet. Wie ihn denn einmal seine Mutter auf

einer wüsten Stelle hinter dem Hause kniend antraf, wo er Gott herzlich anflehete, daß er doch Mittel und Wege schicken wolle, bei dem Studieren fortzukommen.

Wirklich zeigte sich auch bald ein solcher Ausweg. Ein gewisser Doktor Thiem, Arzt in Schweidnitz, kehrte einst auf einer Reise in Strigau ein, und ließ, da er Langeweile fühlte, den alten Günther zu sich bitten. Dieser erzählte von seiner betrübten Armuth, und der für ihn nicht minder betrübten Genialität des Sohnes. Der Doktor war wacker genug, sich über die letztere zu erfreuen, und versprach, endlich, den Sohn zu sich zu nehmen und für ihn zu sorgen. Hoch erfreut zog deshalb Günther im Anfange des Jahrs 1709 nach Schweidnitz, wo der Rector Leubscher gleich bei der ersten Prüfung eine wahrhafte Gemüthsergötzung über die großen Kenntnisse des Knaben empfing. Die sämmtlichen Gelehrten der Stadt gaben ihm die Erlaubniß, ihre Bibliotheken zu benützen, und Günther benutzte sie dermaßen, daß er die meisten derselben excerpirte, um sich dadurch in den Stand zu setzen, der Bibliotheken allenfalls entbehren zu können. Jetzt erwachte dann auch von neuem die Liebe zur Dichtkunst, und er sandte eine große Menge eigener Poesien, nebst seinem ganzen Vorrath von selbst geschriebenen Büchern nach Strigau in das väterliche Haus, wo sie

aber durch einen unglücklichen Brand, der fast die ganze Stadt vernichtete, mit zu Grunde gingen.

Eine Anleitung zur Poesie hatte er nie gehabt, von den Dichtern aus dem schwäbischen Zeitraum nie etwas erfahren, und Opitz, Flemming und Gryph sind ihm erst spät in die Hände gefallen. Wirklich freute sich auch ganz Schweidnitz, das vielleicht seit vielen Jahrzehnten keinen Poeten in seinen Mauern hatte aufweisen können, nicht wenig über den geschickten Knaben, der so manches Angenehme und Geistreiche in wohlklingenden Versen zu sagen wußte. Wir erkennen besonders die Geschicklichkeit an, mit der er selbst für den gewöhnlichsten Bürgersmann einen poetischen Triumphwagen zu bauen, und den Anstand, mit dem er jenen auf denselben hinauf zu heben wußte. Der Mann konnte ordentlich glauben, der Sitz g e h ö r e ihm. Wirklich ließen es auch die Schweidnitzer nicht bloß bei Lobeserhebungen bewenden, sondern sie sammelten auch für ihn eine kleine Geldsumme, um ihn damit bei seinem Abgange auf die hohe Schule zu erfreuen. Dieser Abgang war für Günthern selbst recht glorreich, indem er die Erlaubniß erhielt, sein dramatisches Gedicht: „Die von Theodosio bereute Eifersucht" von der Schuljugend zu Schweidnitz (am 24. September 1715) öffentlich aufführen zu lassen.

Günther ging jetzt nach Wittenberg, um dort nach seines Vaters Verlangen die Arzneiwissenschaft

zu studiren, zu der es ihm aber gänzlich an Neigung fehlte. Zwar nahm er sich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes auf der Universität, mit Kraft zusammen, und erhielt das Zeugniß, daß er für die genannte Wissenschaft fleißig arbeite; doch nur kurze Zeit und alles veränderte sich. Nicht bloß erwachte seine Liebe zur Dichtkunst, sondern er erkannte sich auch als Dichter, und zwar als einen der fast ganz einsam stehe, in einer ziemlich unfruchtbaren und öden Zeit. Da sich späterhin Hochmuth mischte in diese Erkenntniß, so fand sich auch bald Ordnungslosigkeit, Verschwendung und Liederlichkeit. Die Schuldner drängten ihn, und machten ihm Wittenberg so unangenehm, daß er es heimlich verlassen wollte. Doch man erfuhr seinen Vorsatz und beraubte ihn seiner Freiheit. In dieser gezwungenen Einsamkeit finden wir ihn wieder einigermassen achtbar, denn er wandte sie an zu seiner weitern Ausbildung in der Dichtkunst. Viele seiner geistreicheren Gelegenheitsgedichte sind aus dieser Zeit, und er verpflichtete sich dadurch so manchen Mann von Einfluß, daß man endlich zusammentrat und ihm die Freiheit wieder verschaffte. Während aber alle versöhnt waren, zürnte sein Vater noch fort, der, bei der Nachricht, daß sein Sohn Schulden halber gefangen sitze, den Entschluß gefaßt hatte, künftig nichts mehr für ihn zu thun.

Günther ging im Junius 1717 nach Leipzig, und hatte hier das Glück, an dem als öffentlicher Lehrer und Schriftsteller rühmlich bekannten Johann Burchard Menke, einen anerkennenden und aufmunternden Gönner zu finden, dem zu Gefallen er sich auch eine geraume Zeit anständig und fleißig bewies. Da aber sein Vater, der bei dem Brande der Stadt Strigau (1718) sein Haus und alles was er sonst besessen, verloren hatte, gar nichts mehr an ihn wenden konnte, so mußte er lediglich von Wohlthaten und dem spärlichen Erwerbe leben, den ihm seine Gelegenheitsgedichte verschafften. Um sich der Welt in seiner Kraft zu zeigen, und in der Freude, endlich einmal einen nationalen Stoff behandeln zu können, besang er den Frieden zwischen Oestreich und der Pforte, (1718) in einem ausführlichen Gedichte. Menke, der eine große Freude über diese Arbeit bezeigte, sandte es nach Wien, in der Hoffnung, es werde von dort aus, etwas für den Verfasser geschehen. Da es aber wahrscheinlich keinem der höheren Personen, noch viel weniger dem Kaiser selbst zu Gesichte kam, so war ein lauter herzlicher Beifall das Einzige was Günther davon trug.

Menke, der nicht müde wurde, für den jungen Dichter zu sorgen, empfahl ihn, da die frühere Hoffnung vereitelt war, dem Könige August von Pohlen, der einen gewandten Hofdichter um sich zu haben wünschte. Günther ging mit den besten Empfeh-

lungen nach Dresden; verdarb es aber daselbst durch zu freie Reden, so wie nicht minder durch die zu fürchtende Ueberlegenheit seines Geistes mit mehreren Hofleuten dergestalt daß sie beschlossen ihn schnell zu entfernen. Als er bei dem Könige die erste Audienz haben sollte, wurde ihm von einem jener feindlich gesinnten Menschen ein Glas Wein zugenöthigt, in welchem etwas Berauschendes gemischt worden war, das auch nur zu bald die erwartende Wirkung that. Verwirrt und schwankend vermochte er vor dem Könige auch nicht ein einziges Wort aufzubringen, und erhielt sogleich seine Entlassung. Zwar versuchte er durch ein langes, mit großem Fleiße ausgearbeitetes Prunkgedicht auf den König, sein Misgeschick abzuwenden; doch vergeblich, denn der König las es nicht, und Günther war gezwungen, dem Hohn seiner Widersacher zu entfliehen, und Dresden zu verlassen. Er wandte sich nach Strigau zurück, und versuchte jedes Mittel sich mit seinem Vater zu versöhnen, doch dieser äußerte eine so entschiedene Abneigung gegen ihn, daß jeder Wunsch des Sohnes und theilnehmender Verwandten fruchtlos ablief. Dem Vater war kein Wort zu hart, um den ihm völlig fremd und unheimlich gewordenen Sohn zu verletzen, ja er ging zuletzt in rohem Zorn so weit, was wir nur mit dem größten Widerstreben anführen, ihn eine „atheistische Bestie" zu nennen. Da vergaß leider auch der Sohn die alte Ehrfurcht, von

der nichts lösen sollte, und er antwortete mit einem ähnlichen Ausdrucke, und die beiden armen Menschen waren auf immer geschieden.

Von jetzt an war Günthers Leben fast eine fortwährende Flucht, und das Glück schien ganz von ihm gewichen. Er wandte sich nach Schweidnitz; aber er fand die alten Freunde nicht; von dort nach Breslau und erhielt die Gunst eines würdigen Edelmanns von Breßler, so wie der Gattin desselben, die auch als Dichterin bekannt ist. Dieser Freund wollte ihn bei dem Grafen von Schafgotsch eine anständige Versorgung verschaffen, doch als er demselben vorgestellt werden sollte, wiederholte sich die alte betrübte Scene in Dresden bei dem Könige August; nur daß Günther diesmal keinen andern Feind als sich selbst anzuklagen hatte. Die Sache zerschlug sich, und er verlor auch bald die Gunst des Breßlerischen Hauses; obwohl ihm von dort aus auch in der Folge noch einige Unterstützung zufloß. Fast planlos irrte er jetzt von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, bis ihn endlich ein phantastischer Freund von Jauer nach Lauban lockte, wo ihm ein neues Glück erblühen werde. Aber es erschien keines; wohl aber Armuth der drückendsten Art, zu der sich noch Krankheit gesellte. Er verlebte dort fast das ganze Jahr 1720 unter Umständen, die man nur ungern sich denken mag; die er aber selbst in einem ausführlichen Gedicht an seinen Gönner ge-

schildert hat. Wirklich setzten ihn diese auch in den Stand, die ihm verhaßt gewordene Stadt zu verlassen, und da er sah, daß ihm nirgends ein entschiedenes Vertrauen begegne, weil das Verhältniß zu seinen Vater bekannt geworden war, so reißte er abermals nach Strigau, um sich mit demselben zu versöhnen. Hier aber wurde er nicht einmal vorgelassen, und seine Verwandten erklärten ihm im Namen des Vaters, daß an keine Vergebung zu denken sei, wenn er nicht dem freien Leben und der Poesie entsage, und ein bürgerliches Amt als ausübender Arzt ergreife. Mit diesem Vorsatze reiste Günther auch wirklich nach Breslau, und von dort an die Pohlnische Gränze, wo er sich aber bald zwecklos auf dem Lande umhertrieb, bis ihn endlich, der schon so oft geliebt und — vergessen hatte, eine ernstere Neigung an die Tochter eines Predigers in Bischdorf fesselte. Er verlobte sich mit ihr auf eine durch Poesie und — Todtenköpfe erhöhte, feierliche Weise; wobei indessen eine gewisse künstliche Anspannung nicht zu verkennen ist, welche vermuthen läßt, daß er sich selbst und seinem Glücke nicht mehr getraut habe.

Der Vater seiner Geliebten that ihm jetzt den Vorschlag, auf irgend einer Universität den Doktorgrad zu suchen. Günther nahm den Vorschlag gern an, und reiste zum drittenmal nach Strigau, um seines Vaters Segen zu erbitten; doch dieser, hart

und unzugänglich wie immer, entzog sich seinem Anblick, und ließ ihm streng befehlen, niemals auch nur seine Schwelle zu betreten.

Mit Kummer und Seelenangst belastet, verließ er den traurigen Geburtsort, und seine Klagen strömten aus in manches Lied voll demüthiger Resignation, leider aber auch zuweilen wohl bittern Grimms gegen die Menschen und Verzweifelns an Gott und Vorsehung. Ohne Kraft aber zu einem edleren, dauernden Schmerz, der denn doch wohl etwas entscheidend Bildendes für ihn würde gehabt haben, ekelte ihn nur zu oft seine eigne Traurigkeit an, und er suchte, wie schon sonst, Auswege dafür in dem wildesten Lärm mannigfaltiger Zerstreuungen und Ausschweifungen.

Ohne die nöthigen Mittel, die Doktorwürde zu erlangen, und, schamvoll, auch nicht wagend unverrichteter Sache zu seiner Braut zurückzukehren, trieb er sich jetzt völlig zwecklos in der Gegend herum, bald auf den Landgütern einiger Edelleute, die sein Talent schätzten, bald in den Städten Jauer, Hirschberg, Schmiedeberg und Landshut. Er verlor immer mehr an innerer Haltung, und, nur nach dem Genuß des Augenblicks in seiner Einzelnheit haschend, ging ihm selbst dieser verloren, während der Begriff des Lebens selbst im Großen und Ganzen, immer tiefer und dunkler in den Hintergrund trat.

Das Geschick, das ihn schon oft mit einigem Spott und einiger Bitterkeit behandelt hatte, bewies sich auch jetzt noch einmal auf eine ähnliche Weise gegen ihn. Ein wohlmeinender Freund hatte ihm gerathen, sich dem bekannten Grafen Franz Anton von Spork zu nähern, der, selbst geistreich und gelehrt, schon so manches Talent unterstützt und in eine gesicherte glückliche Lage gebracht habe. Günther reiste deshalb nach dem Kukusbade in Böhmen, und überreichte dem Grafen ein überaus fleißig gearbeitetes Lobgedicht; doch dieser, sonst fast beispiellos freigebig, zeigte sich kalt gegen ihn, und ließ ihn nur mit dem Nöthigen versehen, um seine Rückreise nach Hirschberg bestreiten zu können.

Tiefgekränkt verweilte er nur kurze Zeit noch in Schlesien, und ohne recht zu wissen, welchen Wohnort er zu wählen, ja vielleicht ohne Klarheit, was er überhaupt lieben oder nicht lieben solle, reiste er endlich auf das Gerathewohl nach Jena. Er war bei seiner Ankunft daselbst so sehr von Gelde entblößt, daß er vielleicht würde haben verhungern müssen, wenn ihn nicht ein würdiger und gelehrter Edelmann (von Eben und Brunn) mit freier Wohnung und Kost versorgt hätte. Indessen konnte er diese Gutthat nicht lange genießen, denn schon im Februar 1723 fühlte er in der Erschöpftheit seines Körpers den nahenden Tod. Uebertriebene, nach allen Seiten hin zerfahrende unzu-

sammenhängende Arbeiten, ausschweifender Schmerz und ausschweifende Lustigkeit, bittre Menschenverachtung, abwechselnd mit der traurigen Schwäche, sich dann doch ihnen wieder hinzugeben, um sie zu benutzen und an ihren Lustbarkeiten wieder Theil zu nehmen, ein enges äußeres Leben, und eine innerlich üppige schwelgerische Phantasie: dies alles hatte seine Kraft in ihrer Wurzel angegriffen. Hiezu kam noch der unmäßige Genuß des Weins und anderer starken Getränke, indem er so weit ging, daß er oft mit Mühe nach einem Rausche rang, um nur die betrübte wirkliche Welt zu vergessen und eine neue zu erblicken.

Ganz besonders quälte ihn in seiner letzten Krankheit der Gedanke, daß er, wegen der Unversöhnlichkeit seines Vaters, sich den Genuß des heiligen Abendmahles hätte versagen müssen. Er erkannte jetzt die mannigfaltigen Vergehungen und Irrthümer seines Lebens, ja er erkannte, so scheint es, alles was er je in seinem Leben unternommen, für einen Irrthum an; nur nicht seine Poesie, an deren Kraft und Dauerbarkeit er sterbend erst recht zu glauben anfing. Dieser Gedanke allein kann uns den Anblick des so vielfach Gequälten ertragen lassen. Selbst sein letzter Wunsch, den Zuspruch eines Geistlichen zu erhalten, wurde nicht erfüllt; denn der Mann, zu dem er bittend gesandt hatte, war eben beschäftigt, und hatte kein so schnelles Ende bei dem Kranken

erwartet. So nun, einsam und still, entschlief Günther am 15. März 1723, in einem Alter von 28 Jahren weniger 3 Wochen, Seine Leiche ruht vor dem Johannisthor von Jena. Die Kosten seiner Beerdigung mußten von seinen Landsleuten zusammengebracht werden, denn er selbst hinterließ durchaus gar nichts.

Günthers Vater, welcher bei der ihm inne wohnenden Gemüthszähheit noch im Jahre 1742 als ein und achtzigjähriger Greis lebte, hat folgende Beschreibung von seinem verstoßenen Sohne gemacht:

„Mein Sohn war von mittelmäßiger Statur, und wohlproportionirten gesunden Gliedern, wohl harmonirenden länglichten Gesichtes, von schwarzbraunen Augen und Haupthaaren, wiewohl er eine blonde Perüque zu tragen pflegte, sein Angesicht hatte was annehmliches und reizendes an sich, daß er auch bald von Kindheit an und sonderlich bei seinem Studiren und erwachsenen Jahren jedermann gefiel. Dem Temperamente nach war er ein Sanguineo-Melancholicus."

So weit Günthers Vater. Ich selbst setze nur noch folgendes Einfache über des Dichters Leben hinzu. Der Dichter steht mit seinen Füßen auf der Erde, und er soll und darf sich nicht beschweren, daß dem also sein muß, da selbst den Paradiesvogel nur eine sehr verkehrte Fabel bloß mit Flügeln und ohne Füße abbildet. Eben so wenig sollen wir uns

grämen, daß der Poet auch einen — Magen mit auf die Welt bringt, obwohl es uns begegnen kann, wenn wir deutsche Literaturgeschichte studiren, zu wünschen, daß manche wie Cicaden hätten von bloßem Thau leben können; besser aber ist es, wenn wir den Dichtern Stärke wünschen um die Hindernisse und Beschwerlichkeiten des oft roh erscheinenden Lebens muthig und heiter zu ertragen, und wahrlich er kann es am ersten, da ihm zum Ersatz Freuden beschieden sind, die kein Nichtdichter zu ahnden vermag.

Wohl waren dem armen Günther gar schwere und harte, ja selbst widrig rohe und gemeine Leiden auferlegt worden; dennoch können wir ihn nicht rechtfertigen daß er unter ihrer Bürde zerfiel. Ein tiefer unendlicher Glaube, ein reines, völlig in Saft und Blut übergegangenes Vertrauen auf Gott und den Erlöser hätte ihm frisch und stark über alle Leiden hinüber geholfen. Er fühlte das selbst, und rang oft in manchen wehmüthigen Stunden nach jener religiösen Seeligkeit, aber dies Streben war nicht dauernd, und da die Hülfe zögerte, so verzweifelte er, und suchte wohl gar die Gemeinheit seiner äußeren Existenz durch Trotz und Rohheit zu beseitigen. Wir finden hierin einen Irrthum, den wir den unendlichen nennen möchten, und weil er sich hier selbst bei einem so trefflichen Talente findet, so haben wir es für höchst wichtig gehalten,

ein solches Leben, das sich selbst verwüstet und vernichtet, treulich zu schildern.

Ueber Günthers poetischen Werth habe ich in meinem Werk: „Die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts", Theil I. Seite 33, und Theil II. Seite 56, ausführlich gesprochen, doch wird vergönnt seyn, um Vollständiges zu geben, hier einiges daselbst Mitgetheilte zu wiederholen, und mit Neuem zu vermehren.

Unter allen Perioden der schönen Literatur der Deutschen ist keine dürrer als die am Schlusse des siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Wernike (eigentlich Wernack) war sinnig und epigramatisch verständig; doch, die Versündigung an Hans Sachs abgerechnet, nicht selten auch ohne Grazie und Leichtigkeit. Canitzens Muse war die edle Sittenfeinheit, aber das Beste was er gegeben, erschien kaum bei Günthers Leben. Bessers ohnehin nicht reiches Talent wurde eingeengt durch den Zwang, dasselbe gilt von König, und in noch höherem Grade von Neukirch, dessen weniges Anziehende in einem fast endlosen Meer seichter Reimereien verschwemmte.

So stand Günther als Dichter fast ganz allein, wodurch wir allerdings ein gar großes Unglück angedeutet zu haben glauben.

Zwar ist sein Talent, wie bereits sein Leben zeigt nicht, zur Reife gekommen, dennoch hat er Einzel-

nes hervorgebracht, das in der That auch heute noch lebt, weil es überhaupt jemals lebte. Man muß indessen einräumen, daß dieses Einzelne gar sehr ein Einzelnes sei; denn es ließe sich schwerlich auch nur ein einziges vollständiges Gedicht finden, das man durchaus gelungen nennen könnte; wohl aber treten Verse hervor, die das sie umgebende Anderweitige gewaltig zertrümmern. So wird zum Beispiel folgender, in dem die Sprache dem Schmerze so harmonisch zusagt:

„In den Feldern will ich irren,
Und vor Menschen will ich fliehn,
Mit verlaßnen Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn:
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrein;
Und dann soll ein Grab von Laube
Milder als dein Herze seyn."

jeden Fühlenden ergreifen müssen, eben weil das Gefühl diese wohltönende Worte eingab. Je öfter man diesen Vers ausspricht, je reiner fällt er in das Ohr, ja man kann sich versucht fühlen, hier die Ahndung eines zukünftigen Bürger zu empfangen. Aber wie sehr wird man getäuscht, wenn man weiter liest und das Allergemeinste, das nur eine verderbte Fantasie denken kann, mit widrigem Getön auf uns eindringt, so recht zur schauderhaften Warnung, daß kein Talent etwas im Ganzen Bleibendes zu geben

im Stande sei, wenn es nicht einem reinen Gemüthe inne wohnt.

Die drückende Armuth, und ein gänzlich zerrissenes unstetes Leben setzte G. in eine bittere Opposition gegen die Menschen, obwohl er leider wieder schwach genug war, selbst mit den gewöhnlichsten vorlieb zu nehmen, sobald sie nur seinem Hange zur Schwelgerei Nahrung gaben. Daher ist denn auch die rohe und roh verletzte Subjectivität fast immer die Quelle seiner Satiren, deren einzelne bessere Stellen von unzählbaren Gemeinheiten fast erdrückt werden. Daher der oft seltsam ungeduldige Ton in manchen seiner geistlichen Gedichte, in denen er geradezu mit Gott hadert. Einmal geschieht dies auf eine Art, in welcher Bitterkeit, Erhabenheit und Demuth so seltsam vermischt worden sind, daß die Stelle gar wohl werth ist, hier mitgetheilt zu werden. In einem Gedichte an Gott (S. 64, der Ausgabe von 1742) klagt er zu Anfangs, daß Gott so lange bleibe, daß er nicht wisse was er denken solle, und Bett und Bibel voll weine. Der Sperling schlafe in hohlen Linden und finde Futter; nur Er nicht, dem Kummer und Armuth in Mark und Beinen wühle. Ihm helfe sein Talent nicht, und er könne in der Strafe, die über ihn einbreche, nichts sehen als — Grausamkeit, wobei er denn folgenden Vorschlag thut:

Versuch einmal und geh gelinder,
Vielleicht gewinnt es eher Frucht:
Ein scharfer Streich und langer Grimm
Macht oft die besten Herzen schlimm.

Er ist ferner freigebig im eigenen Lobe, und schreibt sich Langmuth, Wohlthätigkeit, Geduld und einen Glauben zu, der selbst im härtesten Wetter stehe. Endlich heißt es:

Geburt, Exempel, Noth und Jugend
Sind Ursach daß ich fehlen muß:
Wer geht wohl stets den Weg der Tugend?
Ich strauchle selber mit Verdruß,
Und bin nach schneller Reu und Leid
Der erste, der mich straft und zeiht.

Was willst du mit dem Schatten zanken
Beweis an Stärkern deine Macht:
Wer wird dir in der Hölle danken?
Ach! hast du dies noch nicht bedacht?
Du kommst mit Donner, Blitz und Sturm
Wer ist der große Feind? — Ein Wurm.

Zuweilen überläßt er sich geradezu der Verzweiflung, und er wird dann als ein roh Hinwüthender fast krank in seinem Schmerz; häufiger aber ist seine Verzweiflung witzig, und dieser Witz hilft ihm zuweilen über Momente hinweg, um ihn durch andre Momente von neuem zu strafen. Selbst in seine „Bußgedanken" mischt sich mitunter eine künstliche

Bitterkeit z. B. in folgenden, deren traurig tieferer Sinn nur halb angedeutet worden ist:

Ich höre, großer Gott, den Donner deiner Stimme,
Du hörest auch nicht mehr, ich soll von deinem Grimme
Aus Größe meiner Schuld ein ewig Opfer seyn.
Ich soll, ich muß, ich will, ich gebe mich darein,
Ich trotze deinem Zorn, ich fleh' nicht mehr um Gnade,
Ich will nicht, daß dein Herz mich dieser Straf' entlade.
Du bist kein Vater mehr; als Richter bitt ich dich,
Vergiß vorher dein Kind, hernach verstoße mich.

Ueberall preßte ihn der entsetzliche Gedanke, daß sein Vater ihm geflucht habe, und er bietet nicht selten die ganze Beredsamkeit seines ungeläuterten, aber f ü h l e n d e n Herzens auf, um ihn wieder zu versöhnen. Wir besitzen ein sehr langes, zu diesem Zweck geschriebenes Gedicht, das zu den seltsamsten gehört, die sich in irgend einer Literatur finden. Es fängt mit der innigsten Rührung an, und die nackten Zeilen:

Fünfmal hab' ich schon versucht, nur dein
Antlitz zu gewinnen
Fünfmal hast du mich verschmäht — —

stehen wie ein ewiges Denkmal seines Jammers da. Dann aber wird das Gedicht bald matt, bald ruhmredig, bald thöricht-witzig und kindisch-satyrisch; doch gehen auch hier manche tiefgefühlte Zeilen hindurch z. B.

Sucht' ich mich auch noch so wohl unter
Leuten aufzuführen,
Muß ich dennoch überall Glauben, Müh
und Freund verlieren,
Wenn man hört, daß selbst der Vater, den
ein gut Gerüchte schmückt,
Mich, sein Kind, nicht hören wolle. Sieh,
mein Vater, was mich drückt:
Dadurch fällt mein zeitlich Wohl und das
Heil des ganzen Lebens;
Alles was ich denk uud thue wird durch
deinen Zorn vergebens.
Sage mir, wem soll mein Herze auf der
Welt wohl weiter traun?
Bin ich meiner Eltern Gräul, muß auch
andern vor mir graun?
Stünd es mir auch zehnmal frei einen Vater
zu erwählen,
Würd' ich dich doch in der That alle zehnmal
nicht verfehlen.

(wir übergehen die beiden folgenden Zeilen weil sie unerträglich störend sind)

Daraus stelle dir nun vor, welche Angst
mich nächtlich presse,
Wenn ich deinen harten Sinn, und des Kummers Angst ermesse,
Der dir jetzo meinetwegen Herz, und Mark,
und Bein zerfrißt,
Weil mein Bild mit falschen Farben dir so
schlimm geschildert ist.
Wenn du ja nicht anders willst, will ich mich
gern schuldig nennen;
Dir zu Liebe will ich mehr als ich selber weiß
bekennen;
Aber gehe doch zurücke, und erinnre dich der
Zeit
Da ich, als ein Kind voll Hoffnung, dein
und vieler Aug' erfreut, u. s. w.

Es ist kaum glaublich, daß ein Dichter, der so rührend einfach klagen kann, gleich darauf wieder fade und witzelnd erscheinen könne. Dennoch verhält es sich so; doch ist dafür der Schluß wieder ganz vortrefflich, in welchem er den Vater an Gottes Langmuth erinnert, und wie dieser Gedanke hauptsächlich zur Versöhnlichkeit ermuntern müsse:

Vater, willt du noch an mir deines Alters
Stab zerbrechen?

Vater, ach bedenk es doch, ach, was wird die Langmuth sprechen?
Vater, denkt denn deine Liebe gar an keine Wiederkehr?
Ach, ich bitte deinetwegen, mach' uns nicht das Sterben schwer! —
Laß den demuthsvollen Kuß die Versöhnung wiederbringen,
Denn darauf, ich weiß gewiß, wird mir alles wohl gelingen.

Selbst auf dem letzten Schmerzenslager, wo ihm noch die Kraft verliehen wurde, seine Gefühle in gemessener Rede auszusprechen, wich dieser Kampf zwischen der Aechtheit und Unächtheit nicht ganz; und es ist zweifelhaft, ob ein ächter Trost in ihm vollkommen gesiegt habe. Das Gedicht, welches die Aufschrift „letzte Gedanken" hat, enthält sein eigentliches Testament. Er beginnt mit kühl reflektirendem Unmuth, und geht sogar bald darauf in den alten widrigen Scherz des Horaz über, in welchem die Trostlosigkeit sich gewissermassen mit mattem Lächeln brüstet.

Doch da Schickung und Gewalt keinem etwas neues machen,
Und das alte Muß erklingt, nehm' ich unter Scherz und Lachen
Meinen Abschied von der Erde, wie ein Gast bei später Zeit

Lustig von dem Schmause wandert, und
noch manchen Jauchzer schreit.

Er geht dann zurück, und erzählt, wie sein leicht bewegliches Herz oft gefehlt, aber schnell bereuet habe, wie Wissenschaft und Dichtkunst ihn so oft ergötzt und erhoben haben, wie aber Jammer aller Art auf ihn eingestürmt, und seine Jugend wie sein Leben zerrissen.

Was mein Herz und Leib gelitten, ist nur
Jenem recht bekannt,
Der mich etwa nur zur Plage in das Mar-
terhaus gesandt.
Unruh, Kälte, Hitz' und Durst, Hunger,
Elend, Armuth, Blöße,
Schande, Mißgunst, Aergerniß, Krankheit
und Verfolgungsstöße,
Fälschliche Beschuldigungen, blinder Eifer,
Elternhaß,
Und verlogene Freundschaftsmäuler, o wie
schmerzlich peinigt das!
Du im Himmel weißt es wohl, denn kein
Mitleid wohnt auf Erden:
Jetzo braucht' ich's auch nicht mehr, da die
Menge der Beschwerden
Mit der morschen Hülle sinket, den gefan-
genen Geist erlöst.

Er nimmt dann kurz, aber ehrfurchtsvoll Abschied von dem Vater, inniger von der Mutter und

Schwester, dankt den Lehrern, und wendet sich dann an seine näheren Freunde, und mit dem ganzen breiten Strom seiner Rede spricht er von den heiteren und lustigen Stunden die sie zusammen gehabt:

*) Sollt' auch einer unter euch um mein Grabmal Kräuter lesen,
O so wünsch' er mir dabei ein geruhiges Verwesen,
Und erinnre seinen Nachbar: Hier schlief unser Bruder ein,
Der uns oftermals ermahnte, „Brüder laßt uns lustig seyn."

Er erinnert sich an Leipzig, und obwohl er dort manchen Kampf zu bestehen hatte, so segnet er es doch, weil es ihm Wissenschaft und einen Freund gegeben.

Doch genug, die Stunde kommt und der Sieger läuft zum Ende!
Warte doch noch, liebster Tod, da ich mich zur Seiten wende;
Laß den Schatten an dem Zeiger einen Grad zurücke gehen,
Und die Sonne meines Lebens nur noch etwas stille stehn:

---

*) Die Anfangsworte eines bekannten Jünglingsliedes, von dem Günther mit Recht ahndete, daß es sein Jahrhundert überdauern werde.

Denn ich muß mich allerdings, eh' mir Herz
und Augen brechen,
An der liederlichen Schaar meiner wilden
Feinde rächen.

Zum Glücke wird es nicht so schlimm, als die trüben feierlichen Zeilen fürchten lassen, denn er wünscht seinen Feinden nur Reue und Besserung. Er kommt dann an sein eigentliches Testament, und da er kein zeitliches Gut besitzt, so kann hier nur von geistigen Dingen die Rede seyn. Wir lesen hier, die frommen Zeilen:

Meine Fehler will ich gern der Vergessung
überlassen,
Meine Thränen nimmt die Buße, meine
Drangsal die Geduld,
Meine Sünden die Erbarmung, mein Gebet
des Heilands Huld.

Aber — wer würde es glauben, daß gleich auf diese Zeile eine andere folgt, in der er sich rühmt, die „geheime Liebeskunst ziemlich ausstudirt" zu haben, die er jetzt dem geschickten Kopfe vermachen wolle, der nach ihm die Laute nehme, und sie nach der griechischen Cither stimme. Er nimmt Abschied von den schönen und „galanten Schäferinnen" im Allgemeinen, und wendet sich dann an einen Freund, den er den „gelehrten Brandenburg" nennt, mit der Bitte, seine zerstreuten Gedichte zu sammeln.

Du verdienst dir, wie ich hoffe, an der
unerzognen Schaar
Dieser vaterlosen Waisen ein gewisses Dank-
altar.

Dann redet er die eigentliche Geliebte seines Herzens an, doch dünkt uns hier ein gemachtes Feuer zu wohnen, in das sich selbst ein weniges von mythologischen Wust mischt, weshalb er sich selbst mit dem Vorwurf straft, daß ihn in den letzten Zügen noch ein „so bethörtes Fabelwerk" treibe. Dann erscheint ihm gar noch ein kurzer Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele, bis er sich endlich an den Erlöser wendet, der allein Frieden geben kann. Leider aber endet sich das Gedicht nicht mit dieser Hinwendung, sondern noch einmal redet er die bethörte Welt an, und treibt noch scheidend selbst ein thörichtes Spiel mit ihr.

Daß die meisten Gedichte Günthers durch eine von außen herein gegebene Gelegenheit veranlaßt wurden, ist bereits oben angedeutet worden. Bei der ersten oberflächlichen Ansicht kann dabei leicht ein zu nachtheiliges Urtheil entstehen, indem man gewohnt ist, auf Erzeugnisse dieser Art nicht ohne vornehmes Mitleiden herabzusehen. Dieses Mitleiden ist auch sehr richtig angebracht bei tausend und wieder tausend Gedichten dieser Gattung; nur nicht bei

Günther, der allerdings die Kraft besaß, die dem Dichter unerläßlich ist, das von aussen Gegebene zu einem in sich Erzeugten zu machen. Doch ist unendlich zu beklagen, daß er dieses herrliche Talent nicht mit höherer Herzensreinheit vereinte, und daß er mitunter Dinge zierlich und witzig darstellt, die überhaupt nie dargestellt werden sollen, und vor denen eine unbefleckte Phantasie schamhaft sich abwendet.

Noch möge hier erwähnt werden, daß er auch nicht ohne Anlage für das Drama war, die, wenn auch weit geringer als sein Talent für die lyrische Poesie, dennoch einige Anerkennung verdient, wenn wir die durchaus undramatische Zeit erwägen, in der es geschrieben wurde. Das oben angeführte Schauspiel ist allerdings durchaus unreif, und es kann nicht verhehlt werden, daß er hier oft, unfrei, bald Gryph, bald Lohenstein nachahmt; dennoch finden sich Einzelnheiten, die Anerkennung verdienen, und nicht untergehen dürfen in dem Gewühl des Verfehlten.

Die Zeitgenossen erkannten Günthers Talent mit willigem Herzen, und es ist erfreulich zu sehen, wie selbst bejahrte Männer und Frauen, rein sittlich vornehme Naturen, trotz aller gerechten Abneigung gegen die Schlacken in seinem Gemüth, das Genie im Allgemeinen stets hervorhoben.

Die nächstfolgende Zeit hat ihn nicht bloß genügend geschätzt, sondern ihn noch weit höher gestellt,

als er gestellt zu werden verdient; ja man findet, daß er nicht selten als das Genie aller Genies behandelt wurde. Späterhin ward er fast vergessen, denn die Mehrheit der Deutschen war damals zu sehr mit der Bewunderung der neuen golden scheinenden Dichterzeit beschäftigt, die eben damals heranbrechen wollte. Auch das ist vorüber gegangen, und, da die Kritik seit etwa zwanzig Jahren eine neue und erfreuliche Wendung genommen hat, so ist schon manches mit Unrecht vergessene wieder in sein altes Recht zurückgetreten. Was einmal wirklich lebte, kann ja auch, Gottlob, nicht aufhören zu leben, obwohl, wie billig, der Schein aufhören kann, und aufhören soll, zu scheinen.

Kleinere biographische Notizen.

a.

Wir finden auf allen Straßen Beispiele genug von dem unsäglichen Jammer der vielen zerstreueten, zerfahrenden und zerfahrenen Seelen, deren ganzes Wesen einer dünnen Wasserwelle oder einer Wolkenmasse gleicht, die jeder Windstoß auseinander jagt, weil nichts Festes und Einiges im Mittelpunkt wohnt. Wir kennen wohl fast alle einige solche Sandhaufen,

Naturen in Deutschland, doch wollen wir sogleich hinzusetzen daß die Fremde deren eine weit größere Menge hervorgebracht hat.

Wir nennen hier einen, der allerdings einen hohen Rang unter jener Klasse von Menschen einnimmt: Franz de la Mothe le Vayer, geb. 1588, gest. 1672. Er galt für einen Mann, der in den vermischten Wissenschaften gar viel gethan, und besonders mit Hülfe des Titular-Scepticismus, alle Dinge gar trefflich durcheinander rühren konnte. Es war ihm völlig einerlei, über welchen Gegenstand er sprach oder schrieb, denn alle waren ihm gleich interessant und gleich uninteressant, und er glaubte weder recht an die Wahrheit der Wahrheit, noch an die Wahrheit des Zweifels. Er schrieb über die französische Sprache und über die Unsterblichkeit der Seele, welcher letzteren er auch einen Tractat über die Musik anhing, über den gesunden Menschenverstand, und über die französische Beredsamkeit, über die Tugend der Heiden, und über die Geographie und Oekonomie eines Prinzen, über den Unterschied der Franzosen und Spanier, und über die löbliche Unsicherheit (im Meinen und Wissen,) über die Bizarrerie, über den Ehestand, und über — alles. Da er den Ehestand hinlänglich geschmähet hatte, so heirathete er, und zwar zweimal. Man sah freilich so ziemlich ein, daß er gar keine Religion habe, und daß sein Scepticismus nichts weiter sei,

als eine inconsequente querfeldein kommende Frivolität, dennoch galt er allgemein für einen grundgelehrten, geistreichen und höchst angenehmen Mann.

Sein Tod war von besonderer Erhabenheit, denn, da er sein ganzes Leben hindurch nach nichts so sehr gefragt hatte, als nach Neuigkeiten, die nur leider das Unglück haben, daß sie in jeder Stunde wieder alt werden, und durch neuere zu ersetzen sind, so verließ ihn diese Neigung auch im Tode nicht, und er fragte den Herrn Bernier, als er schon in den letzten Zügen lag: „Was haben wir Neues von dem großen Mogul?" Dies waren seine letzten Worte und wir haben nicht einmal die Befriedigung zu vernehmen, daß er eine gehörige Antwort darauf erhielt. Der Tod kann nicht sonderliche Mühe vonnöthen gehabt haben, eine schon im Leben so sehr zersetzte und zerfetzte Seele vollends zu zersetzen und in ihr Nichts aufzulösen. Perault aber, der in seinem Tractat „des hommes illustres, qui on paru en France" uns jene Fakta erzählt, wiederholt von neuem, es sei doch ein höchst vortrefflicher, grundgelehrter und tiefsinniger Mann gewesen.

---

b.

Man findet in der Litteraturgeschichte nicht selten Gelegenheit das Schicksal zu bewundern, wie es auf

Kosten der Gelehrten, besonders der Deutschen, die Figur des Sarcasmus, Diasyrmus, und der Mimesis auf eine nicht eben erfreuliche Weise anwendet. So begegnete uns neulich ein gewisser, nicht sehr bekannter Georg Friedrich S— der uns von neuem Gelegenheit gegeben hat, die Wahrheit der früheren Bemerkung zu ergründen.*) Er kam am 18. August 1669 zu Wismar zur Welt, und zwar viel zu früh, weshalb er seiner Mutter das Leben kostete. Das Kind hattr nicht allein eine sehr große Schwäche, sondern es waren ihm auch die beiden Beine kreuzweis übereinander gewachsen weshalb es weder stehen noch gehen, sondern blos liegen konnte, und in einem kleinen Wagen umher gefahren werden mußte. Als S. sechs Jahr alt war, ließ der Vater einen Wundarzt holen, der mit kühnem Laconismus im Handeln, die Beine von einander lösete, und dieselben mit starkem Holz und Eisen schienen ließ. Als Primaner hatte er das Unglück einen ungemein cholerischen Rektor zu bekommen, der ihm einst mit einem großen Streithammer, den er in der Schule neben sich liegen hatte, dermaßen auf dem Kopf schlug, daß ihm die Gehirnschale bis auf das Gehirn verletzt wurde. Er fiel wie todt zu Boden, wurde aber dennoch dem Leben wieder geschenkt.

---

*) Geschrieben 1812.

Nach geendigten Studien wurde er 1692 Legationsprediger bei dem Grafen Horn, Schwedischen Gesandten zu Wien, wo er als eifriger Lutheraner, den Haß der Katholiken und insonderheit des Cardinals von Collonitsch auf sich lud. Dieser, eine Art von späterer Auflage des Rektors, ließ einst das Haus, in dem S. zu speisen pflegte, mit Wache besetzen, verlangte seine Auslieferung, und erklärte, er wolle ihn auf die Galeeere schmieden lassen. Zum Glücke hatte ihn gerade an diesem Tage eine Unpäßlichkeit verhindert, zu Tische zu gehen, und er wurde diesmal noch gerettet.

Als er einst zu Modor in Ungarn wohnte, wurde ihm von seinen Feinden, die in der Wahl der Mittel ihm zu schaden, überhaupt keine bedeutende Zartheit anwandten, um Mitternacht das Haus über dem Kopf angezündet, dennoch rettete er sich glücklich durch Flammen und Asche hindurch. Späterhin wurde er von einem kaiserlichen Husaren, vermuthlich wegen seines eifrigen Lutherthums, ungemein mishandelt, und erhielt zuletzt drei so gewaltige Schläge auf den Kopf, daß es schwer zu begreifen ist, wie er sein Leben erhalten konnte, wenn wir nicht an eine Verhärtung des bereits an Hammerschläge und Flammen gewöhnten Hauptes glauben wollen. Im Jahr 1701 berief man ihn nach Halle, als Pastor an der Ulrichskirche und Scholarch des Gymnasiums; als er aber, in dem sehr harten

Winter des genannten Jahres, von Ungarn nach seinem neuen Wohnorte hinreiste, erkältete er sich die linke Seite so sehr, daß sie niemals wieder, weder durch Frottiren noch Schwitzen, noch ähnliche Mittel, zu ihrer natürlichen Wärme zurückgebracht werden konnte. Er sah sich deshalb in dem betrübten Falle, sein ganzes Leben hindurch, mit einer stets kalten und unbehaglichen Körperhälfte hinbringen zu müssen. Im Jahr 1707 wurde er Probst an der Petrikirche zu Berlin, wo er auch 1716 den 6. November gestorben ist. Am Abend vor seinem Tode fragte er seine Gattin zu wiederholten Malen, was die Glocke sei, und als diese endlich zu wissen verlangte, weshalb er sich so oft darnach erkundige, antwortete er mit folgendem Verse:

Hora ruit, ruit hora, horam da, Christe, beatam.

Er erklärte ihr den Inhalt dieser Antwort und versicherte mit Ruhe, er wisse genau die Stunde wann er sterben werde, wolle ihr dieselbe aber nicht entdecken, um ihre Betrübniß nicht zu vergrößern. Er hatte sich stets als besonnener Dulder gezeigt.

Das alte deutsche Journal: „Unschuldige Nachrichten" u. s. w. dem wir die Data zu dieser Erzählung verdanken, nennt zugleich die beiden Schriften des Verstorbenen: „Biblisches Seelen-Kleinod, oder Erklärung einiger von der Seele handelnder Sprüche

der H. Schrift und A B C der Gottseligkeit, d. i. Predigten über einige Sprüche der H. Schrift."

Ich habe sie nicht auftreiben können, was mir allerdings leid gethan hat indem allerdings von einem Manne, der sich fast wie Shakspears Lear, nennen konnte, etwas nicht Unbedeutendes zu erwarten seyn dürfte.

6.

Christian Gottlieb Jöchers Nachricht von William Shakspeare. Die deutschen Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts die bekanntlich alles wußten, das Eine und Rechte, mitunter vielleicht allein ausgenommen, hatten, während sie einem ungeheuren Sandhaufen von Kenntnissen aller Art an sich brachten, das Unglück, daß ihnen manche der größesten und herrlichste Erscheinungen der neueren Literatur verborgen blieb, vor allen aber der größeste der großen und der herrlichsten der herrlichen Dichter: Shakspear. Bis zum Jahre 1700 findet man ihn, so viel mir bekannt, in keinem einzigen deutschen Schriftsteller angeführt, ja es ist bekannt, daß man ihn selbst in Morhofs Polyhistor vergeblich sucht, dennoch müssen wir es diesem von Gelehrsamkeit halb erdrücktem Manne nachsagen, daß er der erste sey, welcher Shakspears Namen kann-

te, und in der zweiten Auflage seines Unterrichts von der deutschen Sprache und Poesie (Lübeck und Frankfurt 1702) nebst Beaumont und Fletcher und Otway anführte. Ob er aber mehr als Shakespears Namen kannte, ist zu bezweifeln, denn er setzt zu demselben auch nicht ein einziges Wort zur näheren Bezeichnung hinzu.

Nicht minder bekannt ist es, wie unbekannt der Dichter den Deutschen der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts blieb, denn daß Einige, Einzelnes in ihm durchblätternd, ihn gänzlich roh verkannten, dürfen wir freilich — nicht verkennen, doch ist es nicht sehr interessant, darüber ausführlich zu reden. Ungleich anziehender war es für mich, als ich neulich einmal den vierten Theil von Jöchers Gelehrten-Lexikon durchstudierte, wobei ich denn auch gelegentlich mit erfuhr, was der Mann von Shakspear hält. Die Gesammtheit von Einsicht und Ansicht die er sich über den Dichter erworben hat, besteht in folgendem, welches ich mit einer wahrhaften Gemüthsfreudigkeit hier mittheile.

Shakespear (Wilh) ein englischer Dramaticus, geboren zu Straford 1564, ward schlecht auferzogen und verstand kein Latein, brachte es aber in der Poesie sehr hoch. Er hatte ein scherzhaftes Gemüthe, konnte aber doch auch sehr ernsthaft seyn, excellirte in Tragödien, und hatte viel sinnreiche und subtile Streitigkeiten mit Ben-Johnson, wiewohl kei-

ner von beiden viel damit gewann. Er starb zu Stratford 1616 den 23. April im 53 Jahre. Seine Schau, und Trauer-Spiele, deren er sehr viel geschrieben sind in VI Theilen 1709 zu London zusammen gedruckt; seine Werke sind auch zu London Anno 1733 in sieben Bänden von Lud. Theobald, mit viel critischen und andern Anmerkungen von neuem an das Licht gestellet worden, allwo auch von ihm mehrere Nachricht anzutreffen."

Es fragt sich nun ob diese unschuldige Notiz nicht bei weitem ergötzlicher sei, als das flachpathetische Gerede, mit welchem Pope, Steevens, u. s. w. Shakspearen heimsuchten, ein Gerede, das ehedem auch in Deutschland für gründlich und sinnreich gehalten wurde.

---

d.

Es liegt vor mir ein Werk, das die Aufschrift hat: „Das Leben J. Wilhelmi Petersen, der heil. Schrift Doctoris u. s. w. Gedruckt zu Ende des Jahrs 1717. Auf Kosten guter Freunde."

Der begränzte Raum dieser Blätter verhindert einen Auszug aus jenem Werke, der, wenn er wahrhaft erbaulich werden sollte, nicht viel weniger Raum einnehmen dürfte, als das Werk selbst. Dennoch kann ich mich nicht enthalten, hiedurch öffentlich zu

erklären, daß jene Selbstbiographie zu den reichhaltigsten und bedeutendsten gehört, die je geschrieben worden sind, um nachdenkliche und fromme Leser auf dieselbe aufmerksam zu machen. In noch fast höherem Grade möchte ich die Theilnahme lenken auf das Leben von Petersens Gattin; (Johanna Eleonora, geb. von Merlau) welches, von ihr selbst beschrieben, im Jahre 1718 erschienen ist. Diese letztere Schrift dürfte sich wohl am besten dadurch charakterisiren lassen, daß man einfach sagte: Sollte Jemand so unglücklich seyn, nicht zu wissen, wie sich das Christenthum in einem edeln weiblichen Gemüthe zeige, der kann es hier auf eine sehr erfreuliche Weise erfahren, wenn er nur selbst mit reinem Sinne an die Lektüre geht.

Mir aber wird verstattet seyn, beiden Abgeschiedenen, nnd besonders ihr innigst zu danken für die herrlichen Stunden, die mir ihre Werke gewährten. Sollten wir uns scheuen, edeln Todten zu danken, weil sie todt sind, so hätten wir ja schon um deswillen eine irrige und sündliche Ansicht vom Tode.

Wir geben hier nur eine kleine, traurige; aber bedeutende Episode aus Petersens Leben.

Peter Günther, aus Preußen gebürtig, war ein Kleinschmiede-Geselle, und zeichnete sich durch Empfänglichkeit, und Nachdenklichkeit für höhere Gegenstände vortheilhaft aus. Indessen betrug er sich anfangs in seinem äußerlichen Leben wie die mei-

sten seiner Mitgesellen, und machte mit, wie sie es machten. Bald aber ward ihm dieses zerstreuende Leben widrig, er zog fort nach Danzig, und suchte Arbeit in einem Jesuitenkloster, weil er dort hoffte, manches von den Bewohnern lernen zu können. Diese rühmten sich einer engern Gemeinschaft mit Jesu, und prunkten mit ihrem Namen. Weil er aber an ihnen manche böse Dinge sah, und dennoch ihren Worten in Beziehung auf ihren Namen glaubte, so bekam der Unglückliche Zweifel an — Jesu selbst. Er zog also von ihnen weg, und kam zu einem andern Kleinschmied, der sich zu den Lehren des Socinus bekannte.*) Dieser Handwerksmann behauptete, die Jesuiten hätten Christum zu einem Gott gemacht, der er doch nicht wäre, und der Unverständige von dem Unverständigen belehrt, empfing nach und nach immer mehr Zweifel an der Gottheit Christi. Günther reisete darauf nach Wismar, und von da nach Lübeck, und da seine ganze Seele mit dem Einen Gedanken beschäftigt war, so sah er einst auf seiner Werkstätte am hellen Mittage in der Luft

*) Es wird hoffentlich nur wenige Leser befremden, daß hier von Handwerkern die Rede ist. Das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert zeigt uns manche höchst ausgezeichnete Denker in dieser arbeitenden Klasse, so wie freilich auch manche seltsam verirrte Fanatiker.

eine Feuersäule, und ob derselben einen schönen hellen Stern. Dieses Zeichen schien ihm eine Bestätigung (!) seines Irrwahnes. Immer mehr ward ihm der Umgang mit seinen Mitgesellen zuwider, er trank nicht mehr mit ihnen, und kam auch nicht mehr in ihre Gilde. Das verdroß sie, und da er einst, zum Disputiren gezwungen, in die thörigten Worte ausbrach: „Die schelmischen Jesuiten hätten Christum zum Gott gemacht", so klagte man ihn bei der Obrigkeit an, erregte die Priesterschaft, und Günther ward in das Gefängniß gesetzt.

Petersen reiste sogleich mit seiner Gattin nach Lübeck und beide besuchten den armen Menschen im Gefängniß. Hier redete ihn P. sanft zu; aber Günther erwiederte: „Da ich noch drei Götter glaubte, da war ich gottlos, aber seit der Zeit ich Einen Gott geglaubet, habe ich ihn gefürchtet." „Ich sagte, so fährt P. fort, es wäre auch nur ein Gott, und der Vater, Sohn und heilige Geist wären der einige Gott, und der helle schöne Stern, den er gesehen, auf seiner Werkstätt, über der brennenden Säule, die er am Himmel gesehen, wäre der Sohn Gottes, den ihm Gott hätte dadurch offenbaren wollen. Er läse auch ja, wie er im Gefängniß gepfleget, Johann Arnds Paradies-Gärtlein, der unterschiedliche Gebete zu Christo gerichtet hatte. Worauf er still ward, und endlich sagte: „Ach! es ist doch nur der einige Gott, Er ist die Einheit und die Allheit."

Da diese Worte der Actuarius hörete, sonderlich da er sagte, daß, wenn Christus Gott wäre, er ihn auch anbetete; (so sprach jener:) Wenn dieser Mensch sich also erkläret hätte, wäre er nicht in die Büttelei gesetzt worden."

Petersens Bitten hatten endlich auch die Folge, daß man den Unglücklichen aus dem finstern Kerker in ein besseres Gefängniß brachte, und, da wohl niemand bisher so sanft und verständig zu ihm gesprochen, und ihm die Lehre von Christo dem Gottmenschen erklärt hatte, so faßte er ein Herz zu dem frommen Ehepaar, und war nahe daran, die einfach große und beruhigende Wahrheit zu fassen. Mehrere Geistliche aber fuhren fort, gegen ihn auf der Kanzel zu predigen, und durch zwei harte Rescripte der Universitäten zu Kiel und Wittenberg, welche die Obrigkeit befragt hatte, ward die ganze Sache verändert. Kiel antwortete, ein Lästerer müsse, nach Gottes Wort, getödtet werden; ob aber dieser Gott gelästert habe, müsse man noch untersuchen. Wittenberg aber antwortete, er sei wirklich ein Lästerer, weil er getauft, und wider Christum, in dessen Namen er mitgetauft sei, gelästert habe. Nach diesem Urtheile sprach man ihm jetzt das Leben ab, er hörte es mit Muth an, und, da er zum Tode geführt wurde, kniete er noch einmal nieder, und rief: „O du ewiges und wahrhaftiges Licht erbarme dich mein!" (Oktober 1687.)

Mit Recht klagt Petersen über die Härte dieses Urtheils, und daß man ihm nicht Zeit gelassen, den Verirrten wieder auf den rechten Weg zu leiten, dem er in manchen Stunden schon so nahe war. — „Aber nun sie ihm die Zeit durch den Tod dazu abgeschnitten", setzt er dann hinzu, so lassen wir ihm der Erbarmung Gottes über, der sich sein wolle erbarmt haben."

Auch für uns, in diesem milderen Jahrhundert ist diese einfach rührende Geschichte wichtig, denn sie lehrt uns, was nie genug wiederholt werden kann, daß wir nur mit Liebe und Vertrauen, mit Kraft und Milde auf irre geleitete Gemüther wirken können. Das Heilige läßt sich nicht erstürmen, und auch nicht in die Brust Anderer hinein stürmen.

III.

Andeutungen,

vermischten Inhalts.

Keinem Volke stehet das Gute so gut als den Deutschen, aber auch keinem das Schlechte so schlecht. Ein Gaskonischer Fat mag noch hingehen, da er doch lächerlich und überhaupt wohl oft nicht viel an ihm verloren ist; aber einen deutschen Narren kann ich nicht ohne das tiefste Herzeleid ansehen, denn oft erscheint er mir wie ein muthwillig zerstörter Tempel, dessen einzelne Bruchstücke an die Trödler verkauft werden.

Keine Kunst ist so geheimnißvoll heilig, und doch hat keine so viele geistig beschränkte Priester als die Musik. Darum lasset uns die, so wirklich würdig sind, desto mehr ehren.

Daß die Jugend keine Tugend habe, findet sich wohl zuweilen und wir wissen es alle; daß aber die Tugend immer wahre Jugend haben müsse, sollten wir noch besser wissen.

Bleibendes verrichtet nur das Schwerdt, das Wort und die Schrift des Religiösen und Dichters.

---

*

Selbst neben dem Gotteslamm tragen wir Männer doch fast alle auch einen Wolf in der Brust, der zuweilen häßlich bellt. Lasset uns mitunter horchen auf seine Töne, und wir werden ihn bald vernichten.

Obwohl die Deutschen das herrlichste Talent zum Scherz haben, so ist doch ihr meister Scherz entweder zu spaßhaft oder zu ernsthaft. Der erste Fall ist im Eulenspiegel, Narrenbuch u. s. w. Der zweite in den neueren Dichtern A bis Y, doch kennen wir Gottlob einige Dichter, deren Humor höher ist als aller isolirter Ernst. Ueberhaupt kann, denke ich, nur ein wahrer Christ wahrhaft scherzen, eben weil er auch einen so tiefen und seligen Ernst hat.

Jean Paul läßt oft, wenn wir so sagen dürfen, den Mondstral durch einen Brennspiegel fallen. Warum sollte er das nicht dürfen?

In dem fatalen Worte: „von der Welt kommen" liegt für den Christen eine schöne und sanfte Ironie, so wie auch in dem eben so fatalen „daß der Tod umsonst sey;" denn es ist billig, daß er keinen Preis habe, und als unbezahlbar und rein göttlich anerkannt werde.

Wovon das Herz ganz und gar erfüllt ist, davon geht der Mund nicht über.

Kriegerische Stimmung ist unter allen Wissenschaften doch wohl der Philosophie am — günstigsten.

Auch die genialsten Menschen wollen sich doch wenigstens bei Winters-Anfang ein Nest bauen, und sind dann gerade am liebenswürdigsten.

Ein interessantes Buch würde das seyn, wo man bei jeder wichtigen Stelle, auch zugleich am Rande das Gesicht zu sehen bekäme, mit dem sie der Autor geschrieben. Nur möge man immer verschont bleiben mit dem Gesicht, das er etwa gar dabei gemacht hätte.

Im Shakspear ist die reine Idee eines Königs am klarsten und befriedigendsten ausgesprochen.

Die Rede ist heilend, so lange sie noch graziös bleibt. Hört sie auf das zu seyn, so giebt sie nur neue Wunden zu den alten.

Die Franzosen fast alle besiegen ihren Schmerz leicht, weil überhaupt an ihm nicht viel zu besiegen

ist. Sie können ihn jeder Zeit in Worten ausdrücken, und allenfalls auf der Stelle zu Papier bringen. Steht er aber erst da, so ist er bei ihnen auch schon weg.

Der Schmerz der Deutschen ist tief und schwer, und nur die Religion und die Dichtkunst mögen ihn lindern.

Wir sollten der Wehmuth nicht spotten, als sey sie etwas Unmännliches, sondern eher das Wort selbst fragen um seine Bedeutung. Dann werden wir von einem Muth vernehmen, dem nur weh geworden ist, und in dieser Zusammensetzung ein schönes Geheimniß ahnden, das wohl über allem Scherze stehen dürfte.

Es ist gar charakteristisch, daß unsre edle Sprache fast alle Gesinnung und geistige Situation des Menschen auf den Muth zurückführt und in ihm gewissermassen die Wohnung bereitet. So Großmuth, Hochmuth, Langmuth, Kleinmuth u. s. w.

Wenn, nach einem wohlbekannten Ausspruche, der nur eine halbe Religion hat, der nicht an den Teufel glaubt, so wird es ja gar wohl verstattet seyn, über denselben in einigen Andeutungen zu reden, um seine Natur uns klar zu machen.

Das Göttliche besteht in Ruhe, Klarheit, Bestimmtheit, Bejahung; das Ungöttliche in Ruhelosigkeit, Verworrenheit, Dunkelheit, Zweifel, Verneinung.

Der Zustand des vollendet Göttlichen wäre deshalb ein ewigseliges Ja zu allem Guten, der des vollendet Teuflischen ein ewig unseliges Nein.

Indessen begnügt sich die deutsche Sprache den Teufel nur mit dem Zweifel reimen zu lassen, gleichsam als gönne sie ihm nicht einmal ein entschiedenes Nein, sondern stelle ihn nur auf etwas rein Bodenloses; oder räume ihm (wie ich mich wohl sonst auszudrücken pflegte) nur den Standpunkt des Nichtstehens ein.

Aber auch das entschiedenste Nein ist doch immer noch nichts Positives, sondern ein bloßes Ankämpfen, ein Zerstörenwollen, oder auch ein wirkliches Zerstören. Es ist in sich selbst nichts, es bedarf, um nur sein Scheinleben fortzuführen, eines steten Entgegenringens; da es dies aber einmal eingesehen, so verfehlt es auch nicht, mit ganzer (Kraft können wir nicht sagen weil diese wieder etwas Positives bezeichnet; wohl aber mit ganzer) Unseligkeit ewig und immer anzukämpfen, und eben aus dieser unendlichen Nothwendigkeit schreibt sich her jene Furchtbarkeit des verneinenden, und in diesem Nein zerstörenden Prinzips. Daher die großen Worte der Bibel daß „der Teufel umhergehe wie ein brüllender Löwe

und suche welchen er verschlinge.“ Dem soll man widerstehen fest im Glauben, der ja ein ewiges ruhiges Ja ist, welches von dem Nein nimmer besiegt werden mag; da im Gegentheil ein Vielleicht, ein Vermuthlich, Wahrscheinlich, Höchst wahrscheinlich und Fast=gewiß immer überwunden wird. Wer auch nur in dem geheimsten Winkel der Seele jenem Ja den kleinsten Punkt abdingen will, ist schon um deswillen halb verloren, weil das Unvollständige immer dem Vollständigen unterliegen muß, und vollständig ist jenes Nein allerdings; vollständig in seinem Negiren, vollständig in seiner Unseligkeit. Das vollständig Unselige will aber auch unselig machen, und es gelingt ihm nur zu oft.

Hier ist denn also der Punkt, von dem aus der Teufel betrachtet werden soll, und so sollten ihn auch die Dichter schildern.

Wie Viele haben es versucht und wie Wenigen ist es gelungen!

Ob es mir gelungen sey in dem Roman „Kampf und Sieg“, und in der Novelle „die diamantene Kutsche“ — das ist gefragt worden. Ich antwortete darauf nur, daß mir jene Ansicht stets klar vor Augen war, als ich jenen Darstellungen meine Kraft widmete.

Man sollte sich die Dankbarkeit, die mitunter gar als eine Tugend geringerer Gattung angefochten

wird, schon um deswillen nicht entgehen lassen, weil uns die Mehrheit der Menschen so sehr selten in diese — Verlegenheit setzt. (denn leider erscheint jene herrliche Tugend manchen Menschen als eine Verlegenheit.)

Gottlob giebt es aber außer jener Seltenheit noch ganz andere und bessere Gründe, die uns anreizen. Wem übrigens die Dankbarkeit (ich nehme selbst das Danksagen nicht aus) nicht ein inniges Herzensvergnügen macht, der kennt sie überhaupt nicht.

Die Leiden, welche geschrieben oder gar gedruckt werden können, sind keineswegs die höchsten. — Diese liegen weit über dem Wort hinaus.

Wir erinnern uns alle noch immer mit Vergnügen an ein ehrlich beschreibendes und didaktisches Gedicht, mit dem uns unsre lieben Ammen oftmals freundlich beruhigten, wenn wir als Kinder einige Ungeduld und anderweitige Unart blicken ließen. Es handelte auf die gründlichste Weise von den Ingredienzen zu einem — Kuchen, und es wurden als solche in guten reindeutschen Schutz- und Trutzreimen angegeben: Eier und Schmalz, Butter und Salz, Milch und Mehl und endlich auch Safran, der, die heilige Siebenzahl füllend, keinen zurückklingenden Reim finden kann.

Giebt es nun nicht aber auch ein Gedicht, in welchem angegeben wird, wie man jene 7 Sachen mischen und zu einem Ganzen verarbeiten soll? Es giebt ihrer verschiedene, jedoch in Prosa, und man nennt sie Lehrbücher der Aesthetik. Es sind einige darunter sehr löblich; doch hat, meines Wissens, noch keines derselben verhüten können, daß nicht die meisten Kuchen, obwohl alle jene vortrefflichen Dinge vorhanden waren, im entscheidenden Moment umschlugen oder gar zu Zobeidenkuchen wurden.

Auch zur Bildung eines — gebildeten Menschen gehören 7 Dinge, doch sind sie noch in keinem Reim ausgesprochen. Indessen hat man dicke Bücher darüber, die sich Sittenlehren nennen, und einige sind wieder recht löblich; nur daß auch hieraus wieder kein vollständiger Mensch hat hervorgehen wollen. Es ist deshalb sehr — wahrscheinlich, daß es ein mechanisches, künstlerisches und sittliches Genie gebe, was allerdings Einiges sagen will.

Gar viele Zeit geht dem geist- und phantasiereichen Dichter hin mit Wählen, was er zuerst aus seinem Reichthum hervorziehen soll. Doch ist dieser Zustand nicht der rechte: denn gerade der wahre Reichthum weiß sich zu beschränken, und in seiner Wahl ist innere Nothwendigkeit.

Gab es je in der ganzen Weltgeschichte eine Zeit, in der die dem Dichter so nothwendige äußere Gesicherheit so oft unterbrochen worden wäre, als im 19ten Jahrhundert? Das Dichten des Weltgeistes und sein lautes Flügelschlagen stört zuweilen das Dichten des einzelnen Dichters; doch er wird und soll Kraft behalten und innere Klarheit, wenn er ein ächter Mensch und Dichter ist.

Wenn unsere Liebe für einen Autor, einen Freund, einen historischen Charakter u. s. w. von Andern angegriffen wird, so kann es uns zuerst recht innig freuen, daß wir ihn nun brav zu vertheidigen haben. Da wir aber dabei gewöhnlich mit großer Herzenslebhaftigkeit verfahren, während der Angreifer meistens mit lächelnder Ruhe hinspricht, so können wir uns am Ende einer solchen Unterredung wohl hart verletzt fühlen. Die Liebe für den getadelten Freund wird nur noch heftiger, aber sie gewinnt etwas Herbes, Herausforderndes. Neue Angriffe folgen, und sie wird noch inniger; aber wehmüthig. Noch wiederholte Angriffe, und wir fühlen uns durch unsre redlichen Kämpfe als trübe Märtyrer. Wir fahren fort unsern Freund zu lieben — denn wer könnte uns rauben was wir einmal mit Klarheit anerkannt haben? — aber unsre Freude an ihm ist fast hin, und ohne Erröthen darf der Mensch gestehen, daß —

der Mensch ihm die Freude stören könne. Es ist uns, als fühlten wir an dem Angegriffenen nur Wunden, um die der Staub, der von den Psychesflügeln abgeschlagen worden, unfreundlich flattert.

Darum sey uns jede wahrhaftige Liebe heilig, und wenn wir auch hassen wo ein Anderer liebt, so schweige doch der Haß in Gegenwart dessen, der unser Gehaßtes liebt.

Mögen die Werke eines Dichters auch seyn, als habe sie ihm der ganze Olymp ausarbeiten und feilen helfen; wenn er selbst nicht noch bei weitem besser ist als alle seine Schriften zusammengenommen, so — hat er sie eigentlich nicht geschrieben.

Mehrere Concerte haben das Eigne, daß die Menschen, die sich im Saal befinden, ungemein vergnügt sind während der Pausen, so daß man in der That in Versuchung kommen möchte, ein Concert von lauter Pausen einzurichten.

Es giebt gewiß keine wohlfeilere Seligkeit als die Redseligkeit, auch soll sie in ihrem ganzen Werth bleiben, wenn sie sich einem innigen Freund oder einer gebildet freundlichen Freundin gegenüber Bahn bricht.

Nur wolle der Redselige nicht selig seyn, in gemischter Gesellschaft, und doch möchte er das so gern und kann es auch so leicht für den Augenblick. Ein schöner Gesellschaftssaal, Lichter, Kaffee, Arrak-Thee u. s. w. wäre allein schon hinreichend, ihn zur freundlichen Rede zu bewegen, denn ihn dünkt, man dürfe das alles keinesweges genießen in stummer Dumpfheit oder harter Kälte. Sind nun etwa gar noch einige lächelnde Mädchenaugen da, so entzündet das die alten Herzenstöne in ihm und sie treten muthig freundlich hervor. — Halte sie zurück, Lieber, und freue dich ihrer jetzt nur in dir. Es ist dir freilich in solchem Augenblick leicht, auch den widerstrebendsten Stoff um dich her zu veredlen; aus dem sittlich-gemeinen Pfahlbürger schaffst du bald einen gelassenen Patriarchen, aus dem hinstarrenden Dummkopf einen elegisch Trauernden, aus dem leer Lustigen einen Klarheitern, aus den tückisch lauernden Menschenkennereitreiber einen feinen achtungswerthen Hofmann, u. s. w. Bis dahin verdienst du Lob, denn allerdings ist die Phantasie uns mitgegeben, um die Außenwelt zu verschönern; aber hüte dich, diesen nun so umgeschaffenen Menschen dein Herz hinzugeben, oder deine Seele, die sich so gern der melodischen Rede anvertraut. Nenne es immerhin Weichheit des Gefühls, das dich treibt; es ist doch Weichlichkeit, die sich auf eine harte Wei e rächt, indem dir in kräftigern, stolzern Stunden

scheinen wird, als sey in solcher weicher Redseligkeit die Seele gleichsam mitflüssig geworden, und für den Moment hinweggeschwommen. Wohl kehrt sie zurück; aber, oft verwundet, kann sie zuletzt wund bleiben.

Ich will dich nicht zu zackiger Kälte, nicht zu lächelnder Vornehmheit leiten; aber dich, du tiefer, phantasiereicher und weicher Mensch, darf ich allerdings erinnern, daß der alte Spruch: „Man solle die Perlen nicht vor die Säue werfen" in dem heiligen Buche zu lesen sey, und also wohl auch eine sehr fromme Bedeutung haben müsse. Giebt es aber eine köstlichere Perle als das Herz? Darum gehe mit demselben um, wie mit etwas Heiligem, und trage es nicht offen in der Hand, daß nicht — die Sperlinge darnach hacken.

Was die Deutschen am klarsten und bestimmtesten denken, ist die Idee der individuellen Freiheit und des aus ihr hervorgehenden persönlichen Rechts. Dabei sind sie unendlich bescheidener als die Britten, und erkennen gern, sobald nur jene Idee anerkannt wird, hinwiederum jede Beschränkung an, die das persönliche Recht im Verhältnis zum Organismus des Gesammtstaats erleiden muß.

Um an der Sparsamkeit ein ästhetisches Vergnügen und Wohlbehagen finden zu können, muß man, scheint es, ein Deutscher seyn. Das ist, meyne ich, ein hohes Lob.

Es giebt Autoren, die auch nicht Eine Zeile schreiben können ohne sich ganz zusammen zu nehmen. Alles Gute was in ihnen ist, vom Scheitel bis zur Ferse müssen sie in Eins raffen, sonst gelingt ihnen nichts. Sie können keinen verlornen Hund in das Intelligenzblatt setzen lassen, ohne große Mühe. doch wird ein großes und wichtiges Buch ihnen leichter weil die Wichtigkeit des Zwecks die Concentration erleichtert und beschleunigt. Ohnehin betrachten sie jedes Geschriebene schon als halb gedruckt, und senden deshalb nicht leicht einen Ermahnungszettel an die Wäscherin und den Schneider ohne die geheime Furcht, er könne wohl im nächsten Ostermeßkatalog als ein neues Werk den Deutschen angekündigt werden.

So war selbst der edle * *; so ist * * *.

Bewundernswürdig scheint mir im Charakter der Griechen, daß sie nicht bitter wurden über die ewige behagliche Sorglosigkeit ihrer Götter. Selbst Achill in der herrlichen Unterredung mit Priamus erwähnt

ihrer nur mit gelind ironischer Hindeutung, und fast nur historisch.

Coriolan sah in seiner Mutter Rom selbst. Nur darum gab er nach und nur darum wird er ein rein tragischer Charakter. Das wußte Shakspear, aber nicht Plutarch.

Wenn wir erwägen, welch ein rein metaphysischer und was noch ehrenwerther ist reinphilosophischer Enthusiasmus ehedem und ganz besonders während der Jahre 1785 bis etwa 1805 in Deutschland herrschte, und wenn wir sehen, wie der jetzt größtentheils geschwunden ist, so fällt uns Leibnitzens Ausruf ein, es werde einmal eine Zeit kommen, wo die Vernunft ihrer selbst überdrüssig werden würde. Dahin ist es aber jetzt noch nicht gekommen, und es bleibt der Trost, daß das wahrhaft Gute nie aufhört, sondern nur zuweilen in anderer Form erscheint.

Eine gesuchte Gelegenheit ist keine, und doch suchen wir so oft was nur gefunden seyn will.

Oft kann es scheinen, als sey der Frühling ganz vorbei. Dann ist er oft recht nahe.

Wenigstens kann die Musik doch nicht unangenehme Sachen mahlen, was bekanntlich die andern Künste können: keine Schulden, Nervenkopfweh, Fliegen u. s. w.

Die alten Aegypter machten Zwiebeln zu ihren Göttern; wir zuweilen etwas viel Schlimmeres, das Thränen erpreßt, wobei die Zwiebeln völlig unnöthig sind.

Der praktische Stoicismus blühte am meisten in der Zeit der heillosesten römischen Kaiser. Diese wußten auch sehr wohl, wie sehr er ihnen zu Hülfe kam, ja manche darunter ahndeten wohl gar, daß ohne ihn sie selbst, die Anti-Stoiker gar bald verloren seyn würden. Die Philosophie der Römer unter Nero lautete mit kurzen Worten etwa so: „Verzweifle, doch mit Gelassenheit, am Leben; und wende deine ganze Kraft für den Tod an.

Nicht die Deutschen, die von Natur bescheiden sind; wohl aber manche deutsche Schriftsteller, die denn doch auch mitunter sich etwas auf den Hochmuth legen, reden häufig von Reichthum, und führen besonders gern Personen auf, denen sie eine halbe Million geschenkt haben, wobei dann noch gethan wird, als sey das eben recht und nichts Besonderes. Wozu soll die Maskerade? Für dergleichen so reich ausge-

stattete Menschen findet ihr im ganzen Parterr keinen Reflex, denn so weit sind wir alle in der Geschichte glücklich durchgedrungen, um zu wissen, daß die Deutschen, seit dem dreißigjährigen Kriege, und dem auf ihn folgenden widrigen Frieden, der viel schlimmer war als der Krieg selbst, arm geworden sind. Es ist die reine Fadheit, dies nicht anerkennen zu wollen und zu thun wie ihr thut.

Ganz besonders zuwider sind mir die meisten reichen jungen Wittwen in euren Schauspielen und Romanen. Es sind stehende Masken, die nie hätten aufgestellt werden sollen. Des ersten seligen Mannes wird stets mit hergebrachter Ironie gedacht; ja es wird nicht selten ein widerlicher Scherz damit getrieben, daß er nun, da ihn der Leichenstein deckt, nicht mehr wieder kommen und weiter brummen kann. Die junge Wittwe indeß lebt mit einem, so Gott will, witzigen Kammermädchen herrlich und in Freuden, sieht sich sämmtliche Jünglinge an; aber mit gräulich-pfiffiger Vorsicht, bis sie endlich das allerzarteste und jüngste Blut ertappt, und mit Liebe beglückt. — Es ist ein großer Jammer mit diesen groben stereotypischen Charakterzeichnungen; und es hat nicht den Anschein als werde der Jammer bald enden.

Wenige deutsche Schriftsteller sind so viele merkwürdige innere Revolutionen durchgegangen, als

Fr. Schlegel.*) Wir wollen sie mit kurzen Worten angeben. Zuerst gräcisirender Terrorismus, mit gewaltiger Halbkraft und Witz; doch ohne Humor, ohne Erkennung der Romantik und des Christenthums. Sodann reiner Haß, mitunter Eckel an der Zeit, beurkundet durch philosophisch-ästhetische Opposition gegen alles Herrschende, und Bereitung des höchsten Dichterthrons für Goethe, weil dieser damals nicht herrschte. — Kecker philosophischer Atheismus, mit herrlichen Zeichen, daß er dem Besitzer selbst nicht genüge. — Abgötterei mit dem Ich, das Gott und die Welt verschlungen. — Vollendete witzige Willkühr, und geistreiche Auf den Kopf-Stellung. — Mystik, zuweilen nur Sehnsucht nach ihr. — Vergessenheit des vaterländischen Bodens. — Umhüllung mit südlichen Formen, aus denen aber der tiefe Nordische Geist heraussah. — Dann bei nicht mehr genügender isolirter Südlichkeit: Anbildung jegliches Fremden. Umherschauen nach allen Seiten. Aesthetischer Kosmopolitismus. Pause. Wurzelung in sich selbst. Wiedergeburt. Ernster tiefer Katholicismus. Anerkennung der Gränzen und des Nichtgenügenden in der Philosophie. Reine Erfassung Gottes und Christi. Fröhliche Heimath in

---

*) Diese Andeutung ist im Frühling 1812 geschrieben worden.

dem Gefundenen. Hingebung an das Vaterland, und dessen Geschichte, Wissenschaft, Poesie und Glauben.

Es ist erfreulich anzuschauen, wie der geistreiche deutsche Mann jetzt so gesichert dasteht. Sollten wir ihm dennoch etwas wünschen, was wir noch immer in ihm vermissen, obwohl es wahrscheinlich schon in ihm wohnt, und nur bis jetzt nicht zur Sprache gekommen ist, so wäre das, um es mit einem gewichtigen und gar lieben und herrlichen Worte zu sagen: Musik. Wir möchten die Musik selbst und einige Flammen zu Hülfe nehmen, um auf diese Weise zu sagen, was wir eigentlich meynen. Da dies aber nicht wohl thunlich ist, so beruhigen wir uns dabei, daß der Mann von dem hier die Rede ist, so wie auch jeder bessere Leser, uns gar wohl verstehen werde.

Der wahre Leser ist der, der auch „zwischen den Zeilen" oder, wie ich noch lieber sagen möchte, das Wort hinter dem Wort zu lesen versteht.

Habsüchtige Feldherren hat es bekanntlich gar wohl gegeben, z. B. Marlborough; doch habsüchtige und geizige Dichter? Nein! so würde die gutmüthige Unerfahrenheit rasch hinantworten, doch der Literaturhistoriker setzt der betrübten Frage ein betrübtes Ja hinzu, und als Erklärung etwa Folgendes: Es ist bekannt, daß das Höchste und Vortrefflichste und

das Verkehrteste und Gemeinste in der menschlichen Natur durch die Dazwischensetzung der Eitelkeit verbunden werden kann, und oft schon verbunden worden ist; weniger bekannt aber oder vielmehr noch nie gesagt worden ist es, daß ein bedeutendes geistiges Haben und Habenwollen nicht selten auch ein bedeutendes physisches Haben- und Beherrschenwollen begründet.

Eine Erklärung aber ist keine Rechtfertigung, und eine solche konnte und sollte hier nicht gegeben werden; denn die Rache der Natur für jenes stete Habenwollen bleibt nicht aus, und die Brust, die dahin strebt, wird bald nicht mehr geeignet seyn, das Schöne und dessen milde Gestalten rein in sich aufzunehmen und klar wiederzugeben. Der Sturm der großen Leidenschaften ist wie der auf offnem Meer, wenn die Elemente sich in Liebe und Haß begegnen und sich umarmen und vernichten wollen, ein erhabenes Schauspiel, das, obwohl Zerstörung drohend, doch oft zu mildem Frieden sich auflöst; doch die Kämpfe der gemeinen Leidenschaften, der Eitelkeit, des Neides und der Habsucht gleichen dem Sturm in der Nähe des Landes, dessen schroffes Ufer, gastliche Anfahrt wehrend, an spitziger Felsenklippe das Schiff zerreissend auffängt, und die trüben unrein verschlingenden Wellen geben die erhabene Gestalt des überhangenden Himmels, mit seinem heiligen

Sternenlicht und Mondesstral nur ungern und unrein zurück.

Es konnte im Jahr 1812 mitunter recht trübe Augenblicke geben, in denen es einem scheinen mochte, als sey die ganze deutsche Literatur für jetzt fast aus, und zu Ende, ohne fertig zu seyn. Die Menschen, so sagten Manche, sind größtentheils zu sehr mit der Beschwichtigung des irdischen Bedürfens beschäftigt, als daß sie die Erscheinung des Höheren auch nur lieben sollten. — Wer aber solche Augenblicke hatte, wie wird er erröthet seyn in dem großen Jahr 1813! Gottlob, daß dem Verfasser dieser Schrift bei diesem Gedanken das Herz nicht zu schlagen braucht.

Es giebt Menschen, — und sie sind nicht uninteressant —, die mit seltsamem Starrsinn erklären, es sey ihnen im Leben nichts weiter interessant als das Leben selbst, weshalb sie denn auch vor lauter Leben nicht zum Lernen kommen. Worin sie irren, wird am klarsten, wenn man den noch größeren Irrthum derer erwägt, die vor lauter Lernen nicht zum Leben kommen.

Viele deutsche Dichter stehen zu isolirt von der Gesellschaft, andere stehen, wenn auch nicht zu tief; doch zu verwickelt in ihr.

Es ist von jeher in Deutschland für die Dichter wenig gethan worden, weshalb auch diese Klage von jeher geführt wurde; nur klage man nicht zu sehr in materieller Hinsicht, und ihr, zu denen geklagt wird, nehmet die Klagen nicht also. Es ist nicht davon die Rede, als würdet Ihr gebeten, hinfort eure Dichter mit goldenem Jupitersregen zu überschütten, oder sie sämtlich zu Ministern und Geheimenräthen zu machen: denn ein still-heiteres, freundlich begränztes Leben ist für den Poeten meistens das Beste.

Aber in geistiger und gemüthlicher Hinsicht könnet Ihr sehr viel für sie thun. Ganz besonders bitte ich Euch, Ihr edeln, einfach und anmuthig gebildeten Frauen, nehmet Eure Dichter noch mehr in die Schule, und bildet so viel ihr vermögt, an allen, die ihr genug achtet, um ihnen Bildungsfähigkeit zuzutrauen. Ob sie in eurer Nähe leben, oder hundert Meilen von euch entfernt, darf euch in dieser Hinsicht nicht irren. Ehrt nur die Dichter durch eure ermahnenden oder ermunternden Zuschriften oder Zusprache, und Ihr werdet den guten Erfolg zu eurer eigenen Freude sehen. Bei eurem feinen Ahndungs-, Gefühls- und Anschauungstakt werdet Ihr nicht leicht fehl greifen, und etwa zu sehr ehren, da wo nur ein halbes leise ausgesprochenes Lob genügte. — Manchen deutschen Dichtern fehlt unter andern auch die anmuthigere Geselligkeitsbildung, und die

könnet Ihr ihnen am besten geben. Was ihr aber könnet möget Ihr auch freundlich wollen.

Die Deutschen sind reich an den köstlichsten Talenten; doch selten, leider noch immer selten ist das Talent des guten Vorlesens, denn — keines wird so wenig geübt, als dieses. Der eine heult, der andere zirpt, der dritte wüthet, der vierte schmilzt, der fünfte trägt den Ritter Toggenburg vor, wie ein Schreiben aus Paris vom 1. April, der sechste ein Schreiben aus Paris wie den Monolog des Macbeth, wenn er den Luftdolch erblickt, der siebente macht Mienen wie eine halberfrorne Nachtigall, der achte . . . . doch genug.

Das wahrhaft Geistige einer bestimmten Art, welches ein Individuum zu einem Individuum macht, erscheint in den Zügen des Gesichtes oft nur auf Augenblicke, und wird deshalb nicht selten, ja wohl eigentlich immer von dem geistlosem Beschauer verkannt. Es beurkundet ein entschiedenes Talent des Malers und Bildhauers, wenn er im Stande ist, jene Augenblicke mit Klarheit aufzufassen und fixirt darzustellen; aber die höchste Genialität würde es verrathen, wenn er es auch ohne die Erscheinung jener Augenblicke wirklich erriethe. Und in der That ist es oft die Aufgabe des Porträtmalers und

Bildhauers zu ahnden und zu prophezeihen, indem gar oft widrige Verhältnisse, Kränklichkeit u. s. w. die Erscheinung jener bestimmten geistigen Individualität in dem Auge und dem Antlitz und der ganzen Haltung verhindern können.

Der Katholicismus findet in dem Namen Maria die höchste Süßigkeit und Milde; zugleich aber auch die geheimnißvollste Bedeutung, ja wir möchten sagen: ein Zaubermittel, welches jedes Leiden löst. Am klarsten spricht sich diese Ansicht aus, durch die Bemerkung mehrerer katholischer Schriftsteller der früheren Zeit, Christus habe während seiner Schmerzen am Kreuze nur gesagt: „Weib, dieses ist dein Sohn.“ Hätte er Maria genannt, so würde der bloße Name seine Leiden gemindert haben, und dies durfte er nicht wollen, und wollte es auch in der That nicht.

Das Streben nach Mystik bei manchen neueren Dichtern ließe sich oft in die ganz einfachen Worte übersetzen: Möchte ich doch süß zu träumen, träumen! — Andere träumen wirklich, aber sie vergessen, daß man während des Traums eben nur träumen, nicht aber erzählen kann. Das Allergräulichste ist aber wohl, wenn die, welche nie träumten, und in ihrem Herzensgrunde das Träumen hassen,

eben weil es ihnen nie gewährt wird, dennoch gleichsam um die Mode mitzumachen sich als Traumliebhaber verkünden, und als Traumdeclamatoren aufstellen. *)

Der wahrhaft gute und gebildete Mensch ist **nie** häßlich; nur fehlt es am scharfen Auge des Betrachters. Ich bin auf die sehr scharfsinnigen Einwürfe wohl gefaßt, er könne denn doch z. B. gar wohl mit einer ungebührlich langen, oder unerfreulich hinauf geschweiften Nase behaftet seyn, es könnten ihm die Augenbraunen gänzlich fehlen, und der Mund an Größe besitzen, was den Augen daran abgehe, das Kinn könne einem Triangel gleich kommen, und es sey auch nicht unmöglich, daß er dabei noch hinke, stammle u. s. w. Demungeachtet bleibt jener Satz, denn das Wesen der Häßlichkeit besteht nicht in verkehrten Einzelnheiten, sondern in dem verkehrten Einem oder Ganzen.

---

*) Eine Parallelstelle findet sich im Seneca und lautet: Quare vitia sua nemo confitetur? quia etiam nunc in illis est. Somnium narrare vigilantis est. (Epist. 55.) Cicero hätte, wenn er diesen Gedanken gehabt, einige Blätter damit angefüllt, oder angemalt, und allerdings würde hier die Farbe hingereicht haben.

Es ist mir nicht unbekannt, daß die alten Stoiker z. B. Cato, etwas Aehnliches behaupteten, doch sie übertrieben es, indem sie den Satz, der Weise sey nie häßlich in den Positiven, er allein sey schön, verwandelten. Trotz jener Uebertreibung indessen weiß man wohl, wie übel es dem eleganten und aufgeklärten Cicero bekam, als er jene Ansicht durch einige Plaisanterien bekämpfen wollte. Es ertönte das: Quam ridiculum consulem habemus!

Warum haben wir so wenig wahrhaft gute — Stylisten? Vielleicht deswegen weil so wenige unter ihnen musikalisch sind. Es scheint, als könne der rhetorische Numerus nur dem Musikverständigen, oder höchstens dem vollendeten Musikfreunde ganz klar werden. — Einem solchen dürften denn auch vielleicht, um ein Beispiel anderer Art zu geben, die meisten deutschen Spondäen nur schwer und langsam; nicht aber wahrhaft gewichtig und lang vorkommen.

Das Schicksal liebt die Wiederholungen, wie in der Freude, so im Schmerz, den es uns giebt.

Das höchste Philisterthum (man verstatte das Wort) ist nie entschieden polemisch, sondern liebt eine gewisse gelassene Mattheit, selbst gegen das was es

am meisten hassen sollte; könnte es überhaupt nur hassen oder lieben. Ein solcher jenem Wesen angehöriger Mann wird den begeisterten Dichter oder Prediger keinesweges anfahren oder heftig tadeln, sondern recht milde sprechen: „An und für sich ist das Feuer, der Glaube und der Muth nicht zu tadeln. Ich bin auch einmal begeistert gewesen in meiner Jugend; es legt sich aber mit den Jahren: und so, mein lieber junger Mann, wird es Ihnen einst auch ergehen. Wir sprechen gelegentlich mehr über die Sache, jetzt rufen mich meine Geschäfte."

Man kann auch in sich selbst zu Grunde gehen, nicht bloß nach aussen hin, wenn nämlich das was man in sich hat aufhört, darstellbar zu seyn.

In einer Erzählung, welche ich im Jahre 1790 schrieb und die in dem nächstfolgenden gedruckt wurde, unter dem Schleier der Pseudonymität, scherzte ich über das zu jener Zeit noch sehr beliebte Thränenschwere Familiengemälde und bürgerlich-enge Trauerspiel, in welchem uns allerdings nichts Großes begegnete. Ich schlug vor, der Melpomene auf dem Theatervorhange den Dolch zu nehmen und ihr statt desselben ein Thränentuch und eine Menge unbezahlter Rechnungen in die Hand zu geben. Thalia wurde auf eine ähnliche Weise bedacht, wie es die tem-

porelle Beziehung veranlaßte. Wäre ein solches Gemälde zu Stande gekommen, so könnten wir jetzt (1812) es nicht mehr gebrauchen. Jetzt sollte man Melpomenen ein Maaß geben, mit dem sie Jamben und Trimeter und das Publikum abmißt, in wie weit es die ihm zugemuthete Langeweile wird ertragen können. Man könnte sie knien lassen, vor dem Schicksal, welches ihr nichts gewährt als seinen Namen. Möchte doch diese Melpomene, ihren Dolch zu nichts anderem gebrauchen als sich selbst zu erstechen, wenn sie anders noch Kraft dazu hat, da ein asthenisches Fieber sie ohnehin bald wird vollends untergehen lassen.

Es darf hoffentlich nur wenigen Lesern gesagt werden, daß hier nicht von sämmtlichen deutschen Tragödien des neunzehnten Jahrhunderts die Rede ist, sondern nur von den meisten. Die trefflichen sind mir gar wohl bekannt.

Warum schreiben so wenige gut? — Es ist ihnen kein rechter Ernst damit. Sie glauben höchstens, dies und das lasse sich allenfalls sagen, und so sagen sie es denn wirklich und lassen es drucken. Doch nur der schreibt gut, der da weiß, das, was er schreibt, müsse durchaus geschrieben werden, es sey nun für Einen oder für Eine oder für tausend.

Die scheinbar übertriebenste Satire gegen die lahme Prose der Zeit wird oft doch nur als eine Annäherung zu betrachten seyn, indem nicht selten eine einzige Frage, die irgend ein Repräsentant jener Mehrheit an die Dichter, oder an die Poesie und Phantasie selbst ergehen läßt, mit großer Klarheit zeigt, wie wenig jene Satire noch mit dem ganzen Umfang des Ideenkreises der Menge bekannt war. Hier ist es, wo wir oft mit lachendem Schrecken erfahren, wie weit ab jenes satyrische Ideal noch von der Wirklichkeit war. (geschrieben 1808.)

Der gebildete Mensch ruht auf Ideen die die Wurzel seines Daseyns bilden. Wer sie ihm rauben könnte, würde ihm die physische Existenz ohne Zweifel gleichfalls mitnehmen. Oder wo fiele wohl ein Leben hin, das das Centrum verloren? Aber auch das bloße Raubenwollen ist ein bedeutendes Verbrechen zu nennen.

Das Schlimmste bei vielen deutschen Dichtern des 19ten Jahrhunderts ist der Mechanismus in den halbzierlichen Worten, der gänzliche Mangel an eigner Brust und Stimme, an dem, was wir am liebsten: „die tiefen Herzenslaute" nennen.

Wenige spätere Werke unseres unvergeßlichen Schiller scheinen mir so bedeutend, und besitzen für

mich eine so anziehende Kraft, als sein erstes gar häufig beurtheiltes, und von manchen Lehrjungen der Kritik verspottetes Werk: Die Räuber. Es erscheint mir wie ein Riesengrab mit Feuerlilien und Nachtviolen beworfen, — oder wie ein ungeheuerer Tempel, den ein Erdbeben verschlingt; doch bleibt am Ende das tröstende Kreuz: — oder wie ein Scheiterhaufen, in den die Welt selbst hineingeworfen wird, daß sie auflodere, und dem Auge Raum gebe zur Aussicht in eine bessere Welt, — oder wie ein Stück vom jüngsten Tage, an welchem die Hölle fast ganz zu schauen ist, und der Himmel nur geahndet werden mag.

Mit einem Worte: Es ist ein Werk, das, indem es scheinbar aller Regeln zu spotten scheint, der wahren Natur und Kunst viel näher ist, als tausend andere, die sich mit jenen Regeln halbweg abgefunden haben, — ein Werk, das recht wohl charakterisirt wurde durch den Löwen auf dem Titelblatte der ersten Ausgabe von 1781. — Er hebt die Tatzen „gegen die Tyrannen"; nebenbei aber auch... um die gewöhnliche kritische Pfennigswage damit zu zerbrechen.

Die Natur selbst hat die Thränen als ein edles Symbol bezeichnet, indem sie dieselben zum Zeichen des klaren Schmerzes und der klaren Freude machte,

andeutend, daß sich beide in ihren Endpunkten berühren.

Welch eine Beruhigung liegt in den seltnen Thränen des Frommen! Nicht genügend spricht sie das Wort aus, so wie auch Worte nicht genügen, da wo edle Menschen weinen.

Es ist erlaubt zu erröthen bei dem Gedanken an die, so vor solchen Momenten erröthen könnten.

Klopstock, Göthe, Herder, Hamann, Jean Paul, Schiller u. s. w. sind bekanntlich sämtlich von hundert und wieder hundert deutschen Recensenten in die Schule genommen und nicht selten derb angefahren worden: wovon man sich am besten überzeugen kann, wenn man die alten heillosen kritischen Journal-Polterkammern bei uns durchstöbert, wobei es allerdings nicht ohne einen wahrhaft gräulichen Eckel abgehen dürfte. Der deutsche Lesepöbel — nie größer als in den Jahren 1760 bis etwa 1800 — stand dann dabei, und hatte seine Ergötzlichkeit daran, wie selbst die größten Genies sich müßten ausschelten lassen, was i h m doch nicht begegne.

Wenn wir erwägen, welch eine ganz besondere Anstrengung des Geistes vonnöthen sey, um in irgend einer Wissenschaft es so weit zu bringen, daß wir auf derselben zu ruhen im Stande sind, wenn wir fer-

ner erwägen, wie unendlich klein die Anzahl derer ist, denen durch künstlerisches Talent oder Genialität im Allgemeinen, ein schnelles aber bleibendes Licht aufgeht, so werden wir nicht genug erstaunen können, über die gewaltig große Schaar von Halbphilosophen, Halbpoeten und Halbgelehrten, die uns wahrhaftig in ihrer besonderen Behaglichkeit und Befriedigtheit, als auserwählte Söhne desjenigen Glücks erscheinen müssen, welches wir durch das Beiwort des „thierischen" deutlich genug bezeichnet zu haben glauben. Mit welcher Freude blickt ein solcher Mann auf sich selber, wenn es ihm gelungen ist, mit zwei bis drey Kantischen Ideen die Lüneburger Haide seines eigenen Ich an einzelnen Stellen zu befeuchten, oder (in einer anderen Metapher) seine eigenen farblosen Ascher-Mittwochs-Gedanken damit zu illuminiren. Wie manchen Lorbeerbaum setzt sich nicht ein zweiter auf die Stirn, wenn ihm gelungen ist, einige Bogen Oktaven mit erträglichem Glück in das Deutsche zu vertiren, oder gar ein Trauerspiel in halbweg Schillerscher Form auf die Messe; nicht auf die Bühne, selbst **nicht** auf die wie sie seyn **sollte**, zu liefern. Den dritten macht oft schon das Bewußtseyn hinlänglich glücklich, daß er die Hälfte der griechischen und lateinischen Autoren, selbst ohne Lexikon, erträglich weglesen könne, und bei schweren Construktionen nicht als ein Fremdling erscheine, sondern

eine gute Uebung mitbringe, bei der ihm vor einem Examen nicht bang zu seyn braucht.

Alle diese Menschen sind zur Genüge geschildert worden in Göthe's Faust, und zwar in der Person des Famulus, dem sein Herr die schweren Worte nachsendet:

Wie doch dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt;
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er — Regenwürmer findet.

Verwundet werden kann selbst das Herz des Tapfersten, recht sehr tief verwundet werden, und hätte ihm auch die Weisheit selbst einen wohlgediegenen Achillesschild geliehen. Nur bleibe es nicht wund, wie wir jetzt (wir dürfen uns der trüben Wahrheit nicht weigern) viele tausende erblicken, die, matte Seufzer matt hinhauchend, in einem ewigen Halbsterben begriffen sind.

Es erhebe sich das Herz nur wieder zu dem reinen stillkräftigen Glauben an den ewigen lebendigen Gott des Christenthums, und es wird bald von neuem stark werden.

Eine Theodicee sollte wohl nicht in Epigrammen geschrieben werden, am wenigsten wenn diese sich wie dänische Handschuh auch umkehren lassen. Wir ha-

ben ein Werk, das nicht jene Aufschrift führt; dennoch aber für eine Theodicee erklärt worden ist, wobei mir wohl jene dänischen Handschuhe einfallen, und einfallen dürfen.

Es gab eine Zeit, wo mehrere recht berühmte Leute leider auch in Deutschland, darauf ausgiengen, dem Erlöser seine Göttlichkeit zu nehmen, wobei einige derselben sogar nicht übel Lust hatten, mit ihm eben so zu verfahren, wie Claudius mit Hamlets Vater, der bekanntlich wirklich um seine Krone gebracht wurde. Da sich aber zum Glück die Sonne nicht in einigen Dintenfässern ertränken läßt, so ist das heillose Unternehmen Gottlob nicht gelungen.

Andere, die die Sache auf die höchste Spitze trieben, gleichsam um zu sehen was wohl zuletzt daraus werden würde, leugneten am Ende gar alle positive Religion, um die sogenannte natürliche oder negative auf den Thron zu heben, wobei ihnen aber selbst mitunter sehr übel zu Muthe geworden zu seyn scheint, indem sich die dünne Luft nicht wohl gestalten und setzen läßt.

Dabei vergaß man aber nicht auf das Christenthum noch einige jammervolle Seitenblicke zu werfen, ja wir haben sogar eine berühmte Schilderung desselben, als sey dasselbe höchstens die Religion der tugendhaften Schwermuth; mitunter sogar vollendete

Melancholie, mit etwas übellaunigem wehmüthigem Stolz verbunden. Zum Ueberflusse ist jenem schwermüthigen Christen noch zur Seite gestellt: die geschwätzige Mittelmäßigkeit, die kalte und doch aufgedunsene Grausamkeit, und im Hintergrunde die gutmüthige Einfältigkeit, die nicht einmal denken will.

Zum Glück ist all dergleichen in unserm jetzigen herrlichen Jahrhundert (dessen einzelne Mängel wir übrigens nicht verkennen) nicht viel mehr als — verschossenes Pulver, an dessen Knallen wir uns nicht sehr ergötzen können. — Dennoch ist es wohl gethan, sich zuweilen an jene Vergangenheit zu erinnern, damit der Dank zu Gott desto inniger sey.

Unter so manchen geistvollen Redensarten, an welchen die deutsche Sprache durch sich selbst so reich ist, hat mir immer ganz besonders gefallen: „Sich finden in etwas." Findet der Mensch nur sich, so hat er alles, und das etwas, worin er sich findet, kann ihm keinen sonderlichen Kummer verursachen, eben weil er gefunden hat das Höhere: Sich.

Es kann betrüben, wenn wir bemerken, daß der entschieden Liebenswürdige nicht geliebt wird, doch werden wir einräumen müssen, daß wenigstens er selbst in Beziehung auf sich selbst keines Trostes bedürfen wird, indem das entschlossene Verlangen ge-

liebt zu werden, schon gegen wahrhafte Liebenswürdigkeit verstoßen würde.

So könnte man allerdings mit großem Schein des Rechts sich vernehmen lassen; doch dürfte dann irgend ein herzlich Leidender erwiedern: Mein guter Freund, mit dergleichen Sentenzen wirst du die leidende Natur nicht beschwichtigen; und wenn auch beschwichtigen — doch beruhigen nicht und versöhnen.

Es giebt einen ätherischen Ernst, der nicht verwechselt werden darf mit dem reinwissenschaftlichen.

Es ist ein sehr übles Ding, wenn es mit einem Schriftsteller so weit kommt, daß sich alles ihm zu etwas Darstellbarem oder nicht Darstellbarem bildet. Wir sollen leben um zu leben; nicht aber leben, um über das Leben zu reden und zu schreiben. Lebe du nur recht im Leben; das Reden und das Schreiben wird dem edlen Streben dann auch schon kommen.

Gehe du auf dem Lebenssoccus oder auf dem Lebenscothurn; überall entscheidet der sittliche Anstand.

Wage nur zu seyn und du bist.

Wie schön du sonst flüstertest, Quelle, sagte der einsame Dichter, du schleichst jetzt matt und trübe. Wie anders sonst!

„Es war zu der Zeit, als du liebtest, und mich liebtest.“

Christus unterscheidet sehr genau zwischen dem was zu den Alten gesagt worden ist, und dem was er selbst zu sagen sich berufen fühlt. Das erste beabsichtigt nur: das Thier in uns an Ketten zu legen, oder, so Gott will, zu ertödten, das zweite ruft den Gott in uns hervor, und giebt ihm Raum, den Menschen zu erheben und zu beseligen.

Manche Prediger finden es indessen weit bequemer, über das zu reden, was zu den Alten gesagt worden ist, ruhig überzeugt, es werde sich sodann auch wohl mit dem geben, was Christus gesagt hat. Sicheren Nachrichten zufolge giebt es sich aber eben nicht.

Seit dem Jahre 1789 ist vielleicht die Hälfte der deutschen Freundschaften durch Differenzen in der politischen Ansicht getrennt worden. Die Wahrheit, die dieses kurze Wort ausspricht, ist so unsäglich traurig, daß selbst der Leichtsinn sie durch keinen Scherz verhüllen könnte. Noch täglich reißt sich um deswillen der Freund vom Freunde los, steht dann wohl noch eine Weile als matter Halbfreund da, und geht

zuletzt ganz hinweg, ohne auch nur ein ehrliches Lebewohl zu sagen, das man ja selbst dem scheidenden Feinde nicht vorenthalten sollte.

Wir lieben das Leben oft dann am meisten, wenn es uns nicht zu lieben scheint. Dann erst wird unsere Liebe rührend, naiv und erbaulich.

Der dummste Vorwurf gegen den Witz der sinnigen Deutschen und Britten ist, „er sey weit hergeholt", wodurch man also das Naheliegende als vortrefflich anzuerkennen scheint. Aber man ist nicht einmal folgerecht in dem Irrthum, indem man auch wieder tadelnd sagt, es sey „nicht weit her", so daß also der erste Vorwurf keinesweges in ein reines, sondern in ein unreines Nichts zerfällt.

Erhaben, groß, tief und bedeutend ist mancher Römer gewesen, doch stets einseitig und nie anmuthig, nie zur vollendeten Freiheit gelangt, nie liebenswürdig. Selbst der heitere Leichtsinn mislang ihnen immer, da zu dessen Behauptung eine Gattung von Genialität erfordert wird, die ihnen fremd blieb. Ein römischer Alcibiades würde als lebendiger „Widerspruch im Beiwort" zu betrachten seyn.

Auf die Romantik hat sich vielleicht nur Ein Römer gelegt, und zwar — Nero. Doch leider mit so

schlechtem Glücke, daß er es nur bis zur Sünde Tollheit und Gräulichkeit brachte.

Zu den beziehungsreich wichtigsten historischen Charakteren, deren Beurtheilung mit ganz besonderen Schwierigkeiten verbunden ist, gehört vorzüglich Lucius Annäus Seneca; und wenige Männer der alten Welt haben so verschiedenartige Urtheile über sich ergehen lassen müssen, als er. Xiphilin erzählt, er habe in einem zuchtlosen, verbrecherischen Verhältnisse zur Agrippina gelebt, und stets gerade das Gegentheil gethan, von dem was er in seinen Schriften als wahr und sittlich gepriesen habe. Er habe geschrieben gegen die Tyrannei, und sey dennoch der Lehrer eines Tyrannen gewesen, er habe gescholten auf diejenigen, welche ihren Ehrgeitz setzen in den vertrauten Umgang mit Fürsten, und er selbst habe jenes Vergnügen nur zu sehr genossen, und sey fast niemals von dem Pallaste weggekommen. Er habe auf die Heuchler gescholten, und dennoch Königinnen und Freigelassenen Lobreden verfertigt.

Hier wollen wir auf unsere eigene Rechnung noch hinzusetzen: Er verfaßte die Leichenrede auf den Claudius, welche Nero halten mußte, in welcher er jenem stumpfsinnigen, in schlaffer Dummheit fast ertrunkenen Manne einen ausgezeichneten Verstand und kostbare Talente beilegte, so daß bei solchen Redensar-

ten selbst die ernsthaftesten unter den Vätern sich des Lachens nicht erwehren konnten; und eben er schrieb bald darauf jene bekannte lustige Satire auf denselben: „Die Verwandelung des Claudius in einen Kürbis", so daß er also aus Einem Munde, und fast zu derselben Zeit kalt und warm blies. Xiphilin fährt fort, Seneca habe stets auf die Reichen geschmäht und den Reichthum selbst zu verachten affectirt und habe dennoch ter millies sestertiûm besessen, welches, (nach Lipsius Rechnung) 7500000 Thaler beträgt, er habe nicht müde werden können, auf den Luxus und den überflüssigen Reichthum zu schelten, und die Frugalität und Mäßigkeit zu rühmen, und dennoch selbst unter andern 500 Tafeln von Cedernholz mit Gestellen von Elfenbein besessen. — Das Empörendste aber von Allem ist ohne Zweifel, daß er den Seneca beschuldigt, er habe den Nero selbst zum Muttermorde aufgefordert und ermuntert, „damit er nur desto schneller bei Göttern und Menschen sollte verloren seyn" und gestürzt werden.

Es ist ein Glück daß Dio Cassius und Xiphilin ihren wüthenden Haß gegen S. so deutlich aussprechen, daß wir schon um deswillen gar nicht vermögen ihnen zu glauben. Nur Tacitus hat den Seneca mit vollendeter Klarheit aufgegriffen, und ihm allein bin ich in meiner Biographie des Nero *) gefolgt. —

---

*) Sie erschien zu Leipzig 1810.

Das Ergebniß über Seneca wäre etwa Folgendes: In seiner Seele war völlige Klarheit, und gern hätte er auch sein Leben zu einem Spiegel seines Denkens gemacht. Manche Jahre seines Lebens bilden auch wirklich fast einen solchen Spiegel; in anderen faßte ihn eine trübe Verzagtheit, und er gab das Leben als Kunstwerk auf. Der grelle Gegensatz der Wirklichkeit und Wahrheit verletzte ihn endlich so sehr, daß er ihn schon um deswillen, weil er zu tief verletzt war, nicht zu lösen vermochte. Er glaubt und erkennt die objektive Wahrheit; aber er selbst vermag die Tugend, die er so rein erkennt, nicht durch sich selbst zu repräsentiren, so wie etwa Thrasea Pätus es vermochte. So sind denn manche seiner Schriften fast wie geistreiche Testamente oder wie Bußpredigten zu betrachten, in denen er sich selbst mitstraft; der von ihm erkannten Wahrheit aber nichts vergiebt.

Nur sein Tod ist ein vollendetes Kunstwerk, und er hat in demselben alle seine Kraft zusammen genommen, um doch endlich auch einmal die Idee und Erscheinung (seiner selbst) in Eintracht zubringen. Sein Tod ist allein sein wahrhaftiges Leben.

Die Franzosen nehmen die Armuth, wie nicht selten im Leben, so noch häufiger in Schriften, mit lustiger Leichtfertigkeit, und als die Mutter der List.

Für das Lustspiel, das nun einmal das Herz nicht berühren soll, mag jene Weise recht gut seyn; wenigstens ist sie besser, als die philisterhafte Reinlichkeit, pathetisch-seichte Schwerfälligkeit, und Würdevergessende Weichlichkeit, mit der die Armuth in so manchen Familiengemälden geschildert wird.

Wenn wir aber jene altfranzösische Weise besser nannten als das ganz Klägliche, so ist sie darum noch lange nicht schön. Das ist nur jene poetisch tiefe, großartig humoristische Weise, wie unser Friedrich Richter die Armuth dargestellt hat in seinem „Siebenkäs" und den „Flegeljahren", Werken, an denen gewissermassen der ganze geniale Theil der Nation mitgearbeitet hat.

Ihr glaubt gewiß nicht, daß man einen vom Blitz entzündeten Tempel durch hineingeworfene Schneebälle retten könne; und doch scheint ihr es zu glauben, wenn ihr auf die gewöhnliche Weise — trösten wollt.

Friedrich Richter sagt mit Recht, das beste Schönheitswasser für ein Mädchen sey ein Dichter. Ein noch unendlich reicheres Schönheitswasser für den Mann, der denn doch auch desselben mehr bedarf, ist des Mädchens Liebe wie vielleicht die Hälfte des Geschlechts, das wir so wahr, das schöne nennen

liebt. Es ist eine Liebe, die in der That einen Zauberspiegel mitbringt, in welchem alle Unarten des Geliebten, ja selbst einige mäßige Ruchlosigkeiten desselben als Aeusserungen einer interessanten Kraftfülle und Genialität erscheinen. Selbst um die Sünden desselben, wenn sie nur nicht vollendet unpoetisch sind, webt sie einen romantischen Duft, und deckt sie zu mit dem Purpurmantel der Phantasie. Ist vollends dem Sünder selbst eine mächtige Phantasie gegeben, so trägt er das Mädchen leicht auf ihren Flügeln mit davon, und es wird ihm nicht schwer selbst am hellen lichten Tage den Lügengeist vor ihr erscheinen zu lassen, der den Frevel heilig spricht und die gediegene Tugend und Ordnung für matte Prosa frech erklärt.

Alles dieses ist gar leicht zu begreifen, und der Romandichter hat sehr recht, der ein solches Verhältniß darstellt. Kann aber auch ein Mädchen Liebe fühlen für einen durchaus leeren Mann? Reicht auch hier die Zauberkraft der Liebe hin, aus einem farblosen Garnichts, oder einem nebelgrauen Halbnichts ein Etwas zu machen? Man darf unbedenklich bei manchen Fällen mit ja antworten, obwohl es eben nicht erfreulich ist, die Sache anzuerkennen, denn die reine Leere sollte billig nie geliebt werden können, da selbst ein Wunder die Nullität nicht steigern darf. Dennoch müssen wir, da die Erfahrung

es bestätigt, selbst an diese Superfoetation des Wunders und an die Ueberallmacht der Liebe glauben.

Man vergesse bei diesem Fragmente nicht, daß nur von der Einen Hälfte des verehrten Geschlechts gesprochen worden ist, und daß eben dies eine andere Hälfte voraussetzt, die über jede Täuschung in der Liebe erhaben, nur dem Reinen und Edeln ihre Liebe schenkt.

Und dann: Selbst bei jener andern Hälfte — ist nicht jede Kraft und jedes Talent der Liebe anerkennenswerth, und in sich, und als solches achtbar? Und bedarf es wohl der Frage, wen wir am meisten tadeln; den Täuschenden oder die Getäuschte?

Ihr, die ihr auf weibliche Gemüther lehrend einzuwirken vermögt, macht sie nur recht stolz in der Liebe, und seyd nicht zu sehr besorgt, daß ihr eine Turandot erziehen werdet. Eine solche ist seltener als ihr fürchtet, und verräth sich bald genug, um einen andern Weg mit ihr einzuschlagen.

Kann denn der gebildete und edle Mensch nicht seyn wie die Sonnenstrahlen, die unverletzt und ohne den Glanz einzubüßen, über die feuchte Erde mit allen ihren Sümpfen hinübergehen? — Er kann es und thut es.

In dem Roman Honorie von Wilhelmine Wilmar regt ein sehr anziehender, kraftreicher, und sanfter Geist die Flügel; und man wird in diesem Flug ein frommes Gebet um Poesie vernehmen. — Möge die Musik der Phantasie sich immer mehr mit ruhig-klarer und tief-beruhigender Anschauung, von der sich schon jetzt die deutlichsten Spuren zeigen, auch in der gesicherten Darstellung vereinigen. Ein so edles Streben, wie das ihrige, darf die erfreulichste Erfüllung hoffen.

Die Politik, und die Polemik gegen die Nichtpolitiker und die misverstehenden Staatskünstler und Sophisten machte den Aristophanes zum Dichter. Sobald er aufhört zu polemisiren schwindet auch ein großer Theil seines Witzes und ich gestehe gern daß ich z. B. seinen Plutus nur für ein kalt verständiges Stück halte. Seine Politik erklärt und vielleicht entschuldigt sie auch die Ungezogenheit vieler seiner Scherze, denn dem Politiker mußten allerdings die herrlichen nicht sehr feinen Sieger bei Marathon erfreulicher seyn, als die haarscharf gebildeten schönschwatzenden Athener zu Socrates Zeiten, und, indem er jene kräftig-witzlose Periode, gegen die damalige beschaulich-witzig-müssige in Schutz nimmt, entsteht eben jene Fülle von Witz und Parodie, um dessentwillen wir ihn noch jetzt so anziehend und wichtig finden.

Unserm deutschen Dichter Ludwig Tieck scheint etwas Aehnliches begegnet zu seyn, indem auch ihn die Polemik oft zur Poesie geführt hat. Sobald die Aufklärung, die Mehrheit der Familiengemälde, manche sonst gerühmte seichte Romanschreiber, die unnatürliche Unternatur-Poesie, zum Theil durch sich selbst gefallen und zum Scherz geworden waren, hatte auch sein Scherzen lange Zeit ein Ende. Zum Glücke war indeß die Polemik nicht der einzige Genius seiner Poesie, und in mannigfacher Farbenpracht blühend steht er im Phantasus da.

Das höchste Opfer was die Liebe und die Freundschaft bringen kann ist nicht das Leben sondern die Ueberzeugung.

Das schönste Geschenk, das man uns zu Theil werden lassen kann, ist ein unbedingtes Vertrauen, das nicht erst hintennach, sondern von vorn herein kommt, ehe man noch an das Erringen denken konnte.

Wer sich selbst überwinden kann zeigt Kraft des Charakters; wer der Selbstüberwindung nicht bedarf, Schönheit des Gemüths. Indessen ist vor dem Tode niemand glückselig und niemand sicher, darum waffne sich die Schönheit stets mit Kraft.

Einseitig ernsthaft und grämlich zu seyn ist vielleicht unter allen üblen Dingen — das Leichteste. Doch schon um deswillen sollte es der stolze Mann nicht seyn, der ja stets das zu Leichte gern verschmäht. Die meisten feierlichen und in der Feierlichkeit nichtssagenden Gesichter werden aus bloßer Bequemlichkeit gemacht; zu einem angenehmen scherzhaften gehört schon ein wenig edle Kunst; nur arte diese nie in Künstlichkeit aus.

Die meisten Deutschen fangen, wenn sie erzählen, nicht etwa vom Ei an, sondern von der Henne, die es gelegt. Am Schlusse pflegen sie sich noch zu entschuldigen, daß sie sich so kurz gefaßt haben, und versprechen demnächst bessere Ausführlichkeit.

Wenn die Musik in sich selbst die ätherischste und frömmste aller Künste ist, so kann sie auch am leichtesten misbraucht werden. Sie wird misbraucht, wenn sie zur bloßen Erhohlung, oder sogenannten Aus- und Abspannung, oder gar zum Amüsement dienen soll. — Was die possirlichen Sprünge eines Affen allenfalls vermöchten, dazu soll der Genius nicht in Anspruch genommen werden. — Sie wird ferner gräßlich misbraucht, wenn sie als Surrogat der mangelnden geistigen Unterhaltung, als Verhüllung des Nichtdenkenkönnens, oder überhaupt der

tönenden Eitelkeit dienen muß. — Das sind einfache Worte; die ich aber mit leuchtend hochrothen Buchstaben möchte drucken lassen, um denen eine Schamröthe abzugewinnen, die sie also misbrauchen.

Allerdings kann ein solcher Misbrauch selbst dem Sanftesten zuweilen einige Bitterkeit abgewinnen; wehe aber dem, bei dem diese Bitterkeit die Klarheit der Ansicht von der Tonkunst selbst zerrisse, wehe ihm, wenn er die Heilige selbst antasten wollte. Ein solcher würde einer gar langen Reue und Buße bedürfen, ehe er wieder zu Gnaden aufgenommen werden könnte, und auch dann würde ich ihm noch lange rathen, bei Tag und bei Nacht den fünften Akt des Kaufmanns von Venedig zu lesen, um die Stacheln gegen sich selbst zu schärfen durch die dort befindliche Darstellung des grauenvollen Zustandes, in welchem sich ein Mann befindet der „nicht Musik hat in sich selbst, und nicht die Eintracht süßer Töne fühlt."

Denke ich mir vollends, daß auch ein Dichter die Musik hassete, so würde ich ihn erst unendlich bemitleiden, und ihm nur, wenn ich diesen Zoll des Mitleidens redlich abgetragen hätte, den leichten Beweis geben, daß er durchaus kein ächter Dichter seyn könne.

Wem durch das Leben vom Leben etwas verloren gehen kann, der hat es nie gekannt.

Wenn auch der Schmerz selbst nicht immer redet, so läßt sich doch über ihn reden, und er ist zu schildern, reich, farbig, tönend, und wie des Dichters Geist will. Aber die Freude ist still und demüthig, und wenn sie so ist, vermag der Dichter auch nur sie also a zudeuten. So kennen wir alle den unendlichen Reichthum an Farbe, mit dem Siebenkäsens Leiden mehrere Theile hindurch gehen; aber als sie vorüber sind, wird dies nur angedeutet, und dann geschwiegen.

Wir wissen alle, daß Dante's Himmelreich seiner Hölle weit nachsteht, und wir dürfen uns nicht darüber wundern. Die Hölle setzt einen Himmel voraus, aber eben weil sie ihn voraussetzt, so wird jede Schilderung ungenügend bleiben. Doch nur die durch Worte, keinesweges die durch Töne, und es ist der Musik möglich, ihn ahnden zu lassen, so wie ja auch die Musik als eine Beschäftigung der Seligen gedacht wird.

Die Freude, als das reinste Geistige kann oft nur durch Musik be eichnet werden, und der Dichter nimmt gern seine Zuflucht zu ihr, wenn die Geisterwelt überhaupt sich öffnen soll. Shakspears Geistererscheinungen gehen fast immer Töne voraus, die uns bereiten und einweihen sollen.

Welch eine tiefsinnig-einfältige Weisheit liegt in dem Spruche unsrer Ahnen, den sie so gern an ihre

Häuser schrieben, damit sie sich täglich beim Ein- und Ausgang daran erinnern möchten:

„An Gottes Segen ist alles gelegen.“

Kennen wir nicht die Früchte, die wir erndteten, als wir des Spruches einst vergaßen? und die, so uns erfreuten, als wir wieder demüthig zu ihm zurückkehrten? So nur sind wir genesen zur Kraft und zum Stolz, zum Glück und zur Wahrheit. Wir versanken in Gott, und fanden ihn und fanden uns.

Könnten doch die Menschen alle nur beten, wie viel besser würde es um sie stehen. Ach, die stehen wohl gar nicht, die nicht beten können. — Du guter Philipp Jacob Spener, du schon hienieden Seliger im Gebet, bete, daß wir alle beten lernen.

Es giebt schauerliche Augenblicke im Leben, denen nur durch religiöse Kraft und Gebet zu begegnen ist. Z. B. wenn ein alter, längst eingesargter Schmerz den moosigen Leichenstein wieder durchbricht, und seine ungeheuren nur verjährten Rechte furchtbar wieder geltend macht, und an unser Herz mit Fäusten schlägt. Oder wenn ein alter, grau gewordner Todfeind, der auf ewig von uns hinweggekommen zu seyn schien, wieder munter zu uns tritt, während wir im hell erleuchteten Saale bei schöner Musik und freundlichen Freundesgesichtern so recht von

Herzen froh waren. Oder wenn ein unendlich geliebter Freund uns mit einemmale durchaus hart und kalt und grell vorkommt, so daß eine böse Stimme klagend durch unser Herz geht. „Ach so war doch alles nur ein Irrthum, und wo ist nun Wahrheit? Ist auch wohl eine?"

O du geliebter Leser, der du mich vielleicht nur zu sehr verstehst, laß uns, wenn solche Augenblicke zu uns treten, ja recht muthig gegenkämpfen, und da die Menschenkraft nimmer ausreicht, so laß uns dann flüchten zur unendlichen Gnade Gottes, die uns sehr nahe ist in dem Augenblicke des entsetzlichsten Schmerzes, wenn wir nur recht innig und demüthig muthig vertrauend zu ihm flehen.

Dem rohen Auge erscheint in der Welt nur Körper und wieder Körper, und er hält für Wissenschaft, diese in Klassen theilen zu können. Nur der Dichter, d. h. der reine, fromme, dichterische Mensch vermag den Geist der Erscheinungen zu beschwören, daß er ihm stehe und rede.

In vielen alten europäischen und asiatischen Geschichten und Mährchen hat der Vater drei Söhne oder drei Töchter und immer ist es das jüngste Kind, welches die wichtigere Rolle spielt, und liebenswürdiger und geistreicher erscheint als die andern.

Auch sorgt der Dichter dafür, daß die ältern jederzeit den jüngeren Bruder oder die jüngere Schwester unterdrücken, damit dessen Kraft und Anmuth sich desto entschiedener zeigen möge.

Man könnte sagen, es liege in dieser Ansicht eine Spur vom Angel-Sächsischen Feudalismus, der auch bis auf den heutigen Tag noch in England sich erhalten hat, und der Dichter suche für das jüngste Kind, dem die Gesetze das äußere Besitzthum rauben, die innere Größe zu vindiciren, oder in der idealen Welt die Güter anzuweisen, die ihm in der realen verwehrt werden, und allerdings mag eine solche Ansicht mitgewirkt haben. Sollte aber nicht dennoch eine noch tiefere Idee zum Grunde liegen, eine Idee, die bei ihrer Tiefe auch fast zu zart ist, um ausgesprochen zu werden? — Aber eben deshalb ist gerade die Fabel ihre „Heimathwelt."

Die Tyrannei des Tiberius war eine gebildet-prosaische, klüglichkalte, mit sich selbst zufriedene; doch scheuend das Wort des Fremden, der sie ausspräche oder andeutete. Späterhin verließ er den Weg der Klugheit und gedieh zu jener unreinen Gräßlichkeit und abstrusen Widerlichkeit, die das schlechthin unpoetische Laster bezeichnet: in sich selbst verwesend, und in der Verwesung erstarrend.

Im C. Caligula findet sich das freche Gelüst, das Laster und die Tyrannei mit einer gewissen Hyper-

genialität und Unbefangenheit zu vereinigen. So erzählt Suetonius, daß er die Schriften des Titus Labienus, Cremutius Cordus und Cassius Severus, welche durch frühere Senatsbeschlüsse unter Tiber unterdrückt worden waren, wiederherstellen lassen, und erlaubt habe, sie zu besitzen und zu lesen: gleichsam als wäre ihm ganz besonders daran gelegen, daß jegliche Thaten der Nachwelt verkündet würden. Man weiß indessen, wohin endlich jene Unbefangenheit im Sündigen gedieh, und wie zuletzt eine sehr befangene Wuth und Raserei die verhöhnte Tugend an ihm rächte.

Neros Streben — gleichviel ob bewußt oder bewußtlos, ausgesprochen oder nicht — ging offenbar dahin, die Tyrannei, und die frevelhafte Willkühr zur Poesie zu erheben, und die Sünde mit dem Purpurgewebe der Romantik zu umhüllen. Er endete mit entschiedenem Wahnsinn, denn was er erreichen wollte, ist in sich selbst wahnsinnig.

Manche Männer, roh und ohne gesellige Bildung, spielen mitunter die Rolle eines umgekehrten Pygmalion, und verwandeln, wenigstens für Augenblicke, sehr liebenswürdige und lebendige Galatheen in Stein.

Honig trinken möge Psyche, doch ihre Flügel nicht in ihm baden wollen; sonst werden sie schwer,

und — wir dürfen das häßliche Wort nicht vermeiden, weil auch die Sache häßlich ist — klebrig.

Zu glücklich und doch nicht genügend glücklich. Zu etwas Höherem bringen es die meisten, auch sehr gebildete und vortreffliche alte Jungfrauen und Gesellen nicht. — Wie sie es zu etwas Höherm bringen: darüber darf dies kleine Fragment schweigen.

Der betrübteste aller Zustände im Leben ist der, wenn man nicht weiß, welchen Göttern man dienen soll; und dennoch giebt es wohl nur wenige Menschen, die nicht einmal (wenn auch nur auf Eine Stunde) den schmerzlichen Zustand jenes Nichtwissens haben erleben müssen.

Bei dem gemeinen Menschen ist der Schmerz darüber am gelindesten, und er endet gewöhnlich bald damit, daß er überhaupt aufhört an Lebens-Götter zu glauben und sich ihm alles auflöst zu widrig flacher Allgemeinheit.

Der schlechte Mensch, ohnehin stets geneigt, dem Unsittlichen die Farbe des Positiven zu geben, um sich selbst nicht verächtlich zu werden, entthront nicht so bald die Götter, als auch schon das freche Gelüst in ihm aufsteigt, dem Teufel selbst die verwaisete Stätte in seinem Innern einzuräumen. Denn die-

nen einer Idee muß nun einmal der Mensch, der nicht Thier ist. Wer den Tacitus mit der gebührenden, d. h. vollendeten Aufmerksamkeit gelesen, wird nicht abläugnen können, daß im Tiberius ganz besonders aber im Nero ein solches gewaltsames Vergötternwollen des Teufels gewaltet habe. Wer an innerm Unfrieden leidet, und ihn bannen zu können aufgegeben hat, sucht wenigstens Linderung für seinen Zustand durch die Sanktionirung desselben. Hat er die Macht dazu, so thut er dies öffentlich, und Wenige haben diesen traurigen Triumph in so hohem Grade erlebt, als jene beiden Imperatoren.

Die reine Philosophie hat zwei Fragen zu beantworten, Bewußtseyn und Welt; die praktische: „Woher?" und „wohin?" Ueber die göttlichen Dinge erfahren wir nur das Entscheidende, wenn wir Christum erfahren und erleben.

Wahrhaft urtheilen über den Dichter kann nur der dichterisch gesinnte Mensch, und die edlen nnd anmuthigen Frauen und Jungfrauen.

Habt ihr Fanny Tarnow gelesen? Wohl nur Wenige von euch, sonst würden alle Bessern der edlen Schriftstellern, die sich klar und tief, stark und milde zeigt, mit Innigkeit entgegengehen. Sie ist

eine wahrhaft christlich deutsche Schriftstellerin, die wohl nicht ohne vorangegangene tiefe Leiden, nicht ohne Blut und Thränen den milden Regenbogen erschaut hat, den sie nun sogar darstellen kann.

Möge der zarte Geist sich nie verwunden an den scharfen Spitzen des Lebens, und möge es ihr milde seyn, wie ihre Ansicht.

Man hat von jeher die Unpartheilichkeit gewisser Dichter, in der Darstellung ihrer Personen im Drama und Roman anerkannt und bewundert. Uns dünkt indessen, man habe bei allem guten Willen, ihnen in dieser Hinsicht noch nicht genug gethan, denn wir finden zuweilen jene Unpartheilichkeit bis zu einer Spitze hinaufgetrieben, vor der vielleicht manche nicht gerade zu zarte Naturen ein wenig schaudern könnten. Es ist einem überaus gebildeten und vielseitigen Künstler, als solchem völlig einerlei, was und wen er gerade zu schildern hat, ob einen milden Sommerabend, an welchem den Menschen das ganze Gemüth sich selig aufschließt, oder einen Novembernachmittag, an welchem die vielleicht nicht sehr erfreuliche Gesellschaft sich zu früh einstellte, so daß wenig Hoffnung bleibt, es werde die Conversation bis zum späten Abend sich in gutem Zuge erhalten. Es verschlägt ihm nichts, für die officiöse Sedulität eines Cajus die ganze Kraft seiner Farbengebung hinzulei-

hen, so daß sich — hoffen läßt, er werde, wenn er einmal (Gott geb' es) an die Zeichnung eines wahrhaft großen und entschieden göttlichen Charakters, z. B. der Apostel Johannes und Paulus gehen müßte, eine ähnliche Aufforderung an seine Kraft ergehen lassen. Ob nicht eine solche unsäglich reinpoetische Unpartheilichkeit die Partheilichkeit mancher Leser erregen dürfte: diese Frage gehört nur in sofern hieher, als eben durch sie die Vollständigkeit der ersten an den Tag kommt.

Stolz ist gewöhnlich nur wer einen Flügel frei hat. Das Geräusch, was er macht, macht eigentlich der andere Flügel, der noch in der Scheide steckt.

Lasset uns beide Flügel harmonisch bewegen: ihr Rauschen ist der eigentliche Rhythmus. Kein Zickzack, selten auch nur die Progression einer Linie, sondern kreisförmig; nur nicht eng. Dann aber lasset uns auch noch das Letzte ja nicht vergessen: diese harmonisch bewegten Flügel, so oft als möglich, gelassen und behaglich zu sonnen.

Es ist thöricht, Mädchen einen Vorwurf der Geistesbeschränktheit zu machen, wenn sie sich vor gewissen richtigen aber männlich strengen Urtheilen scheuen, weil sie sich überhaupt manches an sich ganz

Rechte dennoch zu denken verbieten. Manch edles Mädchen vermag nicht, den Groß-Vezier, wär er auch ein Wüthrich, zu tadeln, wenn sie in der Türkei lebt; noch viel weniger ihren Beichtvater, dem sie stets einen Lilienstengel in die Hand giebt, sollte der Mann auch nur Hahnenfuß in der Hand halten.

Silvain schrieb ein Buch über das Erhabene, in welchem er sich bemühts den Longin zu widerlegen, wobei mitunter wohl gar die Absicht deutlich wird denselben gänzlich herabzusetzen und zu vernichten. Nachdem er es damit auf alle Weise versucht hat, giebt er endlich, um den alten Griechen vollends in die Flucht zu schlagen, folgende selbsteigene Erklärung von dem Erhabenen: Le sublime est un discours d'un tour extraordinaire, qui par les plus nobles images et par les plus grands sentiments, dont il fait sentir toute la noblesse par ce tour même d'expression, éleve l'ame au dessus, de ses idées ordinaires de grandeur, et qui la portant tout à coup avec admiration à ce qu'il y a de plus elevé dans la nature, la ravit et lui donne une haute idée d'elle même. Es läßt sich dabei nichts weiter sagen, als daß dergleichen überschwengliche, oder vielmehr unterkriechliche, erhitzte Abgeschmacktheiten gar wohl verdienen, in den Annalen der europäischen Literatur aufbewahrt zu werden, indem kein menschlicher Verstand und keine noch so gewandte Ironie

sie zum Scherz besser erfinden kann als sie hier in vollem Ernst vorgetragen worden sind.

In den Tiefsinn der deutschen Sprache sich zu vertiefen, ist eine der erfreulichsten Beschäftigungen. Von Millionen Beispielen eins: „das Sehnen" und die „Sehnsucht" „sich sehnen" und „sehnsüchtig seyn" — sich nach dem Sehnen sehnen, daher sehnsüchtig. In der holländischen Sprache heißt die Sehnsucht „Halsreckigkeit." Jene Sprache ist im Ganzen doch auch eine würdige Sprache der Deutschen, ruhig freundlich, naiv, doch mitunter ein wenig.... zu fett.

Es giebt sehr liebenswürdige Alles zum Besten-Kehrer, die man doch ja nicht mit jenen alltäglichen Ja-Sagern verwechseln möge, die zum kernigen Nein zu schwach sind. Bei den erstbezeichneten Tieferen waltet die reine Liebe, die sie zwingt, auch das Irrige und Verkehrte, mit dem Aufgebot alles Scharfsinns, umzuwandeln in bloßes Wort-Mißverständniß, das sich wohl verzeihen läßt. Sich selbst tadeln sie streng; aber gegen andere sind sie mild, und nur dann unglücklich, wenn die Entschuldigung derselben durch diese selbst, ihnen ganz unmöglich gemacht wird.

Was das heiße: „Gemüth", das fühlt man erst dann mit vollendeter Klarheit, wenn es uns begegnet in der Liebe, oder — was fast zu schmerzlich ist, um davon zu reden — wenn wir es vermissen, da wo wir gern lieben möchten. Wir geben dann unser Alles gegen das Viele, welches unendlich weniger ist als das Eine, und doch mit seiner Zerstreutheit sich brüstend, dies als das Einfältige zu verachten wagt.

Aber der gemüthliche Mensch giebt seine Liebe nicht auf, bis er endlich mit dem tiefsten aller tiefen Schmerzen einsieht, daß — die Griechen sehr Unrecht hatten, wenn sie die Arbeit der Danaiden als solche für die höchste Qual der Verdammten hielten. — Jener Gemüthvolle liebte ja das poröse, siebartige, zerlechzte.... Herz, und glaubte es zu füllen, ein Gefühl, das Rhadamanth selbst jenen frevelnden Töchtern nicht zuerkannt hatte.

Es ist ein gutes Zeichen, daß der Antikritiken in den sogenannten gelehrten Blättern immer weniger werden. Der edeln Kritik, die nothwendig auch edelstreng und edelmild ist, soll man nie durch eine Antikritik begegnen wollen; und die schlechte, seichte, und unedle, verdient (einige seltne Fälle der Strafexempel ausgenommen) keine Antwort. — Nehmt nur die Sache mit Klarheit wie sie liegt.

Welche Pseudo-Kritiker begegnen uns zuweilen! Wir finden mitunter eine unendliche Mattigkeit, heillose Plattheit, lächelnde Ruchlosigkeit, kraftlos sich hinhauchende nach Witz strebende Witzlosigkeit, glauben- und liebeleeren Kosmopolitismus, sich brüstende Ausländerei, schamlose Verhöhnung des Edeln und Heiligen, Liebäugelei mit der Halbwollust, dickbehäutete Dummheit, die da stehen bleibt, wo sie etwa vor zwanzig Jahren in irgend einem widrigen Momente stehen geblieben ist, offenbares oder verhülltes Streben wehe zu thun, u. s. w.

Und, ihr Besseren, ihr wolltet diesen Elenden den Triumph lassen, euch wehe thun zu können? Sie, die eigentlich nur Pack und Gesindel sind, und die dem lieben Gott auf ihren Knien danken sollten, daß er aus unendlicher Barmherzigkeit sie noch immer auf zwei gesunden Beinen stehen läßt, sie sollten Einfluß haben können auf die Ruhe und Heiterkeit auch nur von Einer eurer Stunden? Gewöhnt euch nur recht ernstlich daran, solch sündhaftes Wesen christlich-gründlich zu verachten, und die mit demselben behafteten Personen redlich zu bedauern, und es wird dem löblichen Streben am Ende gewiß gelingen.

Nehmt auch dergleichen Kritiken ja nicht zu ernsthaft. Selbst das Scheinleben, das sie etwa haben, dauert selten länger als den Tag, wo sie die Presse verlassen, und oft, ehe ihr euch an dem Zeuge eckelt, hat sich schon der wohlgesinnte Setzer geeckelt

und — vergessen: Und euer Eckel sollte länger dauern, als etwa ein Drittel einer Viertelstunde?

Noch einmal: Nehmt die Sache leichter und scherzhafter. — Die braven Wiener haben, so viel ich weiß, nur Einen Kasperle und Lipperle; ihr könnt, wenn ihr wollt, etwa 500 haben, nämlich gerade so viel deutsche Schriftsteller, das heißt: ein Zwanzigstel der im Meusel verzeichneten. — Könnt Ihr nicht, wenn Euch etwas Schlechtes, Widriges und Verkehrtes in der Literatur aufstößt, es schnell in Euren Gedanken gleichsam auf das Theater heben, und Euch daran erfreuen, wie an etwas mit glücklicher Ironie-Gezeichnetem in einer lustigen Farce? Könnt ihr nicht die Narrheit, Dummheit, und Fadheit wie einen munteren Spaß betrachten, den die Natur freundlich aufführen läßt, um die besseren Menschen, die mitunter etwas zu sehr zum Ernst sich neigen, zum wohlthätigen Lachen zu reizen? —

Oder glaubt Ihr, die Gemeinheit, die, als solche, zur Ruhe gekommen ist, und sich irdisch widerlich wohl befindet, durch ein paar Federzüge oder auch durch ganze antikritische Bücher zu bekehren? Ihr braucht die Frage nur auszusprechen um die Antwort zu haben.

Dennoch soll der edle und zarte Mensch sich nicht ganz dem Schmerze entziehen, den gewisse heillose Erscheinungen in unserer Literatur erregen

wollen. Nur möge er nicht zu lange bei jenem Kummer verweilen, sondern sich tröstend erheben, zu so manchem Herrlichen was ihm die besseren Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber, Kritiker u. s. w., bieten. Er möge nie vergessen, daß tausend vortreffliche Menschen gar nicht drucken lassen, und daß er eben deshalb sie nicht hören; wohl aber ahnden kann und daß das Publikum, als solches, nicht durch einzelne Schreier ausgesprochen wird; sondern, gleich einer edlen Kirche, sich durch ganz andere Worte und Thaten verkündet, als die in der Currentschriftstellerei und Currentkritik gegebenen sind.

Endlich trauet den Deutschen, als solchen, Anlage zu allem Guten und Schönen zu, und ihr werdet nie irren und sehr ruhig seyn.

Ein Tag vergeht nach dem andern. Wann wird es kommen, daß die Zeit einmal nicht vergeht? Nur dann, wann überhaupt keine Zeit mehr ist; denn die Zeit ist allerdings nur zum Vergehen da. Aber wir sollen sie darum nicht tadeln, sondern in dem alten bekannten Ausrufe: „Du liebe Zeit!" eine... recht freundliche Beziehung finden.

Das seltsamste Ereigniß in der deutschen Literatur während des vierten, fünften, und sechsten De-

cenniums des achtzehnten Jahrhunderts scheint mir die Hinneigung so mancher Pseudo-Poeten zum Anakreon, der damals sogar auch manchem bessern Dichter aufgedrungen wurde, bis sich endlich auch manche Bessere, in schwachen Stunden, beschwatzen ließen. Ich möchte aber wohl vermeynen, dieser Anacreon sey ein in Sinnlichkeits-Laxität ertrunkener und in schwächlicher Verliebtheit und schlaffer Halbwollust hintändelnder alter grauer, höchst sündhafter Mann und Dichter. Man könnte, möchte ich gleichfalls vermeynen, dem Höchsten und Herrlichsten was der Himmel der Erde geliehen hat, der Liebe, ordentlich gram werden, wenn solch ein Mensch, der, Gott weiß wie, zu einem poetischen Taufschein gekommen ist, von der Liebe zu reden wagt. — — Einige wenige rühmlich hervorragende Gedichte in den sogenannten Anacreonticis sind mir gar wohl bekannt, und haben gewiß einen andern Anacreon zum Verfasser, als jenen bezeichneten.

Haltet fest an einem persönlichen in sich selbst lebendigen und Leben ausströmenden Gott, denn ein solcher allein kann trösten. Es hat der verfeinerte Atheismus, dann wenn er Pantheismus ist, aber das Wort umgeht, noch den Fehler des Hochmuths, der vollkommen am Ziele zu seyn glaubt, und gelassen herabsieht auf die Thorheit der Gläubigen. Da

aber jede Schuld sich auf Erden rächt, so auch diese, insonderheit dann wenn es an der Zeit ist, die Erde zu verlassen. — Selbst nicht der Glaube an die prästabilirte Harmonie wird uns auf dem Sterbebette trösten können, sondern nur der Glaube an den lebendigen moralischen Weltordner, und an den von ihm gesandten Erlöser.

Die betrübteste Empfindung in einer langwierigen Krankheit, obwohl wir uns sagen dürfen, daß wir sie mit äusserem und innerem Anstande ertragen, besteht darin, daß wir die große Summe von Kraft und Zeit bedauern, welche wir, zum Aufrechtstehen in der Krankheit gebrauchen. Kann aber die Kraft überhaupt wohl besser angewandt werden, als indem wir besiegen was uns besiegen wollte? und was die Zeit betrifft, ist nicht der göttliche Trost vorhanden, daß wir ja die ganze Ewigkeit vor uns haben, die jede Zeit wieder einbringen wird? Dann wird es sich auch noch deutlicher zeigen, was auch hier schon deutlich war, daß jene Zeit, weit entfernt verloren zu seyn, recht eigentlich würdig macht der Ewigkeit.

Ob es wohl überhaupt eine andere wahrhaftige und vollständige Poesie giebt und geben könne als eine rein christliche?

Der eigentliche poetische Antichrist war **Voltaire**, und der einzige Trost bei dem Gedanken an ihn, ist der, daß wir den Mann **gehabt** haben. Er steht freilich noch in Corduan gebunden in manchen Bibliotheken; aber wir wollen der unglücklichen Leiche das glänzende Paradebette gern gönnen.

Es ist nicht seltsam, daß wir uns in diesem Augenblick an den Landvoigt **Wolfenschießen**, und an **Baumgartens** Wort im Wilhelm Tell erinnern: „der schadet nicht mehr, ich hab ihn erschlagen." Dieser Baumgartrn war „ein bescheidner Mann." Deutschland ist noch bescheidner; doch ist Voltaire nur durch Deutschland machtlos geworden, und er war **mehr** als **jener Landvoigt**.

Die größten Leiden des Eiteln sind die, die er sich selbst bereitet. Wenn es ihm nämlich einmal begegnet ist, daß die **bessere** Natur in ihm im Verhältnisse zu irgend einem Menschen, gesiegt hat, und am andern nüchternen Morgen darauf, das einengende böse Princip von neuem erwacht und spricht: Welch' ein Dementi gabst du dir, und wie viel Zeit wirst du brauchen, das wieder gut zu machen. Und so wird denn auch jenes Gute wieder „gut" gemacht (!) durch erneuete und erhöhete.... Schlechtheit.

Was sonst, in weiten Kreisen auseinander gezogen, in Jahrhunderten Platz nahm, das drängt sich jetzt in wenige Jahre; ja, fast möchten wir sagen,

in wenige Monate zusammen.*) Wie Großes aber auch begegnet, wie viel Herrliches auch vollführt seyn möge; nimmer kann, nimmer soll vergessen werden: der 23. August des überreichen Jahres 1813. Es war die erste Schlacht nach dem trüb hingegangenen Waffenstillstande, eine Siegesschlacht, die auch dem durch den Raum entfeenteren Deutschland neuen Muth gab, die lastenden Ketten zu brechen, es war jene Schlacht, die nebst der ihr verwandten bei Dennewitz unser Berlin rettete. Fassen wir jetzt auch nur den letzten Zweck mit Klarheit auf, so erscheint uns jener Tag in einem Glanze, der noch zu den spätesten Enkeln hinüberleuchten wird. Es wurde Berlin gerettet, die Hauptstadt des Preußischen Staates! Versenket euch ganz in diesen Gedanken, damit ihr mit desto innigerer Freude auf den Tag zurückblicken könnt.

Es ist hier nicht die Rede allein von der schönsten Stadt in Deutschland, vielleicht von der schönsten in Europa, es ist die Rede von jenem Orte, den Friedrich Wilhelm der Große und seine edlen Nachfolger zum Strebepfeiler für das wissenschaftliche Deutschland erhob, es ist die Rede von der Hauptstadt des auf der reinsten Idee gegründeten Staates, von dem Mittelpunkt des reinen Lutherthums und der sich aufschwingenden Gemüths-

*) Geschrieben im August 1815.

freiheit, von dem sicheren Asyl jedes kühneren geistigen Strebens, von dem freundlichen Wohnplatz der Ehre und der Bürgertugend. — O, wer das noch niemals gefühlt hatte, der fühlte es doch damals. Denn was war es denn, was wir fürchteten, so oft uns der Gedanke kam, daß doch selbst das herrlichste Heer von stahl gerüsteten Helden einige Meilen weit zurück gedrängt werden kann, wenn eine unendliche Uebermacht ihm entgegen steht? — Fürchteten wir etwa für unsere Schätze? Wir alle haben des Goldes und des Silbers nicht so viel um (auch bei weicherer Gemüthsart) für dessen Erhaltung sonderlich zu fürchten. Der ächte Preuße will gar nicht reich seyn, und was er braucht um das Nothwendige zu erwerben, das führt er überall mit sich und in sich. — Oder fürchten wir für unsere Häuser? Wohl stehen sie zierlich und freundlich da, und es ist erlaubt, sich in ihnen so behaglich zu setzen als möglich; aber unsere Herzen sind nicht so gefesselt an diese äußere Zierlichkeit, daß wir es unerträglich finden sollten, auch in minder zierlichen Wohnungen zu hausen. — Oder fürchteten wir für unser Leben? Wir alle haben ja keine Freude am Leben, sobald nicht Recht und Freiheit in ihm wohnen, und wo würden die hingeflohen seyn, wenn fremde Willkühr damals auch nur Tagelang auf uns eingedrungen wäre? — Wir fürchteten — lasset mich immerhin die Worte gebrauchen, die ihr gewiß gar wohl verstehet — wir fürchteten für

das geistige Berlin, für die Gräber unserer Fürsten, die für die Freiheit des Geistes gelebt haben und gestorben sind, für die Gräber unserer Helden und Kinder. — Das ist es ja eben, was die Preußische Vaterlandsliebe so hoch hebt, daß sie nicht von außen herkommt, sondern in uns wohnt, daß sie uns nicht bequem gemacht wird, sondern Opfer fordert. Streng und ernst sieht die Natur uns schon bei unserer Wiege an; doch oft schon geben sich edle Kraft und edle Armuth über dieser Wiege redlich die Hand Unsre Fluren geben selbst dem strengsten Fleiße oft nur kärgliche Früchte; aber eben weil wir sie mit unserm Schweiße düngen, darum lieben wir sie so sehr: weil wir die Natur bezwungen haben und mehr sind als sie, darum stehen wir mit ihr in so freundlicher Gemeinschaft, und wenn unsere Fichtenwälder uns streng und feierlich zurauschen, so ist uns gerade das erfreulich, und wir denken oder sagen auch wohl: „Wir sind wie ihr seyd, und wir wollen es nicht anders.“ *)

— — — Wir haben es erlebt, was unsre deutsche Literatur für eine Gestalt und Farbe gewann, als sie fast vaterlandslos nach allen vier Himmelsgegenden hinflatterte. — Es ist eine thörichte Fabel,

*) Der Verf. bemerkt hiebei, daß er kein geborner Preuße sey, was indessen durchaus nicht entscheiden kann über sein Urtheil.

daß der Paradiesvogel nur in den Lüften schwebe, und, ohne Füße, die Erde nie berühre. Auf der Erde sicher stehend soll der Mensch die Augen gen Himmel richten; steht er aber nicht fest, so vermag auch sein Blick sich nicht mit Klarheit aufzurichten. Darum soll der Dichter ein Vaterland haben, und dieses Vaterland lieben, weil er ohne diese Liebe kein Dichter seyn kann. Darum aber soll auch diese Liebe auch in Beziehung auf die Poesie stets geltend gemacht werden. Ja wir möchten darin noch weiter gehen, indem wir mit Klarheit einsehen, daß ohne Deutschheit keine deutsche Poesie möglich sey, worüber die Literaturgeschichte manche gräuliche und gräßliche Belege führt.

Hatte also Kato nicht unrecht, wenn er jede Rede, sie mochte auch handeln wovon sie wollte, mit den Worten schloß: „Uebrigens bin ich der Meynung, Karthago müsse zerstört werden," was doch bloß etwas Negatives enthielt, so haben wir nicht bloß nicht Unrecht, sondern vollkommen Recht, wenn wir, so oft uns der Geist treibt, beginnen und enden mit dem innigen Wort: Ehre sey Preußen!

Wenn sich der bedeutende Mensch genau betrachtet, und seinem Gefühl und seinem Ahndungsvermögen Raum gewährt, so wird er finden, daß er gegründet ist auf der Unbegriffenheit und Unbegreiflich-

keit. Er findet in sich, wie in einer ehrwürdigen gothischen Ritterburg, von der die Sage erzählt, ein tiefverborgenes geheimnißvoll verschlossenes Gemach, in welchem Geister hausen, die kein arithmetischer Verstand beschwören und bannen kann oder zur Sprache zu bringen vermag. Doch reden sie in bedeutenden Stunden von selbst, und haben dann Antwort auf jede große Frage.

Lasset uns das heilige Mondlicht nicht verachten, weil man nicht die Zeitungen bei demselben lesen kann; lasset es uns aber auch nicht loben, wie eine Straßenlaterne, die dem Wanderer nach Hause leuchtet. Lasset uns die Poesie nicht tadeln, weil sie keinen handgreiflichen Nutzen gewährt; aber lasset sie uns auch nicht loben, weil sie bei Trinkgelagen uns mit den nöthigen Weinliedern versorgt.

Bekanntlich tröstete sich die scholastische Philosophie, die, als solche, und in ihrer eigenthümlichen Sphäre sehr achtbar ist, mit dem Satz, daß G o t t causa sui sey, und bewies dann folgendergestalt das nicht zu Beweisende: Jedes Wesen hat eine Ursach; nun ist Gott ein Wesen, folglich hat Gott eine Ursach. Da nun diese Ursach bei Gott, dem Selbstständigen nicht ausser ihm gesucht werden kann, so muß Gott die Ursache seiner selbst seyn, welches zum Glück das Seyn überhaupt schon involvirt. — Der-

gleichen starre unersprießliche Worte genügten dem Verstande, der überhaupt nichts Sprießendes und Blühendes haben mag, und leider selbst im Jahr 1811 wiederholt man sie noch, nur ein wenig vornehm geschmückt, dem gotthingegebenen Manne, der Gott über jede Wissenschaft und Demonstration erhaben glaubt. Selbstgefällig wirft man sie ihm zu, fügt noch einige kolossale Scheltwörter bei, und geht dann triumphirend ab.

Eine einzige vollendet irrige Idee kann den Menschen entmenschen. Wodurch ist der Teufel zum Teufel geworden? Er ging von einem irrigen Ober-Satze aus, und, da er folgerecht ist, so müssen auch alle Unter-Sätze irrig seyn.

Mögen wir auch noch so unzufrieden seyn mit manchem neuern literarischen Erzeugnisse der Deutschen; der Trost bleibt doch, daß wenigstens die naßkalte Novemberzeit unsrer Literatur, wie sie uns in einer Periode des verflossenen Jahrhunderts anweht, auf immer untergegangen ist.

Man soll nicht eine Brücke bauen wollen von der Philosophie zur Religion.

Man soll nicht die erstere, die ihrer Natur nach farblos ist, wie das Element des Wassers mit der Religion färben und glühen wollen.

Man soll nicht dem Teufel eine Kapelle bauen, neben dem Tempel Christi; wohl aber jener Philosophie die sich bescheidet von göttlichen Dingen nicht reden, und (siehe Shakspears Rom. und Julie) „keine Julia machen" zu können.

Man soll aber dem Pater Lorenzo in dem angedeuteten Trauerspiel nicht in allen Stücken Recht geben, und die Philosophie für noch höher halten als er, der sie nur „der Trübsal süße Milch" benennt. Auch dem Romeo sollen wir nicht nachschlagen, der die Philosophie (kurz und gut) gehängt haben will, weil sie keine Julia machen kann, wozu ihr freilich die Kräfte fehlen. Wir kennen, dünkt mich, alle, einen sehr geistreichen deutschen Schriftsteller, *) mit dem es vielleicht bald dahin wird gekommen seyn, daß er rede wie jener Shakspearsche Jüngling, und Wenige nur werden den Muth haben, ihm zu erwiedern wie geschrieben steht: „Du kindisch blöder Mann hör' doch ein Wort." Diese Wenigen aber, welche den Muth hätten würden ihm — höchst Unrecht thun.

Es giebt einige Männer, besonders steht mir Einer recht lebhaft vor Augen, die vor 11, 12 und 13 Jahren recht viel Spectakel in unsrer Literatur machten; seit geraumer Zeit aber damit umgingen, sich ein Hüttchen zu bauen zwischen den Philosophen,

*) Es ist keinesweges der, dem 1796 dieser Vorwurf gemacht wurde.

Romantikern und Philistern. Jetzt sind sie bereits, den besten und sichersten Nachrichten zufolge, mit derlei Hüttchen zu Stande gekommen und sie schauen aus demselben nicht ohne Stolz heraus; doch will man sie nicht selten an innerer Langenweile kränkelnd angetroffen haben.

Das Glück wohnt droben. Die Liebe könnte es seyn; aber hienieden ist sie doch nur ein seliger — Schmerz. Wer sie nicht so kennt, kennt sie überhaupt nicht.

Sehr klug sind hundert und wieder hundert Dichter geworden. Aber ein Lied wie: „Selig alle, die im Herrn entschliefen" oder: „das ganze Dorf versammelt sich", oder: "Wenn die Nacht in stiller Ruh" oder: „Darf ich noch ein Wörtchen lallen?" will uns doch nur selten begegnen.

Alles auf der Erde nützt sich ab, durch häufigen Gebrauch; zum Glück aber auch die Erde selbst mit; denn es wäre wohl unbillig, wenn sie etwas voraus hätte vor manchem, das besser ist als sie. — Nur was über der Erde ist, dauert.

Was ist schlimmer: der einzig Nüchterne unter lauter Trunkenen, oder der einzig Trunkene unter lauter Nüchternen? Der Erste wird vielleicht wehrlos zertreten werden, der zweite vielleicht zertreten wollend untergehen. Was lehren und empfehlen aber

beide Bilder? Sinnige Innigkeit, und zwar soll man den Accent recht gelassen auf die erste Sylbe des Hauptworts legen, um zu bezeichnen, daß sie eben nicht sonderlich nach aussen hin gehen mag.

Wenn ich mir einen Menschen denke, der in der ganzen Welt allein stände, (so recht was unsre herrliche Sprache, mutterseelen allein nennt) in seinem Ansehen, Meynen, Urtheilen, Ueberzeugtseyn und Handeln, wenn ich ihn mir ferner denke mit einem unendlichen Sehnen nach Liebe und Freundschaft, dem auf der lebendigen Erde keine befriedigende Antwort werden kann, so — weiß ich dennoch Einen Trost für ihn. Die Quelle strömt in jedem reinen Herzen, aber wir sollen es nicht bei dem Worte bewenden lassen, sondern in der That nachgraben und schöpfen und trinken.

Zu den betrübtesten Scherzen, die der Zufall in dem Leben eines Schriftstellers treibt, gehören ohne Zweifel die Druckfehler, deren ganzen Jammer niemand besser ausgesprochen hat als Jean Paul. Indem ich mich dabei ganz auf ihn beziehe, muß ich hier gleichfalls endlich einmal als Leidtragender erscheinen und insonderheit meiner Biographie des Tiberius (Leipzig 1811) nachweinen, die fast so viele Druckfehler enthält als der Held selbst im Gemüthe hatte. Mein Friedrich III. (Berlin 1816) der im Allgemeinen recht rein und schuldlos dasteht, in dieser Hin-

sicht, hat es dennoch nicht lassen können mir einen Kummer zu bereiten. Ich hatte nämlich mit der innigsten Ueberzeugung niedergeschrieben, daß Kaiser Joseph I. zu dem wichtigen Schritte, den er in jenem Werke, Seite 223 thut, vollkommen ein Recht gehabt habe; doch hat der Setzer leider aus dem ein Recht, — nie Recht gemacht, worin ich ihm, der sonst so treu und brav druckte, keineswegs Recht geben kann. Ich bitte deshalb die sämmtlichen freundlichen Leser, falls sie jenes Buch besitzen oder vielleicht in Zukunft noch besitzen wollten, mit meinem Leiden einiges Mitleiden zu haben, und nie an das dort befindliche „nie" zu glauben.

Auch ein mittelmäßiges Schauspiel hat doch immer den Reiz, daß eine wichtige Handlung nebst ihrer Ursach und ihrem entscheidenden Ende in einen kleinen Raum und in eine raschfortfließende kurze Zeit zusammengedrängt, vor unserm ruhigen Auge erscheine. Möge auch die Unschuld, die in der That nicht unschuldiger seyn kann, und die Tugend, die es mitunter wohl weiß, wie tugendhaft sie ist, in dem ersten, zweiten, dritten und vierten Akt, auch noch so sehr gepeinigt und gequält werden; wir halten fest im Vertrauen auf den fünften Aufzug, der die gehörigen Lorbeerkränze und Dornenkrone, zur gerechten Vertheilung unter die Individuen wohl mitbringen wird, und wir sind sicher, daß das Ganze noch vor

unserm Nachtessen ein wohlgerûndetes Ende erreichen werde. — Wie anders ist das alles in dem Leben, welches man oft genug, nicht ohne Bitterkeit, und gleichsam scheltend, das wirkliche nennt.

Das beste Mittel, sich aus diesem nicht ganz erfreulichen Handel glücklich herauszuziehn, wäre wohl, den Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Wahrheit, der in der Reflexion allerdings vorhanden ist, in dem rein anschauenden Gemûthe gänzlich aufzuheben: was freilich nicht im Umsehen, wohl aber im gründlichen Durchsehen geschehen kann. — So gerûstet, vermögen wir auch wohl zuletzt aus unserm Leben das herrlichste Drama zu machen, was wir nur irgend im Sinne haben können, ein Drama, dem es nicht an Religion, Liebe, Freundschaft, Musik und Scherz fehlt.

So kann ich mir z. B. gar wohl einen edlen Mann denken, der ununterbrochen Calderons standhaften Prinzen aufführt, und einen anderen, dem es gelingt das heiterste und farbigste aller Lustspiele Shakspears „Wie es Euch gefällt" durch sein ganzes Leben darzustellen.

IV.

Zur

Kritik

der

deutschen Dichtkunst.

Inhalt:

a) Zur Kritik über die Kritik.

b) Kleine Erzählungen
c) Magie der Natur
d) Der Spanier und der Freiwillige
} von Caroline, Baronin de la Motte Fouqué.

e) Heinrich J. v. Collin's sämtliche Werke.

f) Wanda, Trauerspiel von Werner.

g) Das Käthchen von Heilbronn, Schauspiel von Heinrich von Kleist.

Scherzend-ernste Gedanken zur Kritik über die Kritik.

Fragmente.

Es haben sich besonders seit etwa 20 Jahren ausgezeichnete Talente unter uns hervorgethan, der deutschen Kritik weiter zu helfen, und es ist so löblichem Bemühen Bedeutendes gelungen; ja man darf sagen, daß wir mehr vortreffliche Kritiken als Kunstwerke selbst haben: worüber wir uns jedoch nicht sehr freuen können.

In keinem Falle darf indeß der Stolz auf die deutsche Kritik, so gerecht er auch ist, uns zur Ruhe auf den errungenen Lorbeern anreizen, denn es ist hoffentlich das alte Wort noch in gutem Gedächtniß, daß manche Lorbeern zu verfaulen pflegen, wenn man auf ihnen ruht.

Um diese Ruhe nun zu verscheuchen, der sich, wie die Sage geht, einige überlassen, mag es wohl gut seyn, auch einiger Mängel zu erwähnen, mit denen manche deutsche Kritik bisher behaftet war. Wir wollen das mit kurzen und anspruchlosen Worten, zugleich aber auch mit Liebe und Heiterkeit thun.

Zuvörderst ist vonnöthen, daß Jeder, der einen Andern beurtheilen will, sich selbst verstehe und ein eignes Urtheil habe, und sodann zu erforschen wisse, wie wohl der Andere sich selbst verstanden habe und wie dessen eignes Urtheil beschaffen gewesen sey. Dagegen ist oft von Hunderten sehr scharf gesündigt worden, so sehr, daß es fast — entsetzlich ist, davon zu erzählen.

Es giebt der kritisirenden Hinze und Kunze genug; doch das ist nicht das tiefste Leiden, sondern daß diese oft nicht einmal eine wahrhaftige und feste.... Hinzität und Kunzität besitzen.

Verdrießlich ist diese Hinzität rc. allerdings, und eben deshalb, (wie wohl nicht erst des Breitern zu erklären seyn dürfte) keinesweges anzuempfehlen; dennoch ist sie ein Etwas, und als solches wenigstens vor dem Nichts anzuerkennen.

Wir würden also zuvörderst Klage führen über die Kritiker, die gar kein entschiedenes Etwas sind, unter denen sich noch diejenigen traurig auszeichnen, die, in dem entsetzlichen Gefühle, das nicht zu seyn, ihr Garnichts als das wahrhaftige Seyn geltend machen möchten.

Haben wir nun wirklich solche Garnichtse, und haben wir solche, die „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" diese Empfindung zertreten möchten, indem sie ihr Nichts als das wahre Seyn verkünden? — Gewiß, wir haben ihrer genug, aber wir wollen ih-

nen keine Realität zu geben auch nur scheinen, und deshalb auch ihre anonymen — Namen nicht nennen. Willst du sie aber kennen lernen, freundlicher Leser, so sieh nur hinein in die — Madagascarische, Celebesische ꝛc. gelehrte Zeitung: (oder heißen sie etwa in der „Menschen Sprache“ anders, und habe ich nur ihre wirklichen Namen vergessen?) — da wirst du dergleichen wahrhaftige Nichtse und Pseudo-Etwase zur Genüge finden.

Nun aber die wirklichen, in ihrem Etwas anzuerkennenden Kritiker, kann das Urtheil über diese Urtheilenden gleich lauten? Wir finden hier abermals gar Manche, die wir eben nicht loben können.

Zuerst finden wir hier die, deren Etwas kein freyes ist, sondern nur ein reproducirtes, oder gemachtes — so wie man auch wohl von Jemanden sagt, er sey ein gemachter Mann, um dadurch recht nachdrücklich anzuerkennen, er sey nicht mit Freyheit entstanden, sondern eben — gemacht worden. — Unter den Kritikern ist diese Klasse gewöhnlich die stolzeste und unerträglichste. Sie haben ehedem mit großer Mühe irgend ein System, oft nur das Gerüst oder Geripp desselben, aufgefaßt, und sind seitdem abgefertigt und fertig. Seitdem tragen sie stets in der Tasche die Elle mit der sie den Genius messen, und das Kreuz, an das sie ihn schlagen wollen. Fragt die Literaturgeschichte früherer Zeit, und neuerer Zeit, fragt die meisten Leibnitzianer und

Wolfianer, die Crusianer, Kantianer u. s. w. und ihr werdet — nicht von ihnen selbst hören, aber doch gar wohl durch sie erkennen, daß sie festgerannt und festgerammt sind und waren in ihres Meisters Wesen, oft nur in dessen Worte. Diese Worte sind für sie, was für den Schmetterling die Nadel des Knaben, mit der er ihn durchspießt. Auf immer ist dann Freiheit und Leben dahin, und das arme Geschöpf prangt nur noch im Kasten mit halberborgtem Glanze, fast wie eine — geschmückte Leiche auf dem Paradebette. — Das ist ein trübes Wort, doch wir dürfen es nicht scheuen, da es Wahrheit ausspricht.

Aber der Mensch verliert nicht immer mit der Freiheit auch das Leben; wohl aber freilich den besten Theil davon. Das fühlt er mitunter selbst recht schmerzlich, und, da er nicht Kraft mehr hat, das Verlorne wieder zu gewinnen, so zürnt er oft feindlich und bitter gegen die, welche noch in Freiheit wandeln.

Wenden wir das bisher Gesagte auf die ästhetische, und insonderheit auf die dramatische und theatralische Kritik der Deutschen an, so müssen wir gestehen, daß jene Charakterlosen und jene auf das Wort des Meisters Schwörenden in großer Anzahl sich mit derselben befassen. Der Verfasser dieses hat in seinem Leben schon manches schlechte Schauspiel, manchen irre fahrenden Schauspieler und manche irre

fahrende Schauspielerin gesehen und gehört, und ihm hat das jedesmal, wie billig, höchst leid gethan; aber er fand doch jene Schauspiele, Schauspieler und Schauspielerinnen niemals so ganz geistig unfruchtbar und jammervoll geistig dürre, daß er nicht soll e noch irgend eine Seite an ihnen genießbar gefunden haben. Durchaus nicht so war es beschaffen mit manchen Kritikern. Im Vergleich mit ihnen ist vielleicht der steinigste Theil des steinigen Arabiens noch blühend zu nennen, gegen sie ist die entscheidenste langweiligste Langweiligkeit noch kurzweilig. — Das Wort klingt abermals hart; aber es ist nur gerecht, und wer das letzte nicht zugeben sollte, den würd' ich bloß bitten die Mehrheit der seit etwa dreißig bis vierzig Jahren bis jetzt erschienenen ästhetischen Zeitungen, und der der ästhetischen Kritik gewidmeten Plätzchen in den anderweitigen Blättern nachzusehen. Ich bin gewiß, er würde nach einer zwei oder dreistündigen Lectüre, aus bloßer Verzweiflung schon mir alles zugeben, um nur nicht weiter lesen zu dürfen. Und nun vergleicht einmal, mit jenem in den litterarischen Polterkammern vermodernden unendlichen Wust z. B. der dramatischen Kritik — nicht etwa Lessings Dramaturgie, sondern auch nur die ganz gewöhnlichen, ruhig unschuldigen Urtheile, die in den vierziger und funfziger Jahren in Beziehung auf die ästhetische Literatur der Deutschen und ihre Bühne in einigen bedeu-

tenden Städten Deutschlands erschienen. Vergesset nicht, daß auch ich diese letzteren nur „gewöhnlich" und „unschuldig" nenne; daß aber die Mehrheit der neueren Kritiken „ungewöhnlich schlecht" und „schuldig dumm" zu nennen sey; wobei ich aber das Wort Mehrheit unterstreiche, und jede ehrenvolle Ausnahme gern zugebe.

Soll ich ferner noch so mancher anderen Gattung von verfehlten und verfehlenden Kritikern gedenken, so will ich nur kurz erwähnen: — der zäh-gelehrten, die nichts weiter genießen können, als was Aristoteles (wie sie ihn verstehen), und Quintilian zugeben würden, — der Pseudo-Systematiker, die sämmtliche poetische Werke für Apothekerwaaren halten, die in die engsten und ängstlichst-genausten Fächer passen müssen, — der bitteren und in sich selbst unbefriedigten, die eben deshalb auch selbst durch die reinsten Hände keine Ergötzung und Befriedigung mehr empfangen können, — der witzig-groben und der grob-dummen, welche letzteren sich leider meistens für die ersteren halten, — der langweilig-gähnenden und erschöpften, die, Gott sey es geklagt, ihre Langeweile, ihr Gähnen und ihre Erschöpfung für — zarte Bildung halten, — der Gleichgültigen, uud.... doch genug von den betrübten Personen!

Lasset mich lieber einfach sagen, wie ich meyne, daß die Kritik und insonderheit die, welche auf die

Zeitgenossen wirken will, beschaffen seyn solle, wobei ich aber durchaus nichts Neues sagen will, sondern nur wünsche das Rechte zu sagen, welches bekanntlich weder neu noch alt ist, sondern eben das Rechte, und dieses Rechte sehr kurz und ohne gemachte Feierlichkeit.

Zuvörderst sey der ästhetische Kritiker selbst ein Künstler, oder Philosoph oder Historiker, oder, wenn ihm Gott es gewährt, alles drei zusammen. Zwar hat man seit vielen Jahren uns einreden wollen, es sey nicht nöthig, daß der Kritiker eines Dichters auch ein Dichter sey; und viele hunderte, die doch nun auch die Feder ergreifen konnten, haben sich das nicht zweimal sagen lassen; aber die Dichter selbst haben es Gottlob niemals geglaubt, sondern bald ernsthaft bald lustig ihre Protestation dagegen vorgebracht. — Ein Maler läßt sich wohl nicht gern beurtheilen von einem, der gar nicht den Pinsel führen kann; aber er wird den Dichter nicht zurückweisen, der allenfalls sein Gemälde in Poesie zu übersetzen und zu steigern vermag. Und der Dichter sollte sich von dem Nicht-Dichter d. h. von dem undichterischen Menschen beurtheilen lassen müssen? Freilich wird er wohl müssen, da nun einmal kein Papagenoschloß für solche Sprecher erfunden ist; doch bleibt ihm immer noch der gute, einfache Ausweg.... gar nicht danach hinzuhören. — Warum wir übrigens auch dem ächten Philosophen und dem

ächten Historiker" ein vollgültiges Urtheil über ächte Dichterwerke einräumen, möchte in genauer Auseinandersetzung zu vielen Raum erfordern; doch wird man uns hoffentlich auch ohne weitläufige Auseinandersetzung den einfachen Gedanken zugeben.

Darf nun aber auch der Schauspieler verlangen, lediglich von einem Schauspieler beurtheilt zu werden? Gewiß nicht; auch haben wir solche einseitige Forderung nie vernommen. Nur das darf er fordern, daß sein Beurtheiler überhaupt künstlerisches oder philosophisches Talent oder produktive Kraft besitze.

Er darf ferner fordern das rein Menschliche: daß der Kritiker die Schauspielkunst überhaupt in ihrem alle Künste vereinigenden und doch in sich selbst einigen Wesen, kenne und liebe. — „Liebe" sagen wir, und möchten das Wort recht sehr accentuiren, denn jedes ohne die Liebe ausgesprochene Wort ist doch todt, und kann nicht wirken.

Aber auch die Liebe kann ungünstige Momente haben, und sobald wir uns in solchen Momenten befangen fühlen, sollen wir nicht entscheidend urtheilen wollen. — O, wenn es wahr ist, was der Verfasser dieser Zeilen so oft gefühlt und gesagt hat, daß die Heiterkeit nicht bloß etwas im Allgemeinen Lobenswerthes und Angenehmes, sondern eine wahrhafte positive, durch und durch christliche Tugend sey, so ist sie ja dem Kritiker, der die angeschaute Darstel-

lung eines vollständigen Lebens wiederholen will, ganz unentbehrlich, und ihre Sprache kann nie verkannt werden. So denkend hat der Verfasser dieser Fragmente einige hundert Dichter und auch schon manchen Schauspieler und manche Schauspielerin beurtheilt, und er ist sich bewußt, zu diesem Geschäft immer nur recht freundliche Momente in seinem Leben ausgesucht zu haben, denn nur das Freundlich-herzliche oder — das Entschieden-feindlich-gerechte kann eindringen und wirken, — es sey nun jetzt, oder in funfzig, oder in hundert Jahren. —

Vor allen aber scheint die jetzige Zeit das Höchste zu verlangen, denn sie ist größtentheils der Kunst ungünstig; man liest weniger als je; ja selbst das Vortrefflichste bedarf oft gar langer Zeit, um sich anerkannt zu sehen. — Möge das seyn, wir wollen darüber nicht in unfruchtbare Klagen ausbrechen, sondern uns lieber freundlich die Hand darauf geben, alles zu thun, was wir vermögen, um in unsre große und herrliche Zeit auch die freundlichen Künste freundlicher noch als jemals hinüber leuchten zu lassen.

Ich versprach nur Fragmente; und so darf ich hier abbrechen.

Kleine Erzählungen von Caroline, Baronin de la Motte Fouqué. Berlin bei Hitzig. 1811. S. 234.

Magie der Natur, eine Revolutionsgeschichte von Caroline, Baronin de la Motte Fouqué. Berlin bei Hitzig. 1812. S. 235.*)

Unser deutsches Publikum ist gewiß ein sehr redliches und ehrenwerthes, aber man darf dem größten Theile desselben auch mit gutem Gewissen nachsagen, daß er eben nicht sonderlich genial sey, und auf die Genialität sich nicht allzuwohl verstehe. Fragen wir die Literaturgeschichte, wie unsere großen Dichter und Philosophen von demselben aufgenommen worden sind, so begegnet uns die ganz einfache Antwort, man habe sie zu Anfang recht scharf — ausgescholten, ja mitunter recht heftig zusammengeschüttelt, daß sie sich unterfangen haben, so vortrefflich zu seyn. Späterhin, wenn diese erste Hitze vorbei war, fand man sich darein, daß sie nun einmal so wären, verzieh ihnen ihre Genialität, und lobte sie wohl auch in besseren Stunden deshalb. Ganz zuletzt legte man sich dann gar auf die Vergötterung, und brachte statt der Lorbeerkränze, ganze dickbelaubte Lorbeerbäume herbei, welche man auf jene Poeten legte, so daß sie ordentlich schwer daran zu tragen hatten. —

---

*) Diese Anzeige ist vom Jahre 1812.

Ein wahrhaftes allgemeines Leben und rege Theilnahme unter unserm Publikum herrschte vielleicht nur in einer einzigen Periode des verflossenen Jahrhunderts, in jener nämlich, als die erhitzten Poeten aus der gewaltigen Feldschlacht gegen den nicht sehr gewaltigen Gottsched zurückkamen, und nun, weil sie nicht mehr über alle Gebühr schlecht waren, sich für ausgezeichnet und vortrefflich hielten. Das Publikum glaubte es gleichfalls, und war mit seinen Autoren Ein Herz und Eine Seele, und in dieser Hinsicht könnte man die Zeit von 1740 bis etwa 70 allerdings die goldene nennen, die sonst in der That nur ein unerfreuliches Mattgold repräsentiren dürfte.

Ganz anders ist es jetzt. Unser größeres Publikum schilt nicht mehr sonderlich, und ehrt auch nicht mehr sonderlich. Es bringt nicht mehr Marter-Instrumente aber auch nicht mehr Lorbeerkränze herbei. Es ist gelassen geworden; die Gelassenheit selber kann nicht gelassener seyn, ja man dürfte sagen, es sey über seinem Hassen und seinem Lieben, über seinem Anfahren und Anbeten, süß und erquicklich eingeschlummert.

Den Kritikern ist fast dasselbe begegnet. Sie geben nicht mehr recht Achtung darauf, ob und wann irgend ein neuer bedeutender Dichter auftritt. Es ist ihnen unbequem, ein ausgezeichnetes Talent zu beurtheilen, weil sich dergleichen nicht wohl im Halb-

schlummer abthun läßt; da ihnen aber doch einmal das Recensiren zu einer schönen freundlichen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens geworden ist, so wählen sie sich gewöhnlich die Werke unserer Current-Schriftsteller, bei denen man allenfalls mit einem bloßen Achselzucken fertig werden kann, so daß es vielleicht zweckmäßig seyn würde, wenn man für jenes Achselzucken in unseren Druckereien ein apartes Zeichen erfände, welches man nur den Titeln von zwei Drittheilen unserer neueren ästhetischen Literatur beizufügen brauchte, um sogleich die Recension derselben abgethan zu haben.

Was geschieht aber nun mit dem übrig bleibendem letzten Drittel? Man fährt sie nicht mehr an; setzt sich aber auch mit dem Loben in keine Unkosten, sondern läßt ruhig schweigend die Sache ihren Gang gehen. In der That haben wir seit etwa funfzehn Jahren einige recht bedeutende Schriftsteller bekommen, von denen fast noch nie die Rede gewesen ist, so daß zu fürchten steht, man werde die Lobschrift derselben nicht eher verfassen, als bis sie das Glück haben gestorben zu seyn. Mit todten Männern haben nämlich die Deutschen ein unendliches Mitleiden, sie können nicht aufhören dieselben zu rühmen, und selbst diejenigen, die als der Todte noch in Fülle der Gesundheit prangte, kein gutes Wort von ihm sagten, versichern jetzt, sie hätten es immer gesagt, der Mann sey keinesweges zu verachten, sondern ausge-

zeichnet und trefflich. Sie legen eine lobende Recension nach der andern auf den Sarg des Theuren, wie man etwa (wenn der Vergleich nicht zu überraschend seyn sollte) den abgeschlachteten und wohl servirten Karpfen ein zierliches Lorbeerblatt in den Mund steckt, um ihn mit desto größerem Vergnügen zu verzehren.

Wenn wir nach dieser Vorrede, die man leider, auch wenn nichts weiter folgte, nicht für überflüssig halten darf, zu dem vorliegenden Werke übergehen, so wollen wir allerdings erklären, daß der Hauptsatz derselben, die übergroße Gelassenheit des deutschen Publikums und der Kritiker auch hier zur Sprache gekommen sey, oder vielmehr nicht zur Sprache, sondern beim Schweigen verharrt habe. Es ist unsre Absicht, diese Stille durch einige wohlmeinende Worte zu unterbrechen.

In den Erzählungen, mit denen wir uns hier beschenkt sehen, begegnet uns zuerst „Arnold und Marie", eine Novelle, voll einfach tiefer Kraft, großer Wahrheit, und rein allegorischer Bedeutsamkeit. Die stille Ruhe frommer, kräftiger und einfacher Menschen, wird hier durch eine unheimliche und unheilige Leidenschaft, der die Pflicht streng und starr zu widerstehen gebeut, bis in das Innerste gestört; zu spät erwacht die Reue in der Brust des Mannes, aber es ist keine beruhigende, keine, die uns den rückkehrenden Frieden ahnden läßt; denn nur das

Mitleiden bei dem Anblick der leidenden Gestalt der gekränkten Gattin veranlaßt sie. Das irre schwankende halbgute Gefühl kommt zu spät, die dunkle Leidenschaft, in momentanen Wahnsinn ausartend, kehrt zurück, und schlingt die Unschuldigen mit in ihre wilden Wirbel, und die Zerstörung kommt mächtig schreitend über eine sonst mild-glückliche Familie. Zwar ist es nur eine Hütte die hier untersinkt, aber es ist eine gute, treue, reinlich deutsche, und wir sehen ihre Trümmer mit innigerm Mitleid, als den Fall manches glänzenden Hauses, dessen Bewohner unserem Herzen nicht nahe gebracht wurden.

Aber ist die Wahrheit, die wir hier gerühmt haben, nicht zu streng? Ist es nicht vielleicht zu verletzend für das Gefühl, zu sehen, wie ein einziger Fehltritt so unsäglich schauderhafte Folgen hat? und wäre es nicht wenigstens zu wünschen, daß wenigstens aus den Gräbern noch einige süß duftende Blumen erwüchsen? — Wir antworten: Uns sind milde Beiwörter sehr erfreulich, da wo sie irgend möglich sind, nur bei der Wahrheit können wir keine zugeben, denn es giebt keine strenge und keine milde, und wo möglich noch weniger: eine zu strenge und zu milde Wahrheit. Die Wahrheit soll schlechthin nichts anders seyn wollen als wahr; wollte sie noch etwas anders seyn, so wäre sie nichts als eine verlarvte Buhlerin, und bei weitem mehr zu fürchten, als eine ehrlich waltende offenherzig plaudernde He-

käre. Das Gefühl welches sich durch sie verletzt fühlt, soll durch sie verletzt werden, damit es in der Verletzung gesunde.

Was endlich die Blumen betrifft, so finden wir statt dessen ein paar wackre — Eichbäume besser, und als solche erscheinen uns die Worte am Schlusse. „Als Arnolds Gebein schon längst auf dem Rabenstein verwittert war, saß Gretchen noch sorglich Abends neben dem betrübten Alten auf Mariens Sessel am Kamin, und erzählte ihm und den Kindern fromme und beruhigende Geschichten aus vergessenen Sagen, und bis an ihren Tod weilte sie still in der Hütte. Als die Knaben heranwuchsen, nahm sie der Köhler zu sich, dann wurden sie wackere Soldaten, und löschten mit ihrem Blute des Vaters Sünde und Schmach.“

Die Idee der Erzählung ist die ruhig große: Lasset die Pflicht und die Liebe einen stillen Kreis um euch ziehen, der euch heilig sey, daß ihr ihn nimmer überschreitet. Haltet Frieden in euch und in eurer Hütte. Lasset euch nicht ein auf die Fragen der bösen Sphinxe, die sich da draußen gelagert haben, wenn ihr nicht schon so hoch stehet, daß ihr jede ihrer verfänglichen Räthsel mit gesicherter Kraft durch Glauben und Liebe lösen könnet. Treibet euch aber ein keckes Gelüsten, einmal einen Riß in euer Leben zu machen, um zu versuchen, wie es jenseits des Zirkels und jenseit der Pflicht aussehe, dann hat der

Dämon ein Recht an euch, und das Verderben erfaßt euch mit sicherer Hand. Eine solche Idee auszuführen, ist des größten Dichters gar wohl würdig.

Es kann mir keinesweges unbekannt geblieben seyn, daß ein poetisches Werk keine moralische Tendenz haben dürfe, ein Satz, der gar leicht aufzutreiben ist, der aber von manchen unserer irre und schwächlich hinwankenden Halbpoeten, dermassen misverstanden worden, daß sie wohl gar statt der moralischen Tendenz eine unmoralische untergeschoben, die denn doch wahrlich der Poesie noch weniger zusagen dürfte. Warum bleibt man überhaupt dabei stehen, und verwirft ewig nur die moralische Tendenz, und verstattet gleichsam stillschweigend, die politische, historische, auf das System oder irgend einen Theil desselben hindeutende philosophisch reflectirende? — „Allerdings", sagt Jean Paul in der Vorschule der Aesthetik, „lehrt und lehre die Poesie, und also auch der Roman, aber nur wie die Blume, durch ihr blühendes Schließen und Oeffnen, und selbst durch ihr Duften das Wetter und die Zeiten des Tages wahrsagt; hingegen nie werde ihr zartes Gewächs zum hölzernen Kanzel- und Lehrstuhl gefället, gezimmert und verschränkt; die Holzfassung und wer darin steht versetzen nicht den lebendigen Frühlingsduft.".

Schönheit, Sittlichkeit und Wahrheit sind nur die dreifaltigen Offenbarungen des Einen Unendlichen,

ein Satz der den meisten unserer neueren Aesthetiker nicht eingeleuchtet haben muß, da ihnen gewöhnlich die Sittlichkeit in einer unfreundlich ernsten, ja wohl gar schreckhaften Gestalt erscheinet, wie die saeva Necessitas clavos trabales et cuneos manu gestans ahena. (Nec severus uncus abest liquidumque plumbum). Innig erfreuten sie sich dann, daß sie wenigstens in der Poesie sich ihrer entschlagen dürften, und jauchzten, wenn sie den Einen Flügel des Geistes wenigstens erträglich frei fühlten. Aber diese sogenannte erträgliche Freiheit ist die schlimmste Sklaverei, denn nun hört selbst das Streben auf, den andern Fittig gleichmäßig zu bewegen, und nur mit beiden mild und kräftig entfalteten, fliegt der Adler der Sonne entgegen.

Der gründlich tiefe und heitere Cervantes nennt seine Novellen „unterhaltend und lehrreich", weit entfernt von der trübseligen Furcht, als könne das letzte Beiwort den poetischen Werth seiner Erzeugnisse beeinträchtigen; und freudig erkennen wir, daß auch die Erzählungen, die hier vor uns liegen, jener beiden Benennungen würdig sind. — — Wir haben uns lange aufgehalten, bei der ersten die nur 36 Seiten füllt; zu lange gewiß nicht, denn es ist hier die Rede von etwas in der That Vollendetem, und wir dürfen sie nicht eher verlassen, als bis wir noch eine Probe von der Darstellungsweise gegeben

haben, obgleich wir wohl fühlen, daß eigentlich nur die ganze Erzählung dieselbe beurkundet.

„Als er eines Abends milder als gewöhnlich mit den Kindern gespielt hatte, und es einen Augenblick stiller in ihm war, nahm er die Schalmei zur Hand, und gab einige Töne darauf an. Der alte Jacob zog sogleich sein Mützchen, faltete die Hände und stimmte sein Abendlied an. Zu Anfang begleitete ihn Arnold wie ehemals; doch plötzlich fiel er aus dem Tact und blies wunderliches Zeug. Der Alte sah ihn erschrocken an. Ei Arnold rief er, wo bist du gewesen? Du hast alles verlernt, du kannst deinen Herr Gott nicht wieder finden. Es lag etwas in den Worten und Mienen des Alten, wovor sein Herz erbebte. Er ließ beschämt die Schalmei sinken, und fühlte heiße Gluth auf seinen Wangen brennen. Doch wie aus der Beschämung sowohl Demuth als Trotz erwächst, so zog sich sein Gemüth augenblicklich wieder zusammen und als Marie herzutrat, und ihn mit ihrem entschlossenem Tone bat: nur dreist abzuwerfen, was ihm auf der Seele liege, so fühlte er sich ganz von ihr gewendet, und schwieg starr und kalt. u. s. w. (S. 19.)

Die übrigen Erzählungen in diesem Werke: das Seegestaade, der Rosengarten, der Hochzeitabend, das Fräulein vom Thurme, der Ring von Savoyen, und keusche Minne dürfen wir des beschränkten Raumes wegen, nur mit wenigen Worten berühren.

Ueberall erfreut uns ein tiefer Sinn, der in der Menschenbrust wohl Bescheid weiß, und selbst ruhig und klar auf das Ruhelose und Unklare gar wohl zu schildern versteht. Was wir aber ganz besonders rühmend anerkennen müssen, ist der in aller Literatur fast einzige Umstand, daß die geistreiche Verfasserin auch Männer zu schildern versteht, ein Wort, das recht einfach klingt, das aber ich bisher nur sehr selten aussprechen konnte, obwohl ich sonst, wie billig, die allerinnigste Hochachtung für die Frauen und ihre Talente hege. Es giebt starre Männer und Philosophen, die überhaupt an der Möglichkeit gezweifelt haben, daß Frauen je ein poetisches Gericht über Männer halten können, oder daß sie im Stande wären eine männliche Natur mit objektiver Wahrheit darzustellen. Sie zu widerlegen war bisher schwierig, jetzt darf man ihnen nur gelassen sagen: Ihr Männer, lieben Brüder, tretet herzu, lest nicht ohne Andacht, erröthet ein wenig über euren Irrthum und erfreut euch sodann recht herzlich.

Den Schluß der Erzählungen bildet ein sinnig mildes Gedicht von dem Freiherrn Friedrich de la Motte Fouqué, welches die bedeutungsvollen Blumen, mit einer erfreulichen Einfassung umgiebt.

Gehen wir jetzt zu der „Magie der Natur" über, so gestehen wir zuvörderst, daß wir hier einen wahrhaft pfeilartigen Verstand, eine hohe Kraft in der Charakterisirung und in der Darstellung der Verhält-

nisse, eine sehr gesunde Ansicht von der Krankheit und einen mit großer Sorgsamkeit und Gewandtheit ausgebildeten Styl anerkennen. Dennoch müssen wir hinzusetzen, daß uns dieser Roman nicht den Genuß gegeben, den uns die Erzählungen gewährt haben.

Uns dünkt, die Beziehungen in diesem Werke seyen weniger entschieden „menschlich", als „vornehm"; und wenn wir auch dieses letztere Wort, wie es sich von selbst versteht, in seiner vortrefflichsten Bedeutung hier gebrauchen, so scheinen uns dennoch jene Verhältnisse der poetischen Darstellung nicht wohl zuzusagen. Wir verhehlen es nicht, daß wir an den meisten Menschen, die uns dieser Roman aufführt, nur mit dem Verstande Theil nehmen; aber der Verstand findet doch seine Heimath am liebsten in der Wissenschaft d. h. in der Philosophie; nicht so gern in einem Roman, von dem wir mit Recht verlangen, daß er das gesammte Gemüth, oder, wenn wir so sagen dürfen, den geistigen Menschen vom Scheitel bis zur Ferse in Anspruch nehmen soll. Wir vermissen in den Verhältnissen dieses Romans die ewige Freiheit der reinen Menschennatur, nnd es dünkt uns zuweilen, als sei die Zeit an sich, als etwas wahrhaft Reales aufgeführt worden, was sie doch weder für den Philosophen noch für den Menschen als solchen nicht wohl bewähren kann. So vermissen wir denn auch wenn wir den einfachen

Gedanken recht einfach aussprechen sollen, die stete Säule, an der man sich mit voller Liebe halten mag. Daß die geistreiche Verfasserin alle diese Wünsche, die wir hier nicht erfüllt sehen, gar wohl erfüllen könne, hat sie auf die herrlichste Weise in den Erzählungen genugsam gezeigt.

Auszüge aus diesem Werke geben wir nicht, denn es hat der vortrefflichen Stellen so viele, daß wir sie alle mittheilen möchten. Da wir aber dies nicht dürfen, so schließen wir mit der ehrlichen Bemerkung, daß es wohlgethan sey, das ganze Werk mit Aufmerksamkeit und Sorgsamkeit zu lesen.

Der Spanier und der Freiwillige in Paris. Eine Geschichte aus dem heiligen Kriege von Caroline, Baronin de la Motte Fouqué. Berlin 1814.*)

Es giebt vortreffliche deutsche Schriften, von denen man fast nie redet, obwohl es sehr nöthig wäre, daß von ihnen gesprochen würde, es giebt andere nicht minder vortreffliche, die des Besprochenwerdens gar nicht bedürfen, und über welche zu reden man doch nicht lassen kann. Wir sind gewiß, daß das oben genannte Werk zu der lezteren Gattung gerech-

*) Diese Anzeige ist von demselben Jahr.

net werden müsse, und glauben dadurch unser Urtheil schon ausgesprochen zu haben. Da nämlich dieses Werk die Meisterin selbst lobt, ein Sprichwort, auf welches man recht viel hält, wenn man es genau betrachtet und nicht obenhin ausspricht, so würden wir etwas sehr Ueberflüssiges thun, wenn wir eine neue Melodie des Lobes anstimmen wollten, besonders da wir bereits in der Anzeige der Erzählungen unsre Ansicht mitgetheilt haben.

Was nun dieses Werk selbst betrifft, so wollen wir nur Folgendes andeuten. Wir haben Schriften, die wir mit Fürstensälen, Frauensälen, Heldensälen, Bürgersälen, Familiensälen vergleichen möchten, und eine jede, wenn sie diese Vergleichung verdiente, war würdig unter uns aufzutreten. Dieses Werk möchten wir einen mit tiefer und freundlicher Sinnigkeit angelegten „Nationensaal" nennen, denn wir sehen hier keinesweges einen Preußen, einen Spanier, einen Franzosen u. s. w. sondern die Kraft und den Geist ihrer Nation in den bedeutendsten Verhältnissen des Lebens. Hier erscheint der klare Verstand der Dichterin, denn wir nicht anders als einen pfeilartig treffenden nennen können, in seiner ganzen siegenden Gewalt, und wir deuten hier besonders hin auf die Darstellung der Franzosen und Französinnen. Der französische Geist wie er sich während der letzten anderthalb Jahrhunderte meistens gemacht, ist nämlich wie Jedermann weiß, gar häufig von den deut-

schen Dichtern angedonnert, zuweilen auch ausgepfiffen worden, beides mit Recht und mit Glück; hier aber ist er mit Ruhe und Klarheit beurtheilt und dargestellt, und zwar im Verhältnisse zu andern Nationen, denen wir entweder selber angehören, oder die wir doch recht herzlich lieben.

Wo wäre der den solche Darstellung nicht anzöge?

Heinrich J. v. Collins sämmtliche Werke. Wien 1812 bei Anton Strauß. 1ter Band enthält: Regulus, Coriolan, Polyxena, S. 464. Zweiter: Balboa, Bianka della Porta, Mäon, Macbeth. S. 411. Dritter: Die Horatier und Curiatier, Bradamante, Julie von Billenau, Kindespflicht und Liebe, S 453. Vierter: Epische und lyrische Gedichte, S. 374. Fünfter: Kleinere prosaische Schriften vermischten Inhalts, S. 400. gr. 8.

Der edle Dichter, dessen gesammelte Werke wir hier vor uns sehen, hatte das eigene Geschick, daß sein erstes Werk, noch vor dem Abdruck, dergestalt gerühmt wurde, daß man entweder unendlich fröhlich, oder sehr besorgt dabei werden mußte, entweder einen neuen großen Dichter zu empfangen oder einen

neuen Zweifel in die Janitscharenmusik und das Io triumphe der Enthusiasten. — Collin selbst war ohne allen Zweifel völlig unschuldig an diesem Lärmen, ja man weiß, daß er ihm wahrhaft leid gethan, denn wir finden in ihm eine redlich ernste Bescheidenheit die jener aufgetriebene Beifall verletzen, und eine achtungswerthe Besonnenheit, die wohl ahndete, was aus dergleichen entstehen könne. — In dem Charakter der Deutschen in der Mehrheit liegt nämlich eine ganz eigene Mischung von überschwenglichem Eifer und von einer bis zur Nüchternheit herabsteigenden Mäßigung, und gern gestatten sie beiden Trieben ihr Recht zu behaupten. Als sie deshalb die Nachricht empfiengen, es sey in Wien ein junger dramatischer Dichter aufgestanden, der selbst Göthe und Schiller übertreffe, so ließen sie sich das nicht nur willig gefallen, sondern jauchzten ihm auch, gleichsam als sey die Sache schon abgemacht, fast trunken entgegen. Dieser glühende Eifer suchte sich selbst bei der Vorstellung des Regulus auf der Bühne noch einigermaßen aufrecht zu erhalten; doch gelang es nicht ganz, und wenn auch jetzt noch einige hergebrachte Redensarten von „göttlich" und „himmlisch" zu Tage gefördert wurden, so klang doch der Nachsatz nicht ganz erfreulich; gleichsam als wolle man sagen: ein überaus kostbares Meisterwerk, nur schade daß es mitunter ein klein wenig langweilig ist, was ja aber auch wohl dem Besten begegnen kann. Ge-

sagt ist das wirklich; nur vornehmer. Als nun endlich gar der Regulus 1802 gedruckt erschien, da war es, als sey die Hälfte der Deutschen zu lebendigen Literaturbriefen geworden, und machte sich für den früheren lodernden Enthusiasmus durch grimmige Kälte bezahlt. Vollends betrübt wurde die Sache, als endlich Collin das durchaus unverdiente Unglück hatte, von einem unendlich schlechten Kritiker, den man damals hören mußte weil er alle Wochen siebenmal schrie, überaus gelobt zu werden. Jetzt wurde der Tadel in Norddeutschland fast ganz allgemein, und man bot Ironie und Humor auf, um den Dichter von dem hohen Stuhl auf den man ihn gesetzt, herab zu stürzen.

Aber auch dabei blieb es nicht, sondern man hörte sogar auf zu tadeln, und nahm nun fast gar keine Notiz mehr von ihm. Gar viele Deutsche, die im wirklichen Leben meistens so sanft und freundlich sind, daß es eine Lust ist, mit ihnen umzugehen, zeigen sich in literarischer Beziehung nicht selten ganz starr und unversöhnlich. Ja, wenn ein schriftstellerischer Mann erst einmal in dem Rufe steht, er bringe einige langweilige Parthien mit, so wollen sie mit ihm durchaus nichts weiter zu schaffen haben, und es ist für den Mann wenig Hoffnung mehr zu schöpfen. Dieses sehr unverdiente Schicksal erfuhr Collin während mehrerer Jahre bei der Mehrheit wenigstens in Norddeutschland; denn ob im Sü-

den eine ähnliche Stimmung herrschte, wollen wir keineswegs behaupten, da wir nicht genugsam davon unterrichtet sind. Wir vermuthen sogar das Gegentheil.

Wohl aber erinnern wir uns sehr wohl, mit welcher Kälte man nunmehr vom Regulus sprach, wenn man ja einmal von dem Stücke zu reden sich bemühte. Mit recht eisigem Witz behandelte man eine Tragödie, der freilich mehr Feuer zu wünschen wäre; die doch aber troß aller ihrer Mängel einen gewissen, wenn auch untergeordneten doch ehrenwerthen Platz in unserer Literatur fest behauptet. Mit Kälte und Hohn, so meynen wir, sollte man eigentlich nur die hochmüthige Impotenz, oder die reine Negation der Poesie, die sich doch für etwas Positives ausgeben möchte, behandeln. Unser Dichter war aber weder hochmüthig noch unfähig, wrnn auch nicht eben ein Genie der allerersten Größe.

Sein Coriolan würde freilich besser gefallen haben, wenn man sich nur der Erinnerung an Shakspear hätte entschlagen können, der nun einmal diesen Stoff gerade so behandelt hatte, wie es eben recht ist, so daß es allerdings scheinen muß, als werde jede andere Behandlung, eben weil es nicht jene ist, nothwendig die unrechte seyn müssen. Indessen hätte man doch C's Muth anerkennen sollen, ja sogar in einigen Scenen eine nicht gewöhnliche Kraft: aber das that man eben nicht, sondern machte gleich=

sam von vorn herein die ganze Sache auf eine betrübte Weise ab, schnellhin sagend, das Stück sey gar nicht sonderlich. Hinterher war nur sehr selten weiter davon die Rede.

Balboa endlich stieß vollends dem Fasse den Boden ein, denn das Stück krankte allerdings an einem betrübenden Fehler. Es war fast langweilig.

Der Held ist durchaus leidend, und was er früher gethan, wird nur gelegentlich erzählt, so daß wir auch bei dem besten Willen keine Theilnahme für ihn fassen können. Er geht gleichsam fünf Acte lang zum Tode, wobei der Zuschauer weniger ihn bedauert, der es bereits überstanden, als sich, der, wenn das Stück um sechs Uhr angeht, noch bis halb zehn zu dulden hat.

Wie gesagt, dies Schauspiel, das eigentlich eine Abhandlung über die Vertheilung der Wilden ist, entschied in Norddeutschland dergestalt gegen den Verfasser, daß seit der Zeit (1805) keines seiner neueren Dramen auf die Bühne gebracht worden ist. So viel uns bekannt ist, setzen wir natürlich hinzu; fürchten aber gar sehr, hierin nicht zu irren, denn wir haben uns nicht ohne Sorgfalt in den Theaterkalendern und Zeitungen danach umgesehen.

Indessen ließ sich C. wie sehr billig und rühmlich ist, nicht irre machen sondern schrieb, was ihm sein Geist eingab zu schreiben, eine Polyxena, Bianca della Porta, Māon u. s. w. Es ist aber fast, als

wären sie für Norddeutschland gar nicht gedruckt worden; denn selten wird uns Jemand begegnen, der auf die Frage, ob er sie gelesen, ein freundliches Ja erwiedern könnte.

Erst in späteren Jahren begann von neuem Interesse für Collin, denn man vernahm von manchen braven Landwehrliedern, die er, der vortreffliche deutsche Mann, bei dem Ausbruche des östreichisch-französischen Krieges (1809) gedichtet habe und wie er sich überhaupt bemühe, die Idee jenes edlen Kampfes recht anschaulich darzustellen. Da hielt man auch den Dichter wieder werth, und erinnerte sich wohl mitunter an manches Gute, was doch wohl in seinem Regulus und Coriolan seyn möchte, und die spätere Nachricht von des Dichters frühem Tode ward nun auch in weiter Entfernung von Wien mit wahrhaftiger großer Theilnahme aufgenommen.

Wir haben die Geschichte der Aufnahme und des Fortgangs der Collinschen Poesie in Norddeutschland hier in kurzen Andeutungen mitzutheilen versucht, weil wir dieses als die Hauptpflicht eines Kritikers, der es mit den Werken eines Verstorbenen zu thun hat, betrachten. Wir wollen jetzt in Anspruchlosigkeit unser eigenes Urtheil geben, in so weit es von dem des Publikums abweicht, bei welchem Geschäft wir uns ziemlich kurz fassen dürfen.

Im Regulus ist merkwürdig, daß gerade die Hauptperson dem Dichter am meisten geglückt ist,

welches bekanntlich gar manchen Dichtern nicht zu gelingen pflegt. Der römische Geist überhaupt, und in seinem Verhältnisse zum Karthagischen ist hier beinahe wie von einem in jenem Geiste und in jenem Verhältnisse lebenden aufgefaßt worden, wobei freilich eine gewisse Befangenheit, Partheilichkeit und Einseitigkeit nicht vermieden werden konnte; die man aber in einer römischen Tragödie sich recht wohl gefallen läßt da sie künstlerische Absicht verräth. So steht dann auch von diesem Standpunkt aus betrachtet, der Punische Abgesandte Bodostor, vortrefflich da, und seine kosmopolitische Allerweltsphilosophie, für deren Auseinanderlegung eine ganze Scene geöffnet ist, darf uns nicht wundern, da eben gerade hier der rechte Ort dazu ist, und jene Allerlei-Räsonnements-Menschen nun einmal nichts weiter können, als Reden halten. — So weit das dem Stücke gebührende Lob; fast alles übrige erscheint nicht ganz genügend; am wenigsten die Frau, die nicht selten in Kotzebuische Farben getaucht worden ist.

Den Coriolan hat das Publikum zu streng behandelt, denn nicht bloß einzelne Stellen (was freilich wenig sagen würde) sondern einige Situationen sind sehr brav, und abermals in durchaus römischem Geiste gezeichnet. Daß dem Helden in seiner Mutter Rom selbst erschien, und daß er, wie er nun einmal ist, seinem Vaterlande nur verzeihen

konnte, wenn es ihm in dieser rührend ehrwürdigen Gestalt erschien, davon hatte C. eine sehr erfreuliche Ahndung, wie sie, unsers Ermessens, Plutarch nicht hatte, und wie Shakspear so meisterlich darstellte.

An der Polyxena gestehen wir aufrichtig, kalt vorbei gegangen zu seyn, ohne auf unserer Seite eine andere Schuld finden zu können, als die, daß wir von jeher den Versuchen zu peinlichen Rührungen uns gern entzogen. Wir finden hier manche kalte Flamme, manchen untröstlichen Trost, und manche mit Weisheit prunkende Wehmuth; vergeblich aber haben wir den rein griechischen Geist gesucht, der wenigstens Vergessenheit geboten hätte für den endlosen Jammer, mit dem wir hier unterhalten werden. Man ist gewohnt, die Trauerspiele des Seneca, von denen allerdings mehrere großen Tadel verdienen, sämmtlich mit absprechendem Hochmuth zu behandeln; aber wir gestehen gern, daß wir dessen Troerinnen, an welche wir hier häufig erinnert worden sind, diesem Collinschen Werke vorziehen, indem dieses der Consequenz entbehrt, die jene wahrhaft besitzen. Seneca hatte die Absicht, das Schicksal in seiner ganzen Härte unumwunden darzustellen: eine Absicht, die freilich der große Dichter niemals haben soll, da er sich des Achillischen Speers erinnert, der die Wunden heilen kann, die er schlug; aber Seneca hat doch wenigstens er-

reicht was er erreichen wollte. Collin hingegen verwundet hier halb und heilt halb, so daß der Leser und Zuschauer nach dem Ende des Stücks sich in einem zweideutigen Zustande befindet, dem man gern entflieht.

Ueber Balboa ist bereits oben gesprochen, denn wir können nicht verhehlen, daß auch wir dieses Schauspiel für einigermaßen breit halten.

In Bianca della Porta ist sichtbar gerungen worden, die Charaktere mit italiänischem Geiste auszustatten, aber wir wissen alle, daß man das Ringen des Dichters nicht sehen soll, und wir können unmöglich glauben, daß dieses Sehen unsere Schuld war. — Weit gründlicher, tiefer und klarer ist Mäon, in der ganzen Anlage, und in der Ausführung der ersten Akte, wobei nur recht zu bedauren ist, daß das Stück gegen das Ende ein wenig sinkt, ja fast mit Erschöpfung schließt. Dennoch hätte es in jedem Falle eine günstigere Aufnahme und die Darstellung auf der Bühne verdient, die ihm wenigstens auf den uns bekannten nicht geworden ist.

Wie man überhaupt jemals auf die Idee hat kommen können, Shakspears Schauspiele si Diis placet zu verbessern, haben wir nie begreifen wollen; wie aber Collin den unglücklichen Gedanken habe fassen können, aus dem Macbeth, in dem man wahrlich auch nicht ein Wort ungestraft verstört, ein sogenanntes lyrisch musikalisches Drama zu machen, dies

gehört nicht blos zu den einfachern Unbegreiflichkeiten, sondern zu denen wobei man sich fragt, ob man auch recht gelesen und ob nicht etwa das Auge getäuscht hat. So soll denn auch dieser Versuch für uns gar nicht vorhanden seyn und wir wollen nur hinzusetzen, daß er auch dem edeln Dichter bald leid geworden zu seyn scheint, indem er nur ein Fragment geliefert hat, das sich denn um so bequemer vergessen läßt.

Die Horatier und Curiatier, welche uns zu Anfang des 3ten Theils begegnen, werden in mehreren Scenen und Charakteren glücklich genug durch den römischen Sinn gehalten, dem der Dichter, wie bereits oben erwähnt worden, sich so gern hingiebt, und der ihm auch in der That zusagt. Dazu kommt in diesem Stücke noch eine gewisse äußere Lebendigkeit die dem Dichter sonst nicht immer eigen ist, und die dem Werke auch eine günstige Aufnahme bei der Bühnendarstellung zu sichern scheint. Schade nur, daß das Drama, wie früherhin Mäon, gegen das Ende ein wenig sinkt, ein Geschick, das bei diesem Dichter sehr charakteristisch ist, und ihn fast vor allen jungen talentvollen Feuerköpfen unterscheidet. Diesen letzteren nämlich pflegt bekanntlich die Exposition, und die Anordnung der einzelnen Scenen oft zu mislingen, da hier eine Besonnenheit walten muß, die ihnen noch nicht eigen ist, wohl aber erfreuen sie sich jener Scenen, wo der Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft die Gemüther fortreißt,

und da sie ihnen meistens gelingen, erfreut sich ihrer der Leser mit ihnen. Nicht so Collin; den wir den klugen vorsichtigen Dichter nennen möchten, und der mit der mäßigen Summe von Feuer und Leidenschaft, auch bei der haushälterischsten Benutzung, doch gewöhnlich schon gegen Anfang des vierten Akts fast ganz fertig geworden ist, und deshalb in den letzten Scenen sich oft sehr sparsam behelfen muß. Demungeachtet möchten wir jenes den Horatiern und Curiatiern gegebene Lob nicht nur nicht widerrufen, sondern recht accentuiren, da sie uns in jeder Hinsicht weit über denen des aufgetriebenen Rhetors Corneille zu stehen scheinen.

Wir übergehen Bradamante als ein bloßes Studium, das nur wenig bedeutend seyn dürfte; können aber leider nicht übergehen die beiden folgenden Stücke „Julie von Billenau" und „Kindespflicht und Liebe" denn sie sind so gänzlich gehaltlos, daß wir in der That und Wahrheit, aus Liebe für C. unsern eigenen Augen nicht trauten als wir sie lasen. Es sind seine frühesten Dramen, die er ohne seinen Namen drucken ließ, so daß es scheint, als habe er selbst ihnen nicht getraut, leider fehlt aber auch alles was die Jugendversuche eines Dichters interessant machen kann: blühende Ueppigkeit, Ueberkraft, muthiger Witz, Ironie gegen das Leben u. s. w. Alles ist hier alltäglich und matt, und um so matter, je mehr auf Erhitzung hingearbeitet wird, wobei leider

noch hinzugefügt werden muß, daß all dies traurige Wesen nicht einmal original ist, sondern fast möchten wir sagen, Nachahmung des Nachgeahmten.

Mit wahrer Freude berühren wir jetzt den vierten Band, der die Sammlung der epischen und lyrischen Gedichte des Verewigten enthält; nicht etwa als fänden sich hier viele unübertreffliche Meisterstücke, sondern weil wir hier zwei Gedichte gefunden haben, die da in der That und Wahrheit reine, köstliche, durch und durch feurige, aus Poesie hervorgegangene, und in Poesie lebende Gedichte sind, zu deren Genusse der Leser nichts weiter braucht, als.... ein reiner vollständiger Mensch zu seyn. Das eine dieser Gedichte hat die Ueberschrift „Kaiser Albrechts Hund" das andere „Kaiser Max auf der Martinswand." Schon um dieser Gedichte willen verdient der edle Todte das Denkmal, das ihm seine würdigen Landesmänner setzen wollen, oder bereits gesetzt haben. Wir haben lange angestanden und überlegt, ob es nicht wohl gethan sey, diese lieben, innigen Herzenslaute hier vollständig mitzutheilen; da sie aber durch viele Blätter hindurch gehen würden, so haben wir dies unterlassen müssen, wollen aber jeden freundlichen Leser dieser Zeilen recht dringend bitten, jene Gedichte selbst zu lesen und sich ihrer zu erfreuen, denn wahrlich sie müssen gehört werden.

Nicht gern kommen wir jetzt zum fünften Theile denn obwohl wir Gottlob manches in demselben recht herzlich loben können, so müssen wir doch auch manches wieder tadeln; doch werden wir das letztere nun wenigstens mit dem guten Vertrauen thun dürfen, daß niemand uns der Partheilichkeit gegen Collin beschuldigen könne, da es unmöglich ist, den Dichter des Kaisers Albrecht und Max nicht zu lieben.

Wir wollen mit dem Tadel beginnen, um mit dem Lobe endigen zu können. Zuvörderst haben uns nicht genügt sämmtliche rein theoretische Aufsätze, z. B. über das Lustspiel, über den Chor im Trauerspiele, über die Versification des ernsten Drama, über lyrische Declamation u. s. w. denn das Gute in ihnen ist nicht sehr bedeutend und nicht neu, ja es ist so alt, daß wir an die Worte des Horatio im Hamlet erinnert worden sind, es brauche eben kein Geist aufzustehen, um uns zu sagen, daß u. s. w.

Das Fragment über Ifflands und Brockmanns Darstellung des Königs Lear enthält einige recht gute Gedanken über Einheit im Spiel; vergißt aber die Hauptsache, daß nämlich die Schrödersche Bearbeitung jenes Trauerspiels sich eigentlich gar nicht gut geben läßt, da das ganze Stück durch sie in seiner Wurzel angegriffen ist. Sch. zeigt uns zu Anfange des Stücks den König als den wahrhaftigen Jupiter tonans, dessen Ueberkraft, nebst der Forderung, völ-

lig angebetet zu werden, allerdings die Nemesis reizen muß. Sie erscheint denn auch wirklich, und zwar so ungeheuer, daß durch die bloßen späteren Worte des Lear: „Ich bin ein alter Mann, gegen den doch mehr gesündigt worden ist, als er gesündigt hat“ gewissermaßen jegliche Schuld von dem grauen Haupte genommen worden ist, und das allertiefste Mitleid, das je ein Dichter hat erreichen können, wirklich erreicht wird. Schröder aber findet für gut, gleich im ersten Akte einen gebeugten alten Mann erscheinen zu lassen, von dem man gar nicht begreifen kann, wie er nach 100 Rittern verlangen mag, da er in der That nur noch einen halben Schritt zum Tode oder zum Wahnsinn hat. — Was soll nun der Schauspieler machen? Mich dünkt, er soll sich nach einer guten Ausgabe des edlen Dichters umsehen, oder, wenn ihm das Englische nicht geläufig ist, sich die brave Vossische Uebersetzung kommen lassen, und nach derselben den Lear geben. — Was übrigens sich aus der Schröderschen Bearbeitung machen läßt, hat Iffland redlich daraus gemacht, und auch von Collin ist dies mit Liebe anerkannt worden.

In manchen Aufsätzen des erwähnten Theils haben wir zuweilen eine Oberflächlichkeit wahrgenommen von der wir nicht einsehen, wie Collin sich dabei auch nur für den Augenblick beruhigen konnte, z. B. wenn wir S. 40 lesen: Einheit des Orts im Drama. Ein Buch macht auf mich einen ganz verschiedenen

Eindruck wenn ich es in Einem Zuge lesen kann, und wenn ich darunter öfter gestört werde, es aber und abermal zur Hand nehme. Durch diese Störungen schwächt sich der Eindruck. Die nämliche Empfindung habe ich bei einem Stücke, dessen Haupttheile sich ohne Unterbrechung fortspielen, und einem, wo ich durch immerwährendes Verändern des Schauplatzes immer und immer gestört werde. „Es ist nicht vonnöthen dergleichen Bemerkungen zu widerlegen, und die von Böhmen nach Sicilien gar leicht hin überschwebende Phantasie gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, als habe sie die Trägheitskraft mit dem Körper gemein, und als fühle sie sich ermüdet und gestört, wenn man ihr nicht auf der Bühne immer denselben Saal präsentirt.

Gleich darauf wird die ungedeihliche Frage aufgeworfen: „Ob die Methode der Griechen oder Shakspears vorzuziehen sey", und die Antwort wird mit großer Bequemlichkeit zum Besten der Griechen ausgesprochen, wobei man nur den Beweis vermißt.

Aehnliches Unbefriedigende können wir noch gar Vieles nennen; doch sey es genug, nur auf die unfruchtbar breite Polemik in der „stillen Gesellschaft" (293 bis 304) und auf die verfehlte Scherzhaftigkeit in „Wahrmund, Bruchstück eines Romans" (352 bis zum Ende) aufmerksam zu machen.

Desto erfreulicher sind die Darstellungen: „Anna Maria Adamberger" (S. I.) „Rosalie Nouseul"

(S. 23) „Raymund Zobel" (S. 307) „Joseph, Graf O'donel" (S. 318) in denen sich ein frommes und durchaus wackeres Gemüth, so wie meistens ein klarer Geist offenbart, und die Ideen zur Verbesserung der Wiener Bühne (S. 25) die, mit steter Hinsicht auf das Ideal, doch auch die nothwendigen Beschränkungen in der Zeit und dem Raum berücksichtigen und zu mildern suchen; und eben deshalb in der edlen Kaiserstadt sicher nicht werden verhallt seyn.

Ein sechster Band, welcher noch eine Nachlese von Fragmenten und die Biographie des Verstorbenen enthalten soll, ist, wie wir wahrhaft bedauern, bis jetzt (August 1814) noch nicht erschienen. Wir freuen uns ganz besonders auf die Biographie und es bedarf gewiß bei dem würdigen Bruder des Dichters, der sie versprochen, keiner Aufforderung, uns dieselbe so bald als möglich zu geben. Er ist selbst Dichter, wie sein Trauerspiel „Bela's Krieg mit dem Vater" beurkundet. Darum begreift er ganz das, was in dem Bruder dichterisch war. Er liebte ihn wie der Bruder den Bruder lieben muß, (wir sagen dieses mit völliger Gewißheit obwohl wir beide treffliche Männer niemals sahen) und eben deshalb wird er auch die Biographie mit Liebe schreiben. Dagegen könnte nun freilich eine gewisse Gattung von Menschen die unser Göthe mit dem lustig trefflichen Worte „Philister" bezeichnet, einwenden, es sey eben gar nicht zweckmäßig, daß der Bruder des

Bruders Leben beschreibe, er werde nothwendig partheilich seyn, und obwohl man die Liebe selbst rechtverzeihlich finde, so könne sie doch unmöglich etwas Solides und Pragmatisches zu Stande bringen. — Wir selbst aber meynen, es könne eben die Liebe am besten eine Biographie schreiben, und nach ihr.... der Haß. Die Gleichgültigkeit niemals; so daß in der That zu wünschen wäre, daß wir von jeglichem bedeutenden Manne und Dichter zwei Lebensbeschreibungen hätten, deren eine von dem besten Freunde; die andere von dem besten Feinde (wenn sich anders ein solcher immer auftreiben läßt) verfaßt worden wäre.

Wir könnten hier unsere Recension schließen, wenn wir nicht noch einem gewissen Einwurfe begegnen müßten, der uns vielleicht schon bei früheren Recensionen gemacht worden ist. Man könnte nämlich sagen, (denn was kann man nicht alles sagen?): Du findest Einiges im Collin vortrefflich, anderes fast mittelmäßig, anderes verfehlt, wie ist das möglich? kommt denn nicht alles aus Einem Geiste? und kann dieser Eine Geist bald Vortreffliches, bald Mittelmäßiges, bald Verfehltes geben? Wir antworten gelassen: Ja, und setzen dann mit derselben Ruhe hinzu: Wir sind Christen, und sollten uns darüber nicht wundern. Ein Acker kann vortrefflich seyn, und wenn Gottes Segen über ihm waltet, so bringt er das eine Jahr köstliche Früchte hervor; aber im

andern fehlt vielleicht Regen und Sonnenschein in gewünschter Abwechslung, und nur spärlich geht die Saat auf. Läßt sich das Gottesgeschenk erzwingen? Giebt es nicht Tage, in denen wir uns ganz Gott-erfüllt fühlen und andere, wo wir vielleicht in halber Dämmerung wandeln? Möge sich immerhin unser Hochmuth sträuben, diese Wahrheit anzuerkennen, es ist dennoch so; und die ganze Geschichte, so wie die einzelne der Dichter, die immer eine wahre Menschengeschichte ist, lehrt es uns also. Schrieb nicht Göthe den Götz und den Clavigo? Schiller den Ritter Toggenburg und die „gelehrte Frau?" Bürger „Als Molly sich loßreißen wollte" und Frau Schripps? und kann denn nicht auch Collin einen „Max auf der Martinswand" schreiben und das Verfehlte, was wir genannt haben?

Wanda, Königin der Sarmaten. Eine romantische Tragödie mit Gesang in fünf Akten, von Werner. 1809.

Schwerlich ist das Publikum über irgend einen deutschen Dichter jemals so uneinig gewesen als über Werner. Während ein Theil ihn für eine Art von poetischem Messias erklärt und mit einer Art von Jüngerleidenschaft an's Herz drückt, ruft der andere sein Veto und Guilty so gewaltig dazwischen, daß man

wohl ahnden möchte, es sey hier ein ganz besonders poetisches Verbrechen verübt worden. Es ist nämlich diesem letzteren Theile schon seit mehreren Jahren zu Ohren gekommen, und er hat zuletzt selbst nachgesehen, und es leider wahr befunden, daß in den Werken dieses Dichters ein unheimliches Gespenst umgehe, welches Mystik genannt werde, und schon des Unheils viel in Deutschland angerichtet habe. Ein dritter Theil endlich der selbst ein wenig Langweiligkeit mit sich herumträgt, begreift gar nicht, wie von Werner irgend eine Art von Aufheben gemacht werden könne, erklärt ihn für entschieden langweilig und lobt sich dafür die Poeten Silbuk und Atnach oder wie sonst die trefflichen Lieblinge heißen mögen.

Recensent, der sonst keineswegs dem ästhetischen Eclecticismus zugethan ist, wird hier vielleicht den Schein desselben nicht vermeiden können und den Verdacht erregen als stelle er sich in die Mitte dieser beiden Parteyen. Dem ist indessen nicht also, sondern er geht an denselben vorüber, ohne eine andere als historische Notiz von ihnen zu nehmen. Seine eigne Ansicht von dem Dichter ist ganz kürzlich diese: Werner ist ein Mann von unbestreitbarem Talent, doch mehr für die musikalische, als für die dramatische Poesie, sein Geist steht gleichsam in der Mitte zwischen dem Extensiven und Intensiven ohne Beides vereinigen zu können. Sein erstes Auftreten mit den „Söhnen des Thales", deren erster Theil beson-

ders Manches enthält was nur ein ächter Dichter hervorbringen kann, schien zu den erfreulichsten Hoffnungen zu berechtigen; doch leider zeigte sich in den späteren Werken durchaus kein Fortschreiten, sondern ein behagliches Ruhen auf dem einmal eingenommenen Platze. Hinzu gesellte sich eine große Neigung zur Mystik die wir indessen geradezu für einen bloßen Irrthum, ja wir möchten beinah sagen für einen doppelten und dreifachen, für einen im Irren irrenden Irrthum erklären müssen. Rec. ist völlig überzeugt, daß wir Deutschen in dem ganzen achtzehnten Jahrhundert keinen einzigen rein mystischen Schriftsteller gehabt haben; dagegen finden wir mehrere die ein besonderes Streben danach beurkunden wobei es wohl kaum des Zusatzes bedarf, daß die Mystik nicht in die Kategorie des Erstrebbaren gehöre. Das Auftreten in Pontificalibus oder im Sarastro-Mantel macht es keinesweges aus, selbst nicht die musikalischen Anklänge die man nicht selten für Ideen giebt, und das häufige Verhüllen der Gedanken mit etwas Symbolischem. Die Mystik selbst durchdringt ein Werk tief innerlich, die neuste, nachgemachte, zahme geht nur blöde in den Vorhöfen auf und ab. Das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert sind die eigentliche Blüthezeit der Mystik. Hier nenne ich Schwenkfeld, dessen Buch vom Abendmahl zu den allerseltensten aber köstlichsten Schriften gehört, Jakob Böhme, den man, wie

es scheint, jetzt, wo sein Name so häufig genannt wird, im Ganzen viel weniger kennt als sonst, wo die frömmeren Menschen ihn in heiliger Stille lasen, so wie er denn auch wahrlich nicht aus einem Paar aufgegriffenen Fragmenten gekannt werden mag, Scriver, Arndt, und den trefflichen Spener, mit welchem letzteren die Mystik (von der auch Sp. nur Anklänge hatte) in Deutschland eingesargt worden zu seyn scheint. Was jetzt noch als Mystik umgeht, ist ein Gespenst, kaum werth das alte Grab zu bewachen. — Es versteht sich indeß von selbst daß hier nur von der Mystik in gedruckten Büchern die Rede ist, nicht aber von der in lebendigen Menschen.

Nach dieser Vorrede kann die Recension der Wanda sehr bald geschlossen werden, indem ich nur im allgemeinen zu sagen brauche, daß dieses Werk alle Zeichen des bedeutenden Talents und alle Zeichen des großen Irrthums des Verfassers trägt. Ganz besonders aber müssen wir die Krampfhaftigkeit tadeln mit der manche Scenen bis zur Widrigkeit und Lächerlichkeit hinauf geschraubt worden sind. So ist dem Verf. einmal das Ungemach begegnet, daß sein Rüdiger und seine Wanda in einer Situation zusammen kommen, die fast gar keine Worte erlaubt. Hier nun hat er sich durch kolossale Parenthesen helfen müssen, in denen den Schauspielern vorgeschrieben ist, daß sie kühne Verzweiflung, durchbohrende Blicke, verschlingende Augen, gefaltete Hände, den

Ton der unendlichen Wehmuth, kalthöhnenden Ingrimm und genügendes Zähneknirschen bereit halten sollen. Die einzelnen Worte die dabei gesprochen werden; „Rügenherzog! — Polenfürstin! — Auf zum Kampf! — ich bin dabei! — Löwenritter! — Heldenjungfrau! — Warst du mein? — Ich laß dich frei!" — könnten denn doch in der That selbst einem Cato ein Lächeln abgewinnen, besonders weil sie etwas Gesangartiges in sich tragen, das der bezweckten Erhabenheit nicht günstig seyn dürfte.

Erfreulich sind indessen auch hier die Proben von des Dichters musikalischem Talent, nach denen wir nicht lange zu suchen brauchen z. B. Seite 12 in der Beschreibung, welche Balderon und Rüdiger entwerfen.

Vor allen aber ausgezeichnet ist der Gesang-Chor der Geister von Libussas Jungfrauen, der von einem Wohllaut der Sprache beseelt ist, wie wir ihn nur bei sehr wenigen deutschen Dichtern antrafen. (S. 84.)

Uns Jungfrau'n nebelgrau,
Uns netzt kein Regen nicht,
Uns wärmt kein Sonnenlicht,
Uns kühlt kein Thau;
Uns schmerzet keine Qual,
Uns labt kein Freudenmahl,
Noch bunter Farben-Pracht:
Wir ruh'n in Nacht!
Was mit uns wird und war,

Was wir gehaßt, geliebt,
Was uns erfreut, betrübt
Nichts ist uns klar;
Ob wir's erhaschten auch
Zerrinnt's wie Morgenrauch,
Wiegt uns der süße Traum:
Im öden Raum! —

Doch uns im Innern bebt:
Ein Ton der uns durchdringt,
Ein Ton der wiederklingt,
Der liebt und lebt;
Wenn dieser Ton ertönt
Dann ist der Leu versöhnt:
Die Harfe lispelt Ruh
Uns Müden zu!

Sollte Jemand so unglücklich gewesen seyn, nicht zu wissen, daß die deutsche Sprache auch die musikalischste von allen neueren sey, der spreche nur jenen Chor deutlich aus, (sollte er sonst auch nur mittelmäßig sprechen) und er wird aufhören zu zweifeln.

Ich wünsche sehr, daß Wernern dieses Lob durchaus nicht genügen möge, denn er vermag ein Höheres zu gewinnen. Ich wenigstens gebe noch immer die Hoffnung nicht auf, er werde uns einst ein gediegenes Ganze liefern, dem keine Zeit und kein Recensent etwas anhaben kann.

So schrieb ich 1810, und äußerte die Hoffnung, daß „der 24. Februar“, der damals noch ungedruckt war, ein solches gelungenes Ganze seyn werde. Es ist auch allerdings ein Ganzes, aber ein unerfreulich Heidnisches Ganze, ein streng hinauf gethürmter Eisberg, der von der Kraft und der Kunst des aufthürmenden zeigt; uns aber keine freundliche heimathliche Stätte bietet.

Diesem schauerlich kalten Februartage steht gegenüber die heilige Kunigunde. Sie ist warm, und weich, und süß, und nicht-heidnisch. Aber die Wärme ist sichtbar geleitet und mit sichtbaren aromatischen Düften durchräuchert, die Weichheit ist, trotz einigen Anwandlungen von Gesundheit, kränklich. Die Süßigkeit wird zur süßlichen Honigartigkeit, deren man sich höchstens im Genusse ein wenig erfreut, keinesweges nach demselben; das Nicht-Heidnische endlich, das Christliche, wird hier nicht selten zur Pracht, zum Prunk, zur bloßen Rede.

Zur Rede! — mit diesen Worten haben wir einen Theil des Jammers unserer Zeit ausgesprochen. Durchwehen, durchglühen, durchleben soll die Religion jedes Kunstwerk, das ein Christ aufstellt; aber der Christ soll das Heilige nicht zu viel besprechen; und nicht glauben, daß, wenn es nur häufig genannt werde, es auch schon da sey. Unter allen Koketterien ist die Koketterie mit

dem Christenthum die gefährlichste und gräßlichste.

Ich bin weit entfernt, Wernern selbst in dem ich sehr viel Edles zu finden glaube, eine solche Kokketterie Schuld zu geben; aber der Dichter soll auch den Schein vermeiden, und hier hat ihn der Dichter nicht vermieden.

Und dennoch gebe ich auch jetzt die Hoffnung nicht auf, daß Werners Talent sich einst noch eine neue Bahn öffnen, und ein Werk hervorbringen werde, das man mit fröhlicher Ueberzeugung ächt, tief und klar nennen darf.

Mögen immerhin Einige über diese Hoffnung, und Hoffens-Virtuosität lächeln; ich lasse sie mir um des Lächelns willen nicht nehmen.

Das Käthchen von Heilbronn, oder die Feuerprobe, ein großes historisches Ritterschauspiel von Heinrich von Kleist. (Aufgeführt auf dem Theater an der Wien den 17. 18. und 19. März 1810.)

In einer Zeit wie die unsrige, die wenigstens in Hinsicht der poetischen productiven Kraft keinesweges reich zu nennen ist, wo sich das deutsche Gemüth oft in den Kopf allein oder vielmehr nur in einen Theil des Kopfes, oder gar zuweilen lediglich in die

Schreibfinger gezogen hat, wo man sich nur größtentheils mit poetischen Worten, aber nicht mit poetischen Werken schlägt, in einer solchen Zeit ist es gar sehr erfreulich, einen neuen Dichter zu finden, der da in der That und Wahrheit ein dichterisches Gemüth mitbringt und ein Werk liefert, das in sich selbst beruht und fest stehet. Damit wollen wir dieses Werk keinesweges für vollendet erklären; wohl aber angedeutet haben, daß das Vortreffliche in demselben das Verfehlte bei weitem überwiege. Zuvörderst hat der Dichter einen Stoff gewählt, den wir nicht anders als durchaus interessant und ächt dramatisch nennen können. Man gelangt zu der Gelegenheit, dieses Lob auszusprechen, jetzt so selten, daß wir es schon um deshalb accentuiren möchten. Unsere vornehm thuende Formpoeten kümmern freilich sich wenig um den Stoff; doch die dichterische Nemesis rächt eine solche Vernachläßigung wie wir wissen nur zu sehr und die kalten „ausgeblasenen poetischen Straußeneier", von denen wir bereits an einem andern Orte redeten, sind die Folge davon. Ganz anders dachte hierüber der offne edle Schiller von dem uns einst der verstorbene Huber erzählte, er habe oft, in den Jahren 1784 ff., voll hohen Eifers ausgerufen, er würde zuweilen gern sein letztes Hemd für einen guten tragischen Stoff hingeben.

Gehen wir jetzt zu den Charakteren über, so dürfen wir ohne Scheu behaupten, daß der des Heil=

bronner Käthchens durchaus neu und in seiner Neuheit vollendet sey. Ferner, daß wir ihr Verhältniß zu dem Grafen vom Strahl für ein rein poetisches, noch nie gezeichnetes halten. Hier ist es, wo wir den wahrhaften Dichter erkennen. Daß ein Buch gute oder auch vortreffliche Stellen hat, ist wenig, und gewöhnlich, denn eine jede Schrift, die dergleichen nicht hat, möchte man fast ungewöhnlich schlecht nennen. Daß ein oder mehrere Charaktere kraftvoll begonnen und glücklich durchgeführt werden, und daß sie sich in gewählten Situationen abspiegeln, ist bei weitem mehr; dennoch haben wir Beispiele, daß auch der reinen trefflichen gediegenen Prosa und der bloß tiefen Verständigkeit dergleichen gelingen möge. — Aber ein durchgeführtes Verhältniß wie z. B. Mignons zum Wilhelm Meister, des Prinzen Heinrich zum Fallstaff, des Sancho zum Don Quixote, des Siebenkäs zum Leibgeber, gelingt nur dem poetischen Genie. Etwas Aehnliches ist unserm Kleist in Käthchens Verhältniß zu dem Grafen vom Strahl geglückt. Hier war die Grenzscheide, wo der Verstand allein nicht ausreicht, und die Poesie allein den Weg zeigt, und sie hat ihn den rechten geleitet.

Wenn wir bei dieser Gelegenheit noch bemerkt haben, daß fast jedes entschiedene Lob, das man einem Dichter zollt, fast immer wie ein Machtspruch klingen muß; vor welchem Vorwurf wir uns indessen, durch das einfache Hinzeigen auf das Buch sel-

ber, verwahren wollen, so können wir jetzt sogleich zu dem Tadel übergehen, den manche, ja viele, Partien dieses Buchs verdienen. Wenn wir zu jenen beiden bereits genannten vortrefflich gezeichneten Charakteren, noch Käthchens Vater hinzurechnen (ob er gleich Seite 21 und 22 aus dem Costüm zu gehen scheint) so finden wir auch nicht einen mehr, den wir als vollständig anerkennen könnten. So haben sich Helena und Eleonore, Maximilian von Freiburg, der Rheingraf von Stein, vor allen aber Gottfried Friedeborn, Käthchens ehemaliger Bräutigam gar kümmerlich behelfen müssen mit einem paar Strichen, die der Verfasser gleichsam im Fluge an ihre Charakteristik gewandt hat. Kunigundens Charakter, mit dem es dem Verfasser ein hoher Ernst gewesen zu seyn scheint, ist dagegen so stark und grell ausgezeichnet worden, daß man ihn dafür fast lieber verwischt und verwaschen wünschen möchte, denn in der That, so wie er jetzt dasteht, ist er widrig und hart, und es könnte dabei gar leicht jene Empfindung erregt werden, die leider nicht vermieden werden kann, wenn die Phantasie mit der.... Magenhaut collidirt. Wir müssen ferner bemerken, daß fast jede Scene in welcher Käthchen nicht erscheint, ohne den gehörigen Fleiß, ja sogar ohne Fülle von Liebe behandelt worden ist, was um so bemerkbarer wird, da jede andere, in der das herrliche Mädchen (das durch ihre verletzenden Umgebungen nur noch herr-

licher wird) wieder auftritt, in vollem Licht und reiner Wärme prangt. Hie und da geht auch das Stück zu sehr in die Breite, und es kann uns dabei zu Muthe werden, als hörten wir einem zwar sehr interessanten, doch zu weitläufig behandeltem Prozesse zu, dem man eben, weil er uns so sehr anzieht, um so mehr Concentration wünschen möchte. Endlich müssen wir noch bemerken daß der fünfte Akt sich nicht eng genug an den Schluß des vierten zu schließen scheint, und daß der fünfte die hochgespannten Erwartungen nicht völlig befriedigt. Dürften wir uns eines recht gewöhnlichen Ausdrucks bedienen, so würden wir sagen, der Dichter habe seines Sieges gewiß, in dem genannten Akte es „gar zu sacht angehen lassen."

Fassen wir unser Urtheil über dieses Werk mit wenigen Worten zusammen, so möchte es etwa so lauten: Das Gute in demselben gab der Genius der Poesie selbst ein, der, wie verlauten will, einigen hundert anderen neueren Poeten, selbst auf die magischsten Beschwörungen nicht erscheinen will; das Verfehlte kann die Feder mit leichten raschen Zügen tilgen; und wohl dem Dichter, der nur solche Fehler sich zu Schulden kommen läßt, die man ausstreichen kann, ohne dem Werke selbst an das eigentliche Leben zu greifen.

---

*

So schrieb ich im Jahre 1810, rasch nur andeutend den entschiedenen Werth des Werkes, zugleich aber auch mittheilend eine ziemlich weitläufige Stelle des Gedichtes, die den Styl desselben einigermassen bekunden sollte. Diese ist jetzt getilgt worden, da ja das Werk selbst gewiß nicht ungelesen geblieben ist.

Eine finstere Stunde ist seitdem gekommen, die uns den kraft- und talentreichen Heinrich von Kleist genommen hat. Der gewöhnliche Mensch spricht dabei das Gewöhnliche, was er in mittelmäßigen Büchern über das freiwillige Aufgeben des Lebens gelesen, oder in flachen Gesellschaften vernommen, der Schlechte tobt, oder redet auf Pharisäerweise; aber der Christ faltet mit inniger Inbrunst die Hände, und heilt seinen Schmerz durch den Gedanken an des milden Erlösers ewige Güte und Liebe.

Wir setzen über Käthchen von Heilbronn nur noch zwei einfache Bemerkungen hinzu. Erstens. Auch sehr wackere Menschen haben geklagt, daß es ihnen kaum möglich sey, die Mishandlungen mit anzusehen, denen das liebe Käthchen ausgesetzt werde. Ich erwiedere darauf, daß wohl niemand das herrliche Mädchen inniger lieben könne als ich; daß aber meine Anschauung durch jene Mishandlungen, in Beziehung auf das Mädchen selbst, gar nicht getrübt werde. Ihre Tugend wird nur immer reiner, je mehr sich die andern an ihr versündigen; und all der Sturm und Staub und Regen, der sie umrauscht,

vermag gar nicht die schneeweißen Flügelchen zu verletzen, oder zu beflecken, denn es ist als bewegten sie sich in einem ganz eigenen Elemente, das seine aparte Sonne hat. — Nur die Mishandler und Mishändlerinnen haßt und verachtet man desto gründlicher, indem ja bekanntlich jeder Mann sich entadelt, der einem lieben tugendhaften Mädchen unwürdig zu begegnen vermag. Dieser Haß ist aber gleichfalls in diesem Stücke nicht störend, da wir uns zu diesem Gefühle kaum rechte Zeit nehmen, indem wir stets wieder mit unsern Gedanken zu Käthchen zurückkehren.

Zweitens fühlte der mit sich selbst sehr strenge Dichter gar wohl das Ungenügende in dem letzten Drittheil des Stückes, und hatte den Plan gefaßt, es umzuarbeiten. Dann sollte auch noch zur gänzlichen Beruhigung gewissermassen ein zweiter Theil folgen. Hier sollte endlich der Graf durch irgend ein vielleicht nur leises Wort Käthchen dergestalt verletzen, daß sie nun i h n fliehen m ü ß t e. Kaum aber flieht sie ihn, so fühlt er mit unendlicher Gewalt, wie sehr er an ihr gesündigt und was er in ihr verloren habe. Ihre Schmerzen, obwohl die tiefsten, waren doch immer harmonisch und graziös; wir zweifeln, daß die seinigen sich würden so gestaltet haben können. Dennoch geneset er i n jenen Schmerzen zu höherer sittlicher Reinheit und Würde, und sie d a r f ihm am Schlusse vergeben: und das tiefe Glück der geläu-

tertsten, innigsten Liebe schließt das Ganze harmonisch.

Das wollte der muthig ringende, edle Dichter; doch die dunkle Stunde endete unsere Hoffnung. — Es ist vi l, sehr viel Schönes und Kräftiges mit ihm begraben worden.

Verschiedene Bemerkungen nach der Lektüre sehr verschiedener Schriften, oder nach der Aufführung sehr verschiedener Schauspiele.

Seitdem Schiller in einigen ergötzlichen Epigrammen seinen sehr gerechten Unwillen gegen einige hundert bürgerliche Trauerspiele an den Tag gelegt hat, geht die Meinung wie ein halb grau gewordenes Bonmot von Mund zu Mund, es sey mit der bürgerlichen Tragödie überhaupt wenig oder gar nichts, und man könne in einer Hütte wohl einen erträglichen Schäferroman spielen; aber das Tragische offenbare sich nicht sonderlich darin. Unsre Ansicht weicht indessen ganz davon ab; denn wir glauben daß das Schicksal keinen sonderlichen Unterschied mache zwischen einem Königspallast und einem kleinen Landpredigerhause, denn in beiden kann der tragische Dolch gezuckt werden, und in beide kann der tragische Blitz schlagen.

Wir wissen alle, wie uns zu Muthe wird auf der nächtlichen Terasse in den ersten Scenen des Hamlet, und noch vor seiner Erscheinung ahnden wir schon den Geist des alten Dänenkönigs, der die Menschen aus dem Schlummer schreckt, um einen ungeheuren Frevel aufzudecken. Aber eben weil wir ihn erwarteten, ergreift uns seine Erscheinung desto tiefer, denn wir haben Raum gemacht für ihn in unserer Seele. Keine Exposition irgend eines uns bekannten Trauerspiels erreicht an wirkungsvoller Tiefe die des Hamlet. Die zweite Erscheinung des Geistes wird besonders grausenerregend durch den Umstand, daß oben der elende Mörder schwelgt, und seine Schwelgereien durch Trompetenstöße verkündigen läßt, während unten der Schatten des edlen Todten wandelt.

Jeder Dichter wird uns verletzen der das Nicht-Gnade-finden-können irgend eines Menschen, sey es auch ein trüber Verbrecher, zeichnet.

Fast alle deutsche Dichter die sich dem Drama ergeben, liefern wie bekannt, fast nur Trauerspiele, und, seltsam genug, liebt das größere Publikum, in so weit wir es kennen, fast nur Komödien und Possen. So wenigstens zeigt es die Oberfläche. Nä-

her betrachtet möchten wir im Allgemeinen etwa Folgendes finden: Der Deutsche hat von Natur einen Hang zum Ernsthaften, Feierlichen, Großen und Tragischen; aber eben weil er es mit diesem allen recht ehrlich meynt, so verlangt er auch den Scherz, und zwar den muthwilligsten und lustigsten, den er allerdings wagen darf. Dieser Hang zum Lustigen, zur Parodie seiner tieferen Natur, der sich durch die ganze Literaturgeschichte der Deutschen klar erweisen läßt, wird nun von den neueren Dichtern fast nie befriedigt, und daher das seltsame mitunter sogar bittere Verhältniß zwischen manchen derselben und dem Publikum Wir hoffen von unserer braven Zeit, die uns so viel Gutes gebracht hat, daß sie auch die Lösung jenes Verhältnisses bringen werde.

Zwar sagt ein wohlbekannter Dichter: Narren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge; aber sie helfen uns nur, ach! zur Komödie nichts. Und er hat leider nur zu oft Recht; allein bei näherem und fröhlicheren Hinblick finden wir doch auch gar manche sehr ergötzliche deutsche Narren, und unter ihnen möchte der Menschenkenner von Profession, der etwa mit Knigge's Buch in der Tasche auf Beobachtungen ausgeht, wie auf die Fuchsjagd einen der ersten Plätze einnehmen. Ein solches Menschenkennerei treibendes Wesen, mit Iro-

nie und Feinheit geschildert, könnte recht eigentlich ein deutsches Lustspiel bilden.

Jeder poetische Muthwille kann uns erfreuen und wäre er auch der ausgelassenste und ein in's Unendliche gehender, sobald er nur sich für weiter nichts ausgiebt als für Muthwillen. Selbst wenn es eine bloße reine Naivetät ist, wie z. B. in der wohlbekannten altdeutschen Komödie, wo der liebe Gott die Kinder Eva Kain und Abel aus dem lutherschen Katechismus examinirt, so möchten wir darüber durchaus keinen Lärm schlagen, als sey dergleichen unsittlich, denn jener fromme Dichter konnte mit Sancho (den Herder den weisesten aller Statthalter nennt) gar wohl mit Ruhe sagen: „Gott versteht mich." Das aber vermochte Voltaire nie, und dachte z. B. bei seiner „femme qui a raison" gewiß durchaus nicht daran. Der Scherz nämlich den er hier anbringt, ist sehr ernsthaft, und eben deshalb sehr betrübend.

Otto von Wittelsbach, veranlaßt durch Götz von Berlichingen, gehört allerdings zu den bedeuterndern Gemäldern der eben so oft verkannten als unbeholfen dargestellten deutschen Ritterzeit. Was wir am meisten an demselben schätzen ist die

Darstellung des Helden selbst, der, um ihn mit Einem Worte zu loben, ein wirklicher deutscher Ritter ist. Zugleich müssen wir anerkennen, daß es sehr schwer war ihn zu zeichnen, was sich wohl beweisen läßt, und so viel wir wissen noch nie bewiesen worden ist. Der Held erscheint gleich zu Anfang nach einem Ritt von sieben Tagen, um die eheliche Verbindung seines Vetters rückgängig zu machen. Er kommt zu spät, die Trauung ist vorüber, und er schilt umsonst. Er beleidigt die neu vermählte Gattin, was schon an und für sich etwas Widriges hat, wird aber eines besseren belehrt, und bittet ab. Da nun nichts mehr für ihn an diesem Ort zu thun ist, so kehrt er zum Kaiser Philipp zurück, und hält um dessen älteste Tochter an. Er kommt abermals zu spät, er wirbt um die zweite Tochter, und erfährt zum drittenmal, er sey zu spät gekommen. Der Kaiser bietet ihm dann eine Verbindung mit der Tochter des Herzogs von Polen an, für die sich kein Zuschauer zu interessiren vermag, er geht in den Gedanken ein, empfängt aber einen Uriasbrief statt eines Empfehlungsschreibens u. s. w. Eine solche Geschichte eignet sich in der That fast mehr für das Lustspiel als für die Tragödie. Jedes Zuspätkommen, besonders ein wiederholtes, hat immer selbst für den Ernsthaften etwas Lächerliches, möge es sich auch unter den traurigsten Umgebungen, ereignen. Man erinnere sich des letzten Blattes von Hogarth's „Hei-

rath nach d·r Mode." Auf diesem fürchterlichen Bilde sehen wir eine sterbende Frau, die so eben Gift getrunken, wir sehen den ganzen Greuel des Lasters und des lasterhaften Todes; aber dort im Hintergrunde geht so eben ein Arzt mit pathetischem Schritt und aufgehobenem Stock zur Thüre hinaus. Ueber diesen Doktor hat bisher vielleicht noch kein Mensch, der das Bild gesehen, das Lachen lassen können, und wenn auch so eben noch sein Blick auf der Leiche geruht hätte. Warum? der pathetische Mann ist zu spät gekommen, und das Zuspätkommen ist nun einmal schlechthin lächerlich. — Ist es nun aber auch Otto? Nein. Und hier hat die Kunst des Dichters allerdings etwas Ausserordentliches bewirkt, das wir mit Freuden rühmend anerkennen.

Ausser dem Helden selbst wollen wir auch noch die Zeichnung des Friedrich von Reuß als lobenswerth erkennen; dann aber sind wir mit unserm Loben fertig. — So, als reines Garnichts, hat sich noch nie ein deutscher Kaiser gebärdet, als hier Babo den Philipp sich gebährden läßt, solche Ritter waren nie wie Kallheim und Menzel. — Ueberhaupt wie wäre es, wenn wir (um uns recht popular auszudrücken) den ganzen Spieß des Stücks einmal umkehrten? Otto und Philipp stehen in der Geschichte ganz anders da; und, obwohl wir des Dichters Recht die Geschichte mit Freiheit zu benutzen, durchaus nicht kränken wollen, so scheint uns doch hier ge-

rade die Geschichte selbst unendlich poetischer, als das, was uns der sonst sehr ehrenwerthe Babo gegeben hat.

Hamlet. — — — Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.

Also Schiller in dem allberühmten Gedicht: „Shakspears Schatten.“ Ohne Zweifel haben auch gar manche der wackeren Bewohner Berlins mit ihm das Gleiche gesprochen; ja sie haben nicht einmal das Gleiche sprechen können, sondern etwas noch Trüberes sprechen müssen. Denn wenn uns recht ist, so verfloß schon mehr als ein Jahr, seitdem jener geharnischte Geist nicht über unsere Bühne hinweggegangen ist.*) Und als er das letztemal, oder die letztenmale über die Bretter schritt, da war es nicht in dem ächten Hamlet, sondern in dem von Schröder misverstandenen und verwässerten.

Ueber den Hamlet selbst wollen wir hier nicht ausführlich reden. Dies Werk ist von jeher das Studium aller gebildeten Männer Europa's gewesen, und längst haben es die größten Dichter und Philosophen für das tiefsinnigste aller Dramen erklärt; ja was nicht zu vergessen ist, Shakspear hat hier mit einer so wunderbaren Macht gewirkt, daß selbst der Ge-

---

*) Wurde 1815 geschrieben.

ringste im Volke etwas Aehnliches wenigstens dunkel ahndete, und auf diese Weise fast gleich gesinnt wurde mit den besten Wortführern seines Vaterlandes. — Und unser edles Berlin, das schon im Jahre 1798 oder 99 dem ganzen Deutschlande das erste gute Beispiel der Aufführung des ächten Hamlet gab, es sollte späterhin sich mit dem geringeren Pseudo-Hamlet oder dem Titularprinzen von Dänemark begnügen?

Dennoch könnte die Frage aufgeworfen werden, ob nicht, die Verfehltheit des Schröderschen Hamlet zugegeben, durch eine neue Einrichtung jenes Werks für unsere Bühne dasselbe der Mehrheit des Publikums noch näher gebracht werden dürfte. — Man könnte sich dabei auf drei gar sehr vortreffliche deutsche Männer berufen, auf Bürger und Schiller, die den Macbeth, und auf Göthe der Romeo und Julie für die Bühne bearbeitet hat. Wir erwiedern darauf, daß wir zwar allerdings bei unserer Ansicht bleiben müssen, es könne dem Dichter durch keine mögliche Bearbeitung etwas gegeben werden; wohl aber glauben wir allerdings, daß, wenn einmal eine solche verlangt wird, die schonendste und mit der höchsten Ehrfurcht übernommene die beste sey. In Beziehung auf den Hamlet möchten wir deshalb Folgendes bemerken, das ganz einfach ist, und wovon zum Theil auch schon in Wilhelm Meisters Lehrjahren geredet wird.

Zuvörderst müßte das Werk, wie kaum zu erinnern nöthig ist, im Versmaaße des Originals wiedergegeben werden. Zwar scheint Wilhelm Meister selbst eine Uebersetzung in Prosa im Sinne gehabt zu haben; doch abgerechnet, daß Göthe überhaupt mit diesem Helden seines Romans eine entschiedene obwohl sehr angenehme Ironie treibt, scheint jene Uebersetzung auch nur zu dem Nothbehelf für den Augenblick zu dienen, und in jedem Falle würde auch Wilhelm, den wir nun einmal in diesen Augenblicke als einen wirklich existirenden Mann betrachten wollen, die seinige weggeworfen haben, wenn er die Schlegelsche Arbeit erlebt hätte.

In den drei ersten Aufzügen ist unseres Erachtens nach nichts zu verändern, als höchstens wenn es für gut gefunden würde, in Hinsicht der sogenannten Anständigkeit, einige Reden und Ausdrücke. Wir sind keinesweges gewillet, jemals einzuräumen, als sey der wahrhaftige Anstand in irgend einem Werke des Dichters auch nur durch ein Wort verletzt worden, worüber wir uns gelegentlich ausführlicher erklären wollen, wenn wir von den wirklichen Unanständigkeiten in gewissen neueren Schauspielen reden werden; dennoch soll man allerdings Rücksicht nehmen auf die Zeit, in der Shakspear schrieb und auf die, in der wir leben. So möge denn die Feder immerhin in jener Beziehung ein wenig tilgen oder mildern, nur wolle der Tilger und Milderer nim-

mermehr glauben, er habe zu solcher Arbeit ein objektives Recht. Solche Anmaßung sey fern.

Ferner könnte vielleicht hie und da, d. h. in sehr seltenen Fällen eine andere scenische Anordnung für bequemer gehalten werden. Man kennt Shakspears großartige, ja beispiellose Sorglosigkeit in Hinsicht des Druckes seiner Schauspiele. Ihm war es genug, daß sie da waren, daß er die Freude des Schaffens und Bildens, und seine lieben Landsleute die des Anschauens gehabt hatten. So ist es denn gekommen, daß mehrere seiner Werke (bekanntlich) durch fremde Hände in den Druck gekommen sind, und zum Theil durch solche Hände welche Personen gehörten, die den Dichter durchaus nicht verstanden. Daher so manche Zusätze, die indessen — gar nichts schaden, da sie im Augenblick sichtbar sind: denn sehr wahr ist, was Lessing bereits 1758 in den Literaturbriefen bemerkte, daß jede Zeile des Dichters mit einem so ganz eignen und unverkennbaren Stempel bezeichnet sey, daß gar nichts Fremdes sich daneben halten könne. Schlimmer aber ist die scenische Anordnung selbst, in der die frühern Herausgeber nicht selten gefehlt haben. Hier darf der neuere Kritiker allerdings Aenderungen wagen: doch im Hamlet nur mit besonderer Bedenklichkeit, da dieser allerdings mit größerer Sorgfalt abgedruckt worden ist, als manche andere Schauspiele des Dichters.

Aber der vierte Akt ist der Stein des Anstoßes; — nicht für uns, denn wir wagen zu behaupten, daß wir jedes Wort darin rechtfertigen wollen. Doch kann allerdings entschuldigt werden wenn hier Einiges geändert wird. Hamlets Seereisen ist uns Bewohnern des festen Landes etwas Fremdartiges; darum möge sie immerhin getilgt werden. Claudius muß sie wollen, Hamlet zu folgen bereit seyn, doch ein Ehrenpunkt ihn hindern: Laertes Zurückkunft. Aehnliche Aenderungen in diesem Akt bieten sich leicht dar. Im fünften Aufzuge endlich giebt die seltsame Parenthese bei Gelegenheit des Zweikampfes zwischen Laertes und Hamlet: „Sie wechseln in der Hitze des Gefechtes die Rapiere" zu Zweifeln Anlaß, die leicht gehoben werden können, und wo abermals eine Aenderung erlaubt wäre.

Dies ist aber auch fast alles, war wir nach unserer individuellen Ueberzeugung mit gutem Gewissen bei der Einrichtung des Stücks für unsre Bühne zu ändern uns erlauben würden. Sollte eine solche unternommen werden, so würden wir ganz besonders für den jungen Osrik, einen der allerergötzlichsten Charaktere die je geschildert worden sind und für den herrlichen Prinzen Fortinbras, dessen Erscheinung am Schlusse alles beruhigt, und der allein werth ist nach Hamlet zu herrschen, um Schonung und Achtung bitten.

Obigen Aufsatz schrieb ich bereits vor mehreren Wochen, keineswegeс ahndend, daß die Aufführung des Stückes bevorstehe. Es war leider die Schrödersche Bearbeitung, so daß nun vollends mit doppeltem Recht jene Bemerkungen ihre Stelle einnehmen mögen; aber wir finden für gut zur Belegung unseres Urtheils noch einiges wahrhaft Schreiende über jene Bearbeitung hinzuzufügen. Hamlet bleibt hier am Ende des Stückes — am Leben, und dies einzige Wort wäre schon der vollendetste Beweis, daß der uns sonst höchst ehrenwerthe Schröder das ganze Werk nicht verstanden habe. — Wie? Dieser Jüngling, dem das feinste und gefährlichste aller Gifte, das halb-metaphysische in allen Adern schleicht, er, der jede Blüthe der Jugend und der Liebe mit schneidendem Witze zerreißt, er, dem die ganze Welt wie ein wüster Garten erscheint, den nur verworfenes Unkraut erfüllt, der, seine eigene Schwäche kennend, sich mitunter fast an der (ungerechten) Selbstverachtung schauerlich ergötzt, der — wir dürfen das gräßliche Wort nicht scheuen — dem Leben selbst die Farbe, ja fast möchten wir sagen das Fleisch abreißt, und nur das Gerippe desselben umarmt hält, mit dem er zuweilen fast musikalisch spielt, — er soll leben und herrschen? Ihm kann, so lange er — Er bleibt, kein Gott helfen, und gerade der Tod der ihn in's Leben zurückführt, ist die mildeste Beruhigung in dem un-

geheuren Werke. — Leben und herrschen nach ihm; so wollte es der weise Dichter, soll der kühne Fortinbras, der beides versteht.

Aus dem Polonius, der hier seltsamer Weise seinen unschuldigen Namen ablegen und in Oldenholm verwandeln muß, vermag hier kein Mensch klug zu werden, da der Bearbeiter selbst nicht hat aus ihm klug werden können, und manches höchst Nöthige aus seiner Rolle ausgelassen. Wilhelm Meister ist desto besser aus ihm klug geworden, indem er ihn einen ehrlichen Schurken nennt, wobei sich dann gar leicht die Zusätze ergeben: ein weiser Dummkopf, ein allzeit fertiger, vortrefflich-abgeschmackter Redner, ein treulos-treuer Unterthan, ein zärtlich liebender Vater, der aber dennoch seine Kinder wohl — verkaufen könnte, die personificirte officiosa sedulitas u. s. w. Alles das hat Shakspear mit vollendeter Klarheit geschildert; aber die Bearbeiter haben eine dichte Wolke von kritischem Tabacksdampf darüber geblasen die man erst hinwegnehmen muß, um klar zu sehen. — Daß übrigens der arme Mann von Hamlet erstochen wird, der einen ganz andern treffen wollte, ist der ungeheuerste tragische Scherz, der je gewagt worden ist, und der fast trüber wirkt als der schneidendste Ernst.

Eben so unklar steht hier Laertes, den der Bearbeiter für einen trefflich kraftvollen und wahrhaft feurigen Jüngling gehalten zu haben scheint. Das

ist er durchaus nicht, wie man aus dem Original sehen wird. Er ist fast nur — ein junger Polonius, höchst lästig gegen seine Schwester in breiten fast beleidigenden Ermahnungen, dem eigenen Vater, der ihn gewiß am besten kennt, verdächtig und stets voll aufgedunsener Redensarten z. B. selbst bei dem Anblick der gränzenlos leidenden Schwester;

— — — — O Hitze, trockne
Mein Hirn auf! Thränen siebenfach gesalzen
Brennt meiner Augen Kraft und Tugend aus! — —
Bei Gott dein Wahnsinn soll bezahlt uns werden
Nach dem Gewicht bis unsre Wagschaal sinkt.

Hier ist offenbar kein ächter Schmerz, wohl aber in den nächstfolgenden köstlich einfachen Worten:

„O Maienrose, süßes Kind! Ophelia
Geliebte Schwester!" — —

Doch so Einfaches genügt ihm nie und er verderbt sogleich wieder alles durch eine eiskalte, witzig-antithetische Bemerkung. — Daß der Dichter hier abermals mit großer Besonnenheit bildete, bedarf hoffentlich des Beweises nicht.

Nicht ein ähnliches Misverständniß, wohl aber eine große Unbeholfenheit hat der Bearbeiter begangen in der Scene wo Güldenstern zum erstenmale auftritt.*) Man ist in der That geneigt ihn für

*) Leider stebt hier Güldenstern allein, und es fehlt Rosenkranz. Warum leider? darüber sehe man Wilhelm Meister, der sehr gründlich auseinander

einen recht ehrlichen Mann zu halten, worauf er denn doch wohl selbst keinen Anspruch macht.

Daß Fortinbras ausgelassen, thut uns in der Seele weh, denn seine Erscheinung ist die beruhigendste, die jemals ein Dichter hervorgerufen. Im Hamlet aber ist jede Beruhigung der höchsten Freude und Sehnsucht werth; auch erscheint dieser junge Prinz, um es mit einem Worte zu sagen, als der einzige vollendet gesunde in dem ganzen unendlich schweren Werke. Auch sollte er der Einzige seyn.

Ophelia ist hier gleichfalls unvollständig, und es vermag auf diese Weise Niemand zu begreifen wie sie in ihrem Wahnsinn zu den Liebesliedern, die wir nicht näher bezeichnen wollen, gelangen kann. Möchte man doch endlich einsehen, daß Shakspear bei jedem Charakter, den er anlegt, die tiefste Absicht hat, und daß man wirklich in das Leere fällt, wenn man ihn dabei in die Schule nehmen und verbessern will.

(Nach den Ansichten, die dieser kleine Aufsatz ausspricht, bearbeitete ich den Hamlet für die Geburts- und Todesfeier Shakspears, und ich werde gelegentlich das Nähere darüber dem Theile des Publikums mittheilen, für den Arbeiten dieser Art Interesse haben.)

---

setzt, weshalb dem einzelnen einfachen Horatio (bei Schröder, seltsam überflüssig, in Gustav verwandelt) ein Paar bunter Höflinge gegenübersteht. Ueberhaupt sollte Wilhelm Meister keinem Künstler unbekannt seyn, und wir hoffen, er werde es auch nicht.

V.

Gedichte.

V.

Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Schiller.

Prolog

zu meiner neuen Bearbeitung des Hamlet, die am 23. April 1816, am Geburts- und Sterbetage Shakspears, in Berlin gegeben ward.

Es ist ein ernst bedeutungsvoller Tag,
Der heut uns hier in diesem Saal versammelt;
Denn dieser Tag nahm vor zwei hundert Jahren
Den theuren Dichter aus der Menschen Mitte,
Und von der Erde, die sein Geist geadelt,
Hinauf zum Himmel, den sein Geist geahndet,
Ja schon in milden, selig-süßen Bildern
Wie es der Seher nur vermag, dem trunknen Herzen,
Dem trunknen Auge vorgezaubert hatte.
Er starb — o möge dieses Wort das trüb ertönt,
Euch schonend nur und sanft das Herz berühren!
Er starb — wir sehen ihm mit Schmerzen nach,
Doch auch mit Wonne, denn was auch die dunkle Stunde
In der Erscheinung wegzuführen wußte,
War wenig und gering; des Lebens Leben,
Das er errang, vermag sie nicht zu rauben.
Er lebt, und stets erneut sich dieses Leben,

Es rückt uns näher, immer näher stets
Und unserer Liebe, unserm ernsten Fleiße
Enthüllt sich immer mehr die reiche Welt,
Die seine Kraft hier auf die Bühne rief. —
Daß diese Bretter jetzt die Welt bedeuten,
Wohl danken wir es manchem edlen Meister;
Doch ihm vor allem, der die Meister lehrte.
Vor ihm verstummet gern der Stolz, und alle
Vereinen sich um ihn in gleicher Liebe,
Wie edle Söhne um den edlen Vater.
Ihm folgen alle gern in's Zauberreich,
Das er mit ruhiger Gewalt erschuf,
Sie folgen gern ihm auf die heitern Fluren,
Wo Scherz und Liebe um die Schäfer spielen,
Musik und Mondschein sich auf Blumen wiegen.
Sie horchen gern, wenn er die heilgen Räthsel
Des Lebens uns enthüllt, den tiefen Abgrund
Der Menschenbrust erschließt, ja selbst in's dunkle
Fernher geahndte Geisterreich uns führt,
Und die Geheimnisse der Ewigkeit
Der Sprache anvertraut, die ihm gehorcht. —
Und er ist unser! Zwar ein edler Britte;
Doch sind die Edlen jenes Volkes Söhne
Von unserm Stamm, von reinem deutschem Stamm.
Und er ist unser! mit noch kühnerm Stolz
Sei dieses Wort beruhigend gesprochen.
Bei uns, in unserm lieben Deutschland fand er
Das ganze, ungetheilete Gemüth,

Den fest durchschaunden Blick, die unbedingte
Hingebung an die Wahrheit und die Schönheit, —
So sey der Tag uns theuer, der ihn gab,
Und ernst bedeutend, der ihn uns genommen;
Und wohl geziemt es Deutschlands edler Hauptstadt,
Daß sie der großen Dichter größesten
Mit Liebe feire durch sein eignes Werk,
Durch jenes Werk, das unter allen Sonnen
Die er erschuf, als Mittelpunkt erscheint,
Das allen leuchtet, sinnig, hoch und herrlich.
Wir geben euch das Werk, wie wir's vermocht,
Der edeln Urgestalt genähert, wieder,
Und wenn die Kraft, der Fleiß und das Talent,
Sich gern vereinen, es mit Würdigkeit
Auf dieser Bühne neu auch darzustellen:
So seyd dem Dichter hold, der euch erfreute,
So seyd uns freundlich, die wir unsre Kraft,
Euch zu erfreuen, muthig geben wollen.

An eine nie gesehene Freundin, als ich ihr Bildniß empfing. (3. Jul. 1816).

Sieh, in der sinnig ernsten Zeit,
Wo das Lächeln mitunter ein wenig weit,
Kommt vom Himmel eine Maienblüthe,
Daß ich mich freu' im tiefsten Gemüthe.
Es ist ein Bild, das freundlich auf mich schaut

Ein reiner Blick, dem man sich gern vertraut,
Ein Auge, das still und sinnig und milde
Schon hier auf Erden dringt in selige Gefilde.
Es ist die edle Jungfrau; doch ein Kind,
Gottlob ein Kind auch, wie die ächten Kinder sind:
Sie einigt die Kraft und den holden Frieden,
Klarheit und Sicherheit ist ihr mild beschieden. —
Du wärst mir fremd? Dich hätt' ich nie gekannt?
Du wohnst im fernen, nie gesehnen Land?
O liebes Kind, dir hätt' ich viel zu sagen,
Mit dir mich freuen möcht' ich, mit dir klagen;
Denn gar nicht fremd erscheinst du mir und kalt,
Zum milden Kinde zieht das Herz uns bald. —
O sprich zu mir doch nur ein einzig Wort,
Sonst zürn' ich Ärger noch auf Zeit und Ort.
„Ich bin die Freundin, die du dir erstrebt
Als du geschrieben, wie's im Tode lebt,
Und wie das Leben nur als Blüthe sprießt,
Aus der die heilge Frucht sich einst erschließt,
Weil du in Demuth hast den HErrn erhoben,
Den wir in Ewigkeit erst würdig loben,
Weil du der Frauen Tugend hast gepriesen,
Und manchen Männern was sich ziemt gewiesen,
Weil du es ehrlich meynst im Ernst und Scherz,
Und weil dir ward ein redlich festes Herz:
Drum will ich auch als Freundin mich bekennen,
Und freundlich dich den „frommen Dichter" nennen

An R. (6. Jan. 1811.)

Wenn so ein dritter, fremder Mann erschiene,
Beschaut' uns lang, belauschte unsre Stunden
Und wie die eine, eirund wie die andre,
So hinfliegt still und anspruchlos, er spräche
Zuletzt halb seufzend: „Welch' ein armes Volk!
„Nicht eben wie Kanarienvögel, die man
„Mit warmen Händen faßt, faßt sie das Schicksal;
„Und wie von ihrem Fenster dort die Aussicht
„Nur eine Spanne weit hinaus sich streckt,
„So und noch mehr begränzt sich schon ihr Leben:
„Das äußre, wie's der Dichter vornehm nennt.
„Dem armen Manne der seit manchen Jahren
„Schon in den Meßkatalogen erscheint,
„Berührte, tückisch fast, ein Krankheitsdämon
„Die Hand, die sich den Lorbeer wollt' erschreiben,
„Daß wer es böse mit dem Armen meynt
„Von Ironie des Schicksals reden möchte.
„Nun sitzt die liebe Frau, und leiht die Hand,
„Die sie so treu in seine hat gelegt,
„Auch noch zum Schreiben, das sich nimmer endet.
„Denn eher würde Sprea's Strom verrinnen,
„Als ihm die Lust zur Dichtkunst, und Geschichte,
„Philosophie, und wie er's weiter heißt,
„Was stets in Strömen er der Frau diktirt.
„Das gute Volk! wie es sich müht und anstrengt!
„Denn von Golkonda's und Potosi's Schätzen
„Ist wenig nur in ihren Schooß gefallen;

„Wahrhaftig wenn ich's recht bedenke, mag ich
„Christlichen Mitleids schwer mich nur erwehren,
„Denn sonst sind sie nicht übel, auch noch jung,
„Und leider schließt das Leben seine Bude,
„Als wäre aus das Fest, schon knarrend ihnen zu.“ —

So spricht Herr Orgon — unser alter Gellert
Würd' ihn so nennen — und er meynt es gut;
Doch eben was nicht Orgon spricht und Dämon,
Nicht Kunz und Peter, dünkt mich, ist das Rechte.
Was scheint, ist draußen und nur nicht'ger Tand,
Was scheint hört auch wohl einmal auf zu scheinen,
Doch was da ist, hört nimmer auf zu seyn.
Bei uns, du Gute, giebt's geringes „Scheint“
Doch desto reiner steht dafür das „Ist.“
Und wie ein reiches Füllhorn seine Gaben
Verschwenderisch herabstreut, so das „ist.“ —
Mir gab ein Gott, das Leben klar zu schauen,
Die Stralen alle still in eins zu fassen,
Mir ward der reine Blüthenstaub des Himmels,
Der auch das kleinste Erdenglück umwallt.
Mir gab ein Gott die höchste seiner Gaben
Die Poesie, die, ewig jung und schön,
Das Herz erfrischt und hebt, und labt und kühlt;
Wofür der demuthsvolle, heiße Dank
Nicht enden soll, auch wenn das Leben endet.
Mir gab ein Gott — was kann er Beßres geben?
Wo ist ein Glück, auf das wir sichrer bauen?

Mir gab ein Gott für dieses arme Leben
Der Freuden reichste, dich, du freundlichste der Frauen.

An dieselbe (6. Januar 1813.)

Wohl scheut der Mensch der trüben Worte Deutung,
Und, über glühnde Asche schwer hinwandelnd,
Wagt er es nicht, sein Schicksal sich zu nennen,
Im Stillen fürchtend, daß er es erbittre,
Wenn er den Namen spricht, der es bezeichnet.
So wird das Trübe finster, und das Finstre,
Sich tief verdichtend, wirkt verworren fort,
Unausgesprochne Schmerzen stets erneuend.
Nicht also wir. Was uns ein Gott genommen,
Die harten Stunden die er uns gegeben,
Die Schmerzen alle, die er uns bestimmte,
Wir wagen sie getrost uns zu gestehen:
Und sanft und milde sehen sie uns an,
Wenn wir nur sanft und milde sie ertragen.
Der Kranz des Schmerzens wie der Kranz der Freude
Ist Gottes Gabe, und das Leben will,
Daß wir ihn freundlich und mit mildem Anstand,
Daß wir ihn tragen wie des Dichters Lorbeer.
Hin ist das Jahr mit seinen schönen Stunden,
Hin ist das Jahr mit seinen herben Schmerzen:
Noch einmal seh'n sie uns wie Genien an,
Und Abschied nehmend flattern sie hinweg.

Die neue Bahn wird hell, die Hoffnung naht;
Der ew'ge Glaube und die süße Dichtkunst
Der ich mehr als mein Leben opfern möchte
Die ewig neue Liebe, die du lehrtest,
Die ew'ge Jugend — o du freundlich Theure,
Wenn wir uns haben, kann uns etwas fehlen?

Am Geburtstage einer Mutter, die zwei Söhne in den heiligen Krieg sandte.
(Herbst 1813.)

Heiter versammelte sonst die heitere Stunde die Deinen,
Und aus aller Brust sprach nur ein einzig Gefühl.
Nicht so heut: Die Geliebtesten gabst du dem heiligen Kriege,
Der dem Leben zurückbringet die Freiheit, den Sieg.
Wohl erfaßtest du kräftig die Pflicht, und wichest ihr willig;
Doch in der tieferen Brust redet sehnsüchtiger Schmerz:
Süßer Friede, o du den kaum noch die Herzen mehr ahnden,
Du mit der Fülle des Heils, du mit der Freuden Erguß,

Süßer Friede, o nahe dich wieder den heimischen
Fluren,
Bringe die Theuren zurück, stille du sänftgend
das Herz.

Beim Tod des zweiten Kindes.

(30. Junius 1814.)

Wie, mein geliebtes Kind, du willst nicht weilen?
So soll ich nie der Hoffnung wieder trauen?
Dich soll ich nie mehr, du Ersehntes, schauen?
Und nimmer meines Herzens Ziel ereilen?

Nicht zählt der Pilger, glaubensvoll, die Meilen,
Die noch ihn trennen von den milden Auen
Auf denen stolz sich Gnadentempel bauen,
Die kühn gewölbt der Erde Wolken theilen.

So hab' ich gern und kräftiglich gerungen,
Du solltest Lohn seyn aller meiner Mühen,
Dich wollt ich hegen in des Busens Tiefen.

O eitles Sehnen! Herz, du bist bezwungen:
Mir soll aus Grabesnacht nur Hoffnung blühen —
Ich wollt' die Starren wecken; doch sie schliefen.

Musik.

Edle Naturen veredelt Musik; doch flache verflacht sie:
Was Polyhymnia spricht, hört nur das tiefere Herz.

Monolog aus einem Roman (1804).

Ein trübes Leben hatte mich umfangen,
Der frischen Jugend Kränze welkten hin,
Die alten Scherze waren all verscherzt;
Ja selbst die Schmerzen hatt ich schon verschmerzt:
Denn dumpf und trübe war's in meiner Seele
Die sich der stillen Nacht, der einsamen,
In Einsamkeit dahin gab.
Da theilet plötzlich sich der Wolken Hülle,
Ein wunderheller Glanz ging an mir hin,
Vor dem die alte Nacht erbebend floh.
Im lauen Aether schwimmt der Mond daher,
Und in des reinen Glanzes milder Klarheit
Schwebt sie, die lichte Gestalt, vor meinen Augen.
Nicht kannt' ich sie; doch ahnet sie mein Herz,
Und bei des Blickes zauberischer Kraft,
Der milden Stirne lieblich hellem Leuchten,
Des hohen Ganges leiserer Bewegung,
Erfühl ich mich mit Jugend neu erfüllt,
Und von des Himmels sternenhellen Höhen
Steigt göttlich kühn die Freude mir hernieder.
Es schlug das Herz in kühnerer Bewegung,
Die alten Träume kehrten frisch erneut
Dem stillen Busen mir zurück, und spielten
Mit zarten Tönen um die tiefe Sehnsucht.
Zwei Stunden — o, nicht damals maaß ich sie,
Die Zeit, die mich so hell der Zeit entrückte —
Zwei Stunden flohn dahin, wie goldne Pfeile

Mit Eil' hinrauschen, niemals wiederkehrend. —
Ach warum floht' ihr, warum durft ich euch,
Ihr Stunden, nicht beschwören, mir zu stehen?
Warum, ihr Holden, eiltet ihr so schnell
So üppig schnellen Flußes mir vorüber?
O, anders sind die ernsten Schwestern. —
Und du, die ich nicht nennen darf, wo weilst du?
Ringend such' ich dich überall; und nirgend
Find ich dich; nach der das Herz im tiefsten
Innern sich sehnet. — —
Theilt sich nimmer wieder der Wolken Hülle?
Ist der Stral auf immer hingeschwunden?
Soll ich nimmer wieder schaun des Auges
Mondliche Klarheit, nimmer des süßen Mundes
Sanftes Lächeln, nimmer hören der Sprache
Lieblichen Wohllaut?
Siehe, das finstre Leben, das enge, hohle,
Faßt mich mit kaltem Arm, o rette du mich,
Daß ich an deiner Seite lebe das süße
Leben, und sterb' an deiner Seite den süßen
Tod, von der Liebe Melodien umrauschet.

Leben und Liebe.

(1804)

Leben und Liebe wie bist du so schön!
Liebe und Leben wohl nimmer verwehn:

Lenze entfliehen und Menschen verglühn,
Aber die Liebe wird ewig erblühn.

Dem Lehrer und Freund. (1814)

(Im Namen der Kinder.)

Jenes herrliche Wort: „Laßt zu mir kommen die Kinder"
Freundlicher noch als du hat es wohl keiner erfüllt:
Denn du liebst sie und lehrst sie und lächelst und freust dich mit ihnen,
Darum begegnet dir auch rascher das kindliche Herz.
Liebe nur können wir geben und tief empfundene Wünsche,
Daß das Leben dir stets freundlich erscheine und mild,
Daß, da du selbst dich vergißt, und nur für andere strebest,
Inniger Dank dich belohnt, wie wir so freudig ihn weihn;
Aber vor allen wünschen wir dir des Geliebten Zurückkunft,
Der so edel und kühn kämpfet den heiligen Kampf.

Seliger Tag, o nahe dich bald, wo alles belohnt wird,
Wo der süßeste Laut: „Friede" durch Deutschland ertönt.

Der Gemüthlose.

Ob du glaubest? ich glaubs nicht, und ob du zweifelst, bezweifl' ich,
Denn nur die Liebe glaubt, oder es zweifelt der Haß.
Aber du liebst nicht und haß'st nicht; und — hast auch nicht dich und nicht andre:
Und dein Leben es geht traumlos und klanglos dahin.

Die Gemüthvolle.

Wie lieb' ich dich du süßes Mondenlicht,
Wenn du so mild uns Flur und Wald verklärst;
Jetzt zeigest du mir Emma's Augenlicht,
Damit du mir dein Wesen ganz erklärst.

Dem Guten.

Reines Herz, nicht bange der Leidenschaft mächtigem Ringen:
Perlen nur spület das Meer, kräftig sich hebend ans Land.

---

*

Das Trennende.

Tausend Klagen der Menschen sind leer und ver-
flattern ins Leere,
Und das weiche Gefühl stärkt in den Klagen
sich nicht.
Aber klagst du den Raum, der die innerlich Ei-
nigen trennet,
O dann klag' ich mit dir, klage die Weite
der Welt,
Klage sie, die doch so eng ist, und ewig scheidet
die Freunde,
Die sich über dem Raum, über der Zeit
sich erkannt.

Der Dichter.

Gönn' ihm den Kranz, der reif und duftend die
Schläf' ihm umwallet:
Ihn nur nennt er ja sein, gönnt dir die üb-
rige Welt.
Auch das gönne du gern, wenn stolz er den Kranz
auf die Stirn drückt:
Lorbeer wehret dem Blitz, wendet den feind-
lichen Stral.

Derselbe.

Dichter, wie bist du so mild, wie spielt ein sanfteres Lächeln
Dir um den Mund, und wie steht heiter und schön dir der Kranz!
Wohl ist milde die Liebe; drum sollst du nur Lächeln erschauen,
Nur die Blüth' in dem Kranz, nimmer den tieferen Dorn.

Liebe der Griechen und Christen.

Aus dem üppigen Schaum entsprang die griechische Venus;
Hoch aus dem Aether herab wandelt die christliche mild.

An * * * (1812).

Was ich dir wünsche, nennt ein einzig Wort,
Das alles Große, Schöne, Freundliche,
Und unerschöpflich milde Heilkraft ausspricht,
Gar gern verschmähend stolzer Rede Pracht.
Wenn du besitzest was es uns an's Herz legt,
Dann ist getilgt der Zweifel irres Treiben,
Dann ist gelöst des Lebens ernstes Räthsel,
Und jeder tiefern Frage deines Herzens
Begegnet sanft beruhigende Antwort;
Des Lebens ernste kreisende Geschäfte

Umfassest du mit Lust und heitrer Neigung,
Und in dem kleinen Kreis, der dich umgiebt,
Erscheint dir fröhlich eine stille Welt,
Die einzig wahr ist wenn sonst alles täuschte.
Der Freude Kranz, den dir die Liebe reicht,
Blüht ewig frisch und neu in reicher Fülle:
Und jedes Leiden, das dem Herzen naht,
Berührt es nur, um sanft und tief zu läutern.
Ja selbst dem Schicksal legst du stillen Zwang an,
Daß es sich nimmer darf verheerend nahn:
Und, wie nach ernst hinrollendem Gewitter
Der sanfte Friedensbogen Ruhe stralet,
So steigt auch aus der Trauer dunkler Stunde
Ein stiller Engel auf, das heiße Herz
Das viel verlor und schmerzlich, sanft zu kühlen.
Nenn' ich das Wort? Es ist Religion,
Die, mit der ew'gen Mutterliebe, freundlich
Die frommen Hände uns entgegen breitet,
Und tausend Freuden, tausend milde Scherze
Und Hoffnungen mit nie erschöpftem Füllhorn
Umflattern sie die Hohe, Göttliche. —
O laß uns Schwester ihr, nur ihr vertrauen,
Wie ist uns dann die Welt so neu und freundlich!
Wo ist der Schmerz, den wir dann nicht besiegten?
Wie sind die Thränen dann so mild besänft'gend,
Wie ist das Auge dann so mondlich ruhig,
Wie ist das Lächeln dann in Gott so lauter.

An R. (1807).

Am finstern Tag verlangst du ein Gedicht?
So spricht die Muse streng und will nicht hören:
Und dennoch trübt mich selbst ihr Weigern nicht,
Denn spricht sie nur: so wird sie bald gewähren.

An dieselbe. (1807).

Du bittest ein Gedicht, wohl will ich's geben,
Wohl hauch' ich tausend hin mit inn'ger Lust:
Gieb nur der Zeit, gieb nur dem Leben Leben,
Sonst halt' ich sie zurück in meiner Brust.

Spruch:

Den Schmerz nicht hasse, doch den kleinen, bangen,
Der mit Verworrenheit die Brust umhüllt; —
Dann ritz' dich tiefer, daß es heißer blute,
Und aus dem Blute blüht die neue Freude.

Magie der Nacht. (1804).

Was des Tages greller Schein
Mir geraubt mit bittern Schmerzen,
Kannst du liebe Nacht allein
Wiedergeben meinem Herzen.

Ach! der stolze Tag verhöhnt
Alle meine tiefen Schmerzen:
Nimmer wird das Herz versöhnt,
Als in dir, o Nacht, allein.

Liebchen ist verschwunden mein,
Weit in fernes Land gezogen:
Weiß nicht wann sie wiederkehrt,
Die mir über alles werth.

Ist die Hoffnung gar erlogen,
Kann nun nimmermehr erlangen
Ihrem holden Blick zu lächeln,
Sie mit Liebe zu umfangen.

Nur wenn stille Nacht erscheint,
Kehrt sie in den Träumen wieder,
Läßt sich freundlich zu mir nieder,
Will mich nimmermehr verlassen.

Und ihr liebes Auge weint
Stille Thränen süßer Freuden:
Und ich darf sie kühn umfassen,
Freudig daß wir sind vereint.

An N. (6. Januar 1817).

Wohl möcht ich dir ein heilend Wörtchen sagen,
Das mit dem Jahr das hinschwand dich versöhnte.
Es war das Jahr der immer wachen Schmerzen,
Das Jahr so mancher schmerzlich trüben Täuschung,
Wo nimmer mich Genesung kühl umwehte,
Wo selbst der alte schöne Heilungstraum,
Sich selbst belächelnd, in sich selbst hinabsank.
Ich scheu dich nicht du Flammenschrift der Stunden,
Die mit so finsterm Ernste mich bedräuten,
Ich wußt' euch doch mit Christen-Ernst zu mildern,
Ja wohl mit Christen-Scherze zu bezwingen.
Ihr Nächte, nächtlicher als Nächte, tretet immer
Von neuem zu mir her, ich scheu euch nicht:
Wohl mochtet ihr von äußrer Kraft mir rauben:
Die innre hat der Herr mir wohl behütet.
Das möge dich, du Treugeliebte, trösten. —
Du schweigst? — so denke dann der lieben Stunden,
Wo wackre Freunde sich um uns versammelt,
Wo unsre Thränen sich in Freundesthränen,
Wo unser Lächeln sich in Freundeslächeln,
Wo unser Scherz in Freundesscherz sich löste. —
Noch immer schweigst du? so gedenke dann,
Wie mich der heil'gen Dichtkunst Wonne labte,
Wie gnädig Gott dem Worte Kraft verlieh,
Daß es auch fern die Herzen sich entzünde,
Und mancher holde Gruß von edlen Frauen,

Und mancher edle Beifall edler Männer
Dem fernen Dichter freundlich ward gesandt. —
Nicht spurlos geht Beatrix mir vorüber
Und du Aurelie, meines Herzens Liebling,
Nimm meinen Dank für jenes theure Wort
Das, dein gedenkend, mir die unbekannte Freundin
Am letzten heilgen Abend hat gesendet.
Und sollt' ich eurer schweigen, ihr so lieben
So trauten Herzensfreunde Siegfried? Gerhard?
Die ihr so manches theuren Jünglings Herz
Ergrifft, daß es sich freundlich zu mir neigt?

Noch immer schweigst du? kann kein einz'ges Wort,
Kein tief empfundnes, dankerfülltes Wort
Dich heilen, Du Geliebte, keines? keines?

Wohl du hast Recht, kein Menschenwort vermag es.
So laß uns aufschaun zu dem ew'gen Wort,
Das jede Frage lößt, und selige
Beruhigung für alle Schmerzen hat.
O laß uns eingehn, immer tiefer eingehn
In jene ew'ge, glanzerfüllte Wahrheit:
Dann ist das Leben neu und kühn und mild,
Dann, du Geliebte, lächelst du auch wieder.

An W. G.

Am Tage seiner ehelichen Verbindung.
Frühling 1816.

Früh schon, dem Kind und dem Knaben, verkündete dir sich des Lebens
Stiller Ernst in der Brust, und du entzogst dich dem Spiel.
Auf dann reifte der Knabe zum Jüngling, und tiefer und tiefer
Strebte der Ernst, der das Mark edeler Wissenschaft sog.
Und dir ward das Auge geklärt und der Busen erweitert,
Denn die Liebe sie stand neben dir lächelnd und mild.
Siehe, da ward dir der Ernst zur Freude und Lohn für die Arbeit,
Die das ew'ge Geschick nimmer dem Manne erspart. —
Und du wandertest aus, und erschautest Germaniens Gränzen
Schautest das ewige Rom, schautest Neapolis Glanz;
Aber das deutsche Herz, ungereizt von dem Schimmer des Auslands,
Wandte sich sehnend zurück hin zu der Heimath der Kraft,

Wo dich der Arm der Mutter, der Arm der Geliebten erwartet,
Wo sich die Hoffnung dir zeigt, bald zu befried'gen das Herz. —
Jetzt nun, fröhlich ringend, hinschwanden freundliche Monde,
Und schon nahte, so schien's, freudig-erfüllend das Ziel.
Da erscholl des Vaterlands Ruf, und die herrlichen Söhne
Eilten muthig heran; du nicht fehltest dem Zug:
Hingegeben hattest du alles, was theuer dem Herzen:
Mutter, Geschwister und ach! auch die Geliebte sogar. —
Hin in den eisernen Kampf enteiltest du; aber der Gott lenkt
Wie der Staaten Geschick: also des Einzelnen Lauf.
Abermals kehrtest du heim, bekränzt mit der Blüthe des Sieges,
Und die Wissenschaft nahm liebend den Krieger zurück. —
Siehe, nun ist erfüllt was das tiefe Gemüth sich ersehnet,
Was der Jüngling gehofft, wird nun dem Manne zu Theil.

Denn was auch du erschautest im Ausland, erkämpft in der Fremde:
Lieb' und Treue, sie sind stets doch das heiligste Gut.
Ja du nennst sie nun dein die längst bewährte Geliebte,
Und kein feindlich Geschick trennt die Vereineten mehr.
Wo ihr auch seyd: mit euch ist die Liebe, mit euch ist die Treue,
Und wo die Liebe wohnt findet sich Heimath und Ruh.

Einem Freunde. (2. Jul. 1815).

Es ist ein kühnes Wort, das selten nur
Der Mann sich selbst zu sagen wagen darf,
Das Wort, das unser Dichter seinem Helden leiht,
Daß „über seinem braunen Scheitelhaar
Die schnellen Jahre machtlos hingeflogen."
Du bist der Seltnen einer, der es sagen darf:
Drum gab zum Seltnen dir noch Seltenes hinzu
Das ewige Geschick, so mild gesinnt,
Daß, während Jugend dir im Innern wohnt,
Dich Jugend auch umspielt in heitern Farben:
In Kraft der Söhne, in der Tochter Anmuth,
Und in des Kleinsten kaum enthüllter Blüthe.

So windet sich das Leben, wie ein Kranz
Vollblühend, reich um dich in Lieb und Wahrheit. —
O welch ein Tag, wo alles dankerfüllt
Die Hände aufhebt zu dem gnädgen Gott
Der was wir flehten, liebend hat gegeben;
Den Sieg des Vaterlands, des heißgeliebten,
Den Sieg des Rechtes über Trug und Lüge.
Da kann nicht mehr das arme Wort genügen,
Denn über alles Wort ist edle Freude; —
Doch kommt ein menschlich froher Tag hinzu,
Dann drückt man inniger des Freundes Hand
Und nicht verschmäht sich mehr das arme Wort,
Das lindernd sänftigt und erhöht die Freude.

Einem theuern Jünglinge, der bei Leipzig fiel.

In den heiligen Kampf, so heilig wie nimmer ein Kampf war,
Zog dich das glühende Herz, freudig zu weihen die Kraft;
Jugendlich kühn, doch mild und fromm, erhubst du die Waffen,
Und um die blühende Stirn wand sich der Lorbeer des Kriegs:
Neuen Kämpfen dann eiltest du zu, und am größten der Tage,

Mitten in Wonne des Siegs, nahte sich dämmernd dein Ziel.
Siehe da faßt unendlicher Schmerz die Herzen der Deinen,
Doch mit verklärtem Blick sprichst du den Theueren zu:
Höchster Wonne schon früh mich zu freun, gewährte der Herr mir,
Und aus dem Erdenkampf ging ich zu himmlischem Sieg.

Naturbeschwörung.

Leise, wie Sorge des Kinds, umflattert Nebel den Himmel:
Sprich nur das lösende Wort, und er ist heiter wie du.

An eine junge Freundin.

Muthig und klar und heiter und tief: so erscheine dem Leben,
Und es erscheinet dafür wieder dir heiter und tief.
Arm ist das Wort, doch reich die Bedeutung, und nimmer ermüd' ich,

Was ich zahllos fast, dir schon o Freundin gesagt,
Freundlich auch heut, an dem fröhlichen Fest, und mit Ernst zu erneuen:
Denn wenn auch alles wankt, wanket die Kraft nicht des Worts.

Einige andere Verlagsbücher der Johann Leonhard Schrag'schen Buchhandlung zu Nürnberg.

Volkmar's Bekenntnisse und Lebensgeschichte. Aus dessen Papieren gezogen und herausgegeben von Simon Erhardt, Professor zu Nürnberg. 8. 1817. 1 Thlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Dieses Buch enthält, was sein Titel aussagt, Erinnerungen und Reflexionen aus einem wirklich gelebten Leben; es ist Biographie, nicht Roman. Der Herausgeber fand, laut der Vorrede, diese Papiere in dem literarischen Nachlaß eines Freundes, und theilt in einer Reihe von Ueberschriften höchst anziehende Schilderungen aus dem Leben eines Mannes mit, dessen Bekanntschaft gemacht zu haben Niemanden gereuen wird. Zugleich ist dieses Buch, wie jede wahre Biographie, ein Sittenspiegel des vorübergegangenen Zeitalters, in welchem die Leser zur Anschauung mancher Menschengestalten und Volksthümlichkeiten gelangen, die seitdem von der Erde verschwunden sind. Sprache und Ausdruck sind edel und korrect. Kein Gebildeter wird es ohne Vergnügen und Belehrung aus der Hand legen.

Karls des Großen Geburt und Jugendjahre, ein Ritterlied von Fried. Baron de la Motte Fouqué, herausgegeben von Franz Horn. 8. 1816. Auf Schreibp. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 6 kr. Druckp. 1 Thlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Wer aus des trefflichen Dichters Eginhard und Emma den alten Heldenkaiser schon liebgewonnen, wird mit Freuden diesen herrlichen Gesang von Karls des Großen Geburt und Jugend willkommen heißen, worin der Dichter seinen ganz eigenthümlichen Beruf als

deutscher Heldensänger vielleicht glänzender als je beurkundete. Gewiß wird dieses mit aller Kraft und Anmuth ächtdeutscher Zunge reich ausgestattete Lied als eine der unverwelklichsten Blüthen in dem Kranze des edlen Sängers leuchten!

Die Pilgerfahrt, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von Fried. Baron de la Motte **Fouqué**; herausgegeben von Franz **Horn**. 8. 1816. Auf Schreibp. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 6 kr. Druckp. 1 Thlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Dieses eben so kühn ersonnene als schön und befriedigend vollendete Trauerspiel, worin nicht selten eine wahrhaft Shakspearische Kraft und Innigkeit des Gefühls uns anspricht, zeigt uns den vielgestaltigen Sänger Sigurds gleichsam von einer ganz neuen Seite. Wer, vom Titel verführt, hier vielleicht etwas Mystisch-Nebulistisches im Styl manches unsrer Neupoetiker witterte, möchte sich (im Vertrauen gesagt!) stark irren.

Glitt und seine Freunde, ein Roman von Fried. **Laun**. 8. 1816. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Glitt und seine Freunde sind gar ein seltsames interessantes Völkchen, für dessen Bekanntschaft der gemüthliche Leser dem unerschöpflichen Humor des Verfassers gewiß Dank wissen wird. Das nekische Spiel, welches der kleine geflügelte Knabe mit Pfeil und Bogen unter und zwischen ihnen treibt, ist höchst ergötzlich und lebensvoll, und da man hier Künstler aller Art, Dichter, Maler, Musiker, Deklamatoren, antrifft, so giebt das dem vielgewandten Verfasser Anlaß, auch manches beherzigenswerthe Wörtchen über Kunst und dergl. in den bunten Teppich seiner anmuthigen Geschichte mit einzuweben.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz,

Freundliche Schriften für freundliche Leser

Bd.: 1

Nürnberg (1817)

P.o.germ. 649 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111540-1